JÜRGEN RIEGER



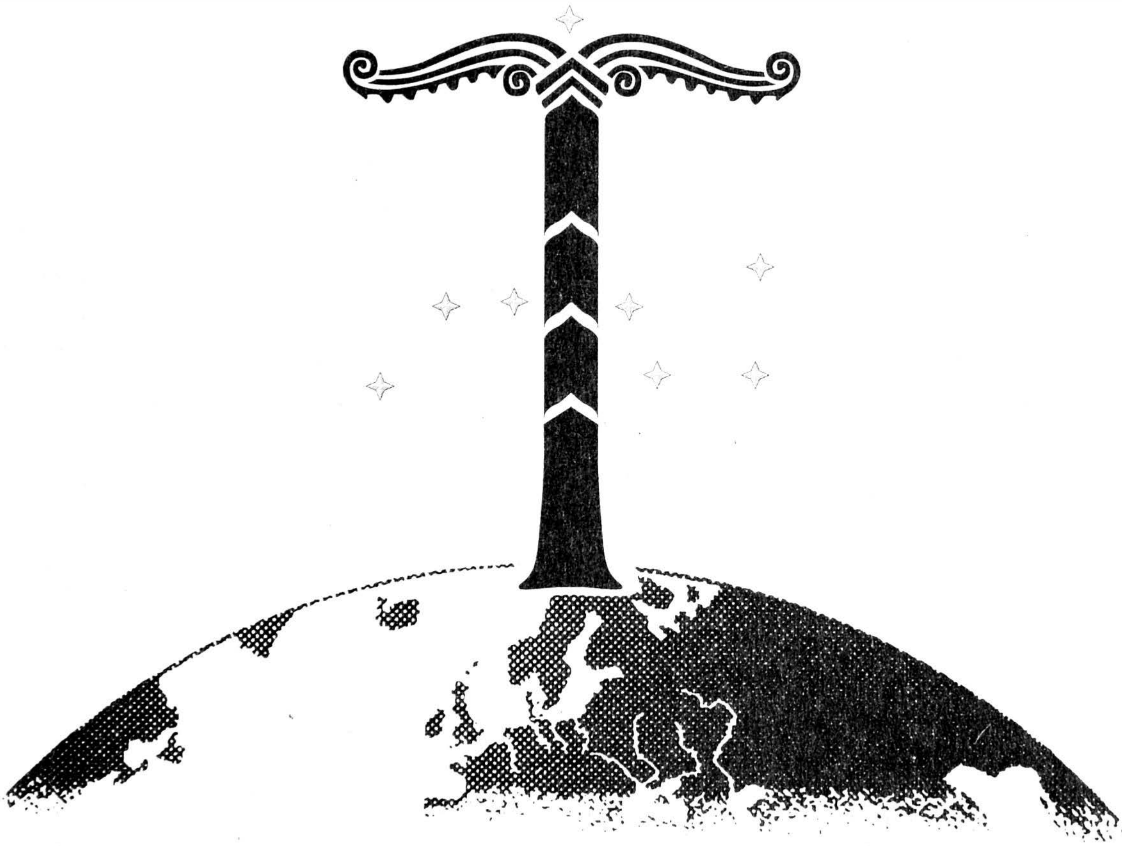
SITTENGESETZ UNSERER ART

Band 9 der Buchreihe der Artgemeinschaft-GGG

Herausgeber:
Die Artgemeinschaft –
Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e. V.
Postfach 55709, 22567 Hamburg

3803 n. St.

JÜRGEN RIEGER



SITTENGESETZ UNSERER ART

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Nietzsche hatte bei seiner Kritik des Christentums besonders die christlichen Werte als schädlich dargestellt und eine „Umwertung aller Werte“ gefordert. Damit stellte sich für die germanischen Heiden die Aufgabe, einerseits neue Wertetafeln aufzustellen, andererseits vorhandenen Werten einen anderen Stellenwert zu geben. Die mit uns verschmolzene Nordische Glaubensgemeinschaft hatte in den Sätzen 10 bis 18 des „Nordischen Artbekenntnis“ von 33 versucht, einige Werte darzustellen, eingeleitet mit den Worten: „Das sittliche Gesetz in uns...“, die für germanische Nichtchristen bedeutsam seien. Dr. Kusserow hat bereits 3734 n. St. ein kommentierendes Heft: „Das Nordische Artbekenntnis“ für die Nordische Glaubensbewegung dazu verfaßt. Die Artgemeinschaft gab sich 3751 n. St. ein abgeändertes Artbekenntnis, das nur noch Aussagen zu religiösen Fragen machen wollte; als Ergänzung hatte Dr. Kusserow eine „Tafel der Werte“ für die Artgemeinschaft entworfen, die ab 51 als „Richtleite“ für artgläubige Menschen gelten sollte. Dies war aber nur eine Zusammenstellung von Werten ohne Einbindung in Sätze. Die „Artgemeinschaft Heide“ druckte dann eine kleine, zwölfseitige Schrift: „Richtbild Unserer Art“, wo neben kurzen Ausführungen zu Idealen, Glück, Lebensgesetz und Glaube unter der Überschrift „Werte“ einige Werte genannt und mit Kurzsätzen erläutert wurden. Dr. Kusserow entwarf ein „Artgelöbnis“, das von der Berliner Gefährtschaft der Artgemeinschaft 56 angenommen wurde. Hier waren einige der in der „Tafel der Werte“ genannten Werte in sieben Sätzen angesprochen. Mehr Werte wurden in Heft 3 der Schriftenreihe der Artgemeinschaft „Artrichte meines Tuns. Kleine nordische Ethik“ (1967) auf 44 Seiten durch Dr. Kusserow kommentiert. Ferner fanden sich in seinem Buch: „Lebenswissen – Natürliches Weltbild“ (Heft 7 der Schriftenreihe der Artgemeinschaft, 1971) unter der Zwischenüberschrift: „Die Wertordnung“ von Seite 67 bis Seite 107 Ausführungen zu Wertfragen, ebenso in seinem Buch: „Artglaube. Lebenssinn – Volksgesetz – Selbsterfüllung“ (1977) auf den Seiten 157 bis 315.

Alle diese Versuche zur Neugestaltung einer Ethik waren aber in allen Fragen nicht folgerichtig genug. Eine konsequente Überwindung der christlichen Moral hätte z. B. bedeutet, daß die Bescheidenheit als Wert nicht gepriesen und die Liebe nicht als die höchste Macht auf Erden gesehen worden wären. Dies ist aber nicht verwunderlich. Das Christentum hatte Jahrhunderte gebraucht, die heidnische germanische Ethik Schritt um Schritt zu entwerten und eine neue Ethik an deren Stelle zu

setzen; deswegen kann natürlich nicht erwartet werden, daß bei Überwindung des Christentums nun sofort eine heidnische Ethik aus einem Guß entworfen wird. Um die Augen dafür zu öffnen, wie die Ethik unserer heidnischen Vorfahren sich von der christlichen Moral unterscheidet, habe ich zunächst als Heft 20 in unserer Schriftenreihe von Professor Heusler: „Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit" veröffentlicht, sodann als Heft 21 als eigene Arbeit: „Von der christlichen Moral zu einer biologisch begründeten Ethik" (ebenfalls 3792 n. St.) erscheinen lassen. Es sollte damit jedem offenbar werden, eine wie große Kluft zwischen christlicher und heidnischer Moral besteht, und daß die Kritik am Christentum sich nicht darin erschöpfen kann, die Abweichung der christlichen Würdenträger und der Politik der Kirche von den Worten Jesu zu brandmarken.

Das verdeutlichte manchem Gefährten die Notwendigkeit einer Neubearbeitung unserer sittlichen Grundlagen. Ich legte anschließend den Entwurf eines „Sittengesetzes unserer Art" vor, das nach eingehenden Aussprachen mit einigen Abänderungen und Verbesserungen 3793/94 n. St. verabschiedet wurde, womit das frühere Artgelöbnis mit sieben Sätzen und die Tafel der Werte ersetzt wurden. Im Anschluß hieran gab es auf Gemeinschaftstagen noch verschiedene Aussprachen zu den einzelnen Küren des „Sittengesetzes unserer Art", wo denjenigen, denen die Notwendigkeit verschiedener Küren in ihrer Aussage noch nicht deutlich genug geworden war, entsprechender Aufschluß in der Aussprache gegeben wurde. Was bislang aber fehlte, war eine schriftliche Erläuterung des „Sittengesetzes unserer Art". Diese liegt nun mit diesem Buch vor, wodurch 70 Jahre des Bemühens um eine artgemäße Ethik zu einem Abschluß gekommen sind.

Ausgangspunkt waren zunächst die Wortgebungen in den Sittengedichten der Edda und Gedichte und Aussprüche von Persönlichkeiten zu den einzelnen Werten, quasi als Gerüst. (Teilweise zusätzliche Sprüche und Gedichte als hier, die besonders auf die Jugend Bezug nehmen, sind im Anhang von Bd. 6 dieser Buchreihe abgedruckt). Bei meinen Erläuterungen habe ich einmal die von Dr. Kusserow und anderen früher im Rahmen unserer Gemeinschaft gemachten Ausführungen berücksichtigt, oft ihnen folgend, teilweise aber auch nicht. Sehr wertvoll war mir für meine Ausarbeitung das Büchlein von Dr. Gerhard Krüger: „Das unzerstörbare Reich" (1952), seine tiefgehenden Gedanken, die er in der Gefangenschaft nach 45 seinen Kindern als Aufforderung für den künftigen Weg verfaßt hatte. Herangezogen habe ich ferner einige

Schriften von Anton Holzner und Georg Usadel, von Dr. Halfdan Bryn: „Der nordische Mensch", von Dr. Hans Burkhardt: „Die seelischen Anlagen des nordischen Menschen", das Gesamtwerk von Prof. Hans F. K. Günther und Ludwig Ferdinand Clauß, von Prof. Egon Frhr. von Eickstedt: „Die rassischen Grundlagen des deutschen Volkes" u. a. Auch Jan de Vries' Arbeit: „Die geistige Welt der Germanen" war nützlich, ebenso der Klassiker von Wilhelm Grönbech „Kultur und Religion der Germanen". Neben vielen Zitaten- und Gedichtbänden habe ich zu Einzelfragen eine Reihe von Büchern herangezogen, die alle aufzuführen hier zu weit führen würde. (Wer in den Zusammenhang dieses Werkes gehörende Gedichte oder Gedanken vermißt, sende sie mir gerne für eine Neuauflage zu!). Letztlich verantworte ich die Ausführungen aber selbst.

Die größte Gefahr für unser Überleben als Volk und Art geht nach meiner Auffassung von der christlichen Moral aus. Wir müssen kompromißlos eine biologisch lebensrichtige Moral leben, gleichgültig, was uns in der Kindheit als „moralisch" oder „unmoralisch" gepriesen wurde. Wer das Sterntaler-Märchen verinnerlicht hat, oder als Kind den Martin als heilig hat gepriesen hören, weil er seinen Mantel halbierte und die eine Hälfte einem Bettler gab, oder dem das Geschlechtsleben als grundsätzlich sündig bezeichnet worden ist, der muß viel an sich arbeiten, um zu einer biologisch ausgerichteten Ethik zu kommen. Ich hoffe, ihm hiermit Denkanstöße für das Finden einer lebensrichtigen Ethik gegeben zu haben.

Hamburg, den 20.10.3803 *Jürgen Rieger*

Einleitung

Jede Religion, auch wenn sie noch so sehr auf Jenseitiges gerichtet ist, gibt Anweisungen, wie man sich im Diesseits zu verhalten habe. Das Leben des Anhängers dieser Religion ist so und so zu führen, damit es „gottgefällig" sei, man ins Paradies oder ins Nirwana eingehe, den Ahnen ein befriedigendes Leben im Jenseits ermögliche u. ä. Damit ergeben sich jeweils andere Bestimmungen für das Diesseits.

Abgesichert werden solche Anordnungen dann meist damit, daß es sich um göttliche Gebote oder die Anweisungen des Religionsstifters (Buddha, Jesus, Moses, Mohammed usw.) handelt, der besonders gut den göttlichen oder kosmischen Willen erfaßt habe.

Auch die Artreligion hat wie jede andere Religion zu ihrer im Artbekenntnis niedergelegten Glaubensaussage als notwendige, folgerichtige Ergänzung für das tägliche Leben eine Aussage über sittliches Verhalten zu machen, wobei wir unter Sitte die gefühlte und geübte Haltung anderen Menschen gegenüber verstehen. Wir verzichten dabei auf eine mittelbare oder unmittelbare Herleitung aus dem Jenseits, sondern begründen unsere Wertesetzung anders. Wir sehen uns an, welches Verhalten die heidnischen Germanen hatten. Dann betrachten wir kennzeichnende Vertreter unserer Menschenart, also nordische und fälische Dichter und Dichterinnen, Philosophen, Staatsmänner, Soldaten, Naturforscher, was sie aussagten, was sie innerlich bewegte und was zur Antriebskraft ihres Handelns wurde. Daraus lassen sich Sittenwerte ableiten, die als geistige und religiöse Verpflichtung und Aufforderung zum Handeln in Worte gefaßt wurden. Was bezeichnende Vertreter unserer Menschenart in Worten und Taten, in ihrem Tun und Lassen, in ihrer Haltung und in ihrem Wesen waren, wie sich Angehörige unserer Art in gewöhnlichem Tagesdasein und in besonderen Krisen- und Gefahrenzeiten verhielten, das kann als Leitbild aufgestellt werden. Hilfreich hat sich hierbei nicht nur die Geschichtswissenschaft gezeigt, sondern auch die Rassenkunde, insbesondere die Rassenseelenkunde.

Daß es Unterschiede zwischen Menschenrassen gibt, wird allerdings von denen geleugnet, die ein moralisches Verhalten lediglich auf kulturelle Einflüsse zurückführen wollen. Dies ist aber nicht möglich. Seine Geburt als Angehöriger einer bestimmten Rasse, eines bestimmten Kulturkreises und einer Epoche sind dem Einzelnen ebenso wie seine ihm von den Eltern und Voreltern her mitgegebenen Anlagen und Fähigkeiten schicksalhaft bestimmt. Erhellend in diesem Zusammenhang ist die

Zwillingsforschung. Beim Gegenteil des moralischen Verhaltens, beim asozialen oder antisozialen Verhalten, gibt es hinreichend Zwillingsuntersuchungen, die zeigen, daß eineiige Zwillinge – selbst wenn sie überhaupt nichts voneinander wußten – oftmals zur selben Zeit an verschiedenen Gegenden dieselben Delikte (Diebstahl bzw. Sexualdelikte bzw. Betrügereien) begingen. Es ist deshalb davon auszugehen, daß auch moralisches Verhalten ebenso genetisch geprägt ist. Im Zoo sammeln sich wegen der vielen unserem Verhalten ähnelnden Situationen Besucher besonders vor den Affengehegen. Bei Tieren finden wir Vergleichbares zu menschlichen Tugenden: Zuneigung, Liebe, Treue, helfende Gemeinschaft, Opferbereitschaft, Sinn für Maß in der Verteilung gemeinsamer Güter, Achtung des Eigentums, faire Kampfesweise, Schonung des Lebens, Anerkennung von Führerqualitäten, lebensgerechte Rangordnung u. a. Auch abweichendes Verhalten gibt es, nämlich Betrügereien, Unfairness (bei „Spießern" im Kampf zwischen Hirschen z. B.), Diebstahl. Zu den Übereinstimmungen mit menschlichem Verhalten haben Forscher erklärt, es handele sich bei dem Verhalten der Tiere um „moralanaloges" Verhalten, d. h. ein Verhalten, was moralisch aussieht, aber eigentlich gar nicht moralisch ist. Dies angeblich deswegen, weil die Tiere eben triebgebunden so handelten, wir Menschen aber über einen freien Willen verfügten, so daß wir aus ganz anderen Gründen – nämlich aus Einsicht – moralisch handelten. Wir wollen nicht nur gut handeln, sondern wir wollen es uns auch als Verdienst anrechnen, daß wir gegen andere Erwägungen und Möglichkeiten gut handeln, und das meint man nur tun zu können, wenn man an der Vorstellung des „freien Willens" festhält. Schopenhauer wie Schiller hatten dazu dieselbe Meinung wie ich, und mit feiner Ironie auf Kants Ethik dichtete Schiller: „Gerne dient' ich den Freunden, doch tu' ich's leider mit Neigung, und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin." Wer an einem Gartenteich steht und sieht, wie ein zweijähriges Kind hineinfällt, wird – wenn er geistig normal ist – dieses Kind herausfischen. Wenn er den „freien Willen" hätte, dies zu tun, müßte er auch daneben stehen können und ansehen, wie dieses Kind ertrinkt. Wer es herausziehen würde, rede also nicht von freiem Willen. Im übrigen könnten wir für Freunde nicht die „Hand ins Feuer legen", wenn wir von der Idee des freien Willens überzeugt wären; denn dann könnte der Freund ja auch ganz anders handeln, als wir von ihm dies erwarten.

Umfassend habe ich mich zur Frage der Willensfreiheit in einem Aufsatz in der „Neuen Anhropologie", Jg. 13, Nr. 2 geäußert. Soweit damit – wie üblicherweise – gemeint ist, daß wir völlig frei und autonom unsere

Entscheidungen treffen, ist diese Auffassung falsch. Wir entscheiden uns – wenn es keinen äußerlichen Zwang gibt – so, wie wir uns aufgrund unserer Erbanlage, unserer Erziehung, frühkindlicher Prägung und vielfältiger Vorbilder, Meinungen und Ratschläge, die uns vielleicht gar nicht mehr bewußt sind, in dem Moment entscheiden müssen. Eine Persönlichkeit macht es aus, nicht schwankend in ihren Entscheidungen zu sein, sondern für andere voraussagbar in einer bestimmten Lage so oder so zu handeln. Dies sagt Schiller sehr treffend mit folgenden Worten:

„Des Menschen Taten und Gedanken wißt,
sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die inn're Welt, sein Mikrokosmus, ist
der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.

Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht,
sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln."

Das Verhalten der Tiere ist nicht „moralanalog", sondern genauso moralisch oder unmoralisch wie unser eigenes Verhalten. Wir verdrängen oft, daß wir mit den höchstentwickelten Menschenaffen die weitaus längste Zeit unserer Stammesgeschichte, die vor 3 Milliarden Jahren begonnen hat, uns gemeinsam entwickelt haben. Wir haben 98 % unserer Gene mit den uns am nächsten stehenden Menschenaffen, den Schimpansen, gemeinsam; es wäre eher unwahrscheinlich, warum plötzlich ein „freier Wille" zu einem gesonderten „moralischen Impuls" auf uns von oben herabschweben sollte.

Wenn wir gut und richtig handeln, können wir gleichwohl stolz auf uns sein, nämlich stolz darauf, daß wir von vortrefflichen Ahnen abstammen.

Hat aber Erziehung dann überhaupt keine Wirkung?

Das ist nicht die Folgerung. Es gibt manche Menschen, die durch ihre Erbanlagen so festgelegt sind, daß sie in ihrem angeborenen Geleise bleiben. Sie werden also gut handeln, selbst wenn sie enttäuschenden Erlebnissen ausgesetzt waren, von anderen Menschen betrogen wurden, schlechte Vorbilder hatten. Und es gibt andere, die die allerbesten Vorbilder und Erziehung genossen haben, aber gleichwohl kriminell werden. Die allermeisten Menschen sind aber nicht so starr festgelegt; zu rund einem Viertel wirken Erziehung durch die Eltern, Gruppenmeinung unter Gleichaltrigen oder in der Sozialschicht oder im Dorf, Lehrer, Vorbilder am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft, Strafen oder

Belohnungen auf das Verhalten ein. „Das Sittliche verbreitet eine Atmosphäre des Anstandes um sich her, der Begeisterte entzündet, in der Nähe des Klugen schärft sich das Urteil, Liebe erzeugt Gegenliebe, der Frohe belebt." (Ernst v. Feuchtersleben). Deswegen ist es durchaus sinnvoll, erwünschtes Verhalten zu beschreiben, unerwünschtes ebenso, und dies auch für die eigene Gruppe deutlich zu machen. Zigeuner haben andere Moralvorstellungen als Mittelklassebürger einer europäischen Kleinstadt. In Kurdistan hat man zur Frage, ob eine Waffe getragen werden soll und mit ihr Ehrkränkungen sofort zu ahnden sind, ganz andere Vorstellungen als in einer Quäkersiedlung oder in einer Eremitenhöhle.

Wie der Verhaltensforscher Mohr in „Natur und Moral" betont hat, ist das menschliche Verhalten zu einem guten Teil biologische Mitgift. Naturwissenschaftler gehen heute von einer evolutionären Ethik aus, also einer Ethik, die sich in Jahrmillionen entwickelt hat. Da es eine gewisse Anpassungsfähigkeit gibt, weil wir auch durch Erziehung und Prägung kulturelle Normen übernehmen, ist der Mensch nicht eine reine Maschine, eine Vorstellung, die manche Soziobiologen angeblich haben sollen, wobei aber ihre Auffassung von Gegnern übertrieben wird. Es gibt aber bestimmte Grenzen, die der Mensch – so oder so – nicht überspringen kann, weil sie ihm durch seine Erbanlagen gesetzt sind, und es nützt nichts, auf Dauer gegen die angeborenen Anlagen zu erziehen (wie es im christlich geprägten Abendland aber derzeit beispielsweise hinsichtlich der Begünstigung von Fremden gemacht wird).

Auch Kant war aber aufgefallen, daß es ein „moralisches Gesetz in mir" gibt, der Mensch also aus innerem Antrieb gut handelt, ohne des Gebotes eines Gottes zu bedürfen. Fahrenkrog sprach dann vom „Sittengesetz in uns", und die ersten Formulierungen eigener sittlicher Vorstellungen in der Nordisch-religiösen Arbeitsgemeinschaft 3733 leiteten die Sätze mit „Das sittliche Gesetz in uns..." ein. Damit sollte der Anteil des Erbes an unseren sittlichen Vorstellungen betont werden. Wie überall in der Biologie haben wir aber Gaußsche Verteilungskurven, die um einen Mittelwert herum schwanken. Da jeder Mensch verschieden ist, ist er auch unterschiedlich mutig, unterschiedlich selbstbeherrscht, unterschiedlich verantwortungsbewußt u. ä. Wenn wir vom „Sittengesetz in uns" reden, bedeutet dies also nicht, daß in jedem von uns alle die genannten Werte in höchster Ausprägung vorhanden sind. Um die vorhandenen Anlagen aber in Richtung der sittlichen Haltung eines vorbildlichen Menschen unserer Art zu entwickeln, wurden – neben Deutlichmachung, worin wir uns von anderen Religionen unterscheiden – die Küren des Sittengesetzes formuliert.

Politiker müßten viel mehr über die biologischen Wurzeln der Ethik wissen. Dies deswegen, damit sie nicht Regeln aufstellen, die nicht einhaltbar sind und die Natur zu vergewaltigen versuchen. Wenn ein Gebot aufgestellt würde, daß der Mensch nicht länger als vier Stunden am Tag schlafen dürfte, könnte dieses Gebot nicht eingehalten werden, weil die wenigsten Menschen damit auskommen würden. Wenn man die Sexualmoral der katholischen Kirche sieht, die hinsichtlich eines wesentlichen Bedürfnisses ihre Priester ebenso gängelt, wundert man sich nicht, wozu dies führt, nämlich oftmals zu Psychosen, Homosexualität und perversen Kinderschändungen. Eine Ethik, die keine Rücksicht nimmt auf biologische Gegebenheiten, ist sehr gefährlich, weil sie letztlich zu Abnormitäten führt. Die in der Bundesrepublik verbreitete Staatsethik, auf Kosten eigener Interessen Fremde zu fördern, widerspricht jeglicher Moral, die bereits bei gesellig lebenden Säugetieren (und das sind unsere Vorfahren) beobachtet werden kann, nämlich der eigenen Gruppe zu helfen und sich gegen andere Gruppen abzugrenzen. Wenn durch Politiker, Fernsehen, Rundfunk, Zeitungen, Predigten eine solche Moral – wie derzeit flächendeckend geübt – verbreitet wird, hat dies keine andere Wirkung, als wenn man hermetisch den Deckel auf einem mit kochendem Wasser gefüllten Kochtopf abgeschlossen hält: irgendwann explodiert der Topf. Und dann zeigen sich alle erstaunt, wie es dazu hatte kommen können. Es gibt Grenzen der Formbarkeit und auch der Belastbarkeit durch moralische und daraus folgende gesetzliche Vorschriften. Eine nur aus christlichem Denken und Übernahme von Feindvorstellungen erklärbare Gesetzesnorm wie § 130 StGB (Volksverhetzung), wonach jeder Ausländer das Deutsche Volk hier ungestraft beleidigen und herabsetzen darf, fremde Minderheitengruppen in unserem Land aber durch hohe Strafandrohungen und auch schon entsprechend verhängte Strafen vor Kritik geschützt werden (mit derzeit jährlich rund 9 000 Verurteilungen), ist soziobiologisch pervers.

Um noch irgendwie die „Sonderstellung des Menschen“ zu retten, wird dann behauptet, man könne zwar feststellen, was für gesellig lebende Gruppen „biologisch gut“ sei, aber damit würde ja nur gesagt, daß der Begriff „gut“ hier das Fortleben und Verbreiten möglichst vieler Tiere bzw. Menschen einer Gruppe gewährleiste; das habe aber nichts mit „sittlich gut“ zu tun, weil „biologisch zweckmäßig“ nicht mit „sittlich gut“ gleichzusetzen sei.

Das ist aber nur eine Vernebelung. Wir sind die Nachfahren einer unendlichen Kette von Vorfahren, die sich „biologisch zweckmäßig“ ver-

halten haben; sonst wären wir nämlich nicht da. Wenn unsere Ahnenkette nicht erlöschen soll, dann müssen auch wir uns „biologisch zweckmäßig" verhalten, nämlich so, wie in der Natur Gruppen überleben oder – wenn möglich – sogar noch ihren Bestand ausdehnen. Wenn nicht, sterben wir aus, und es wird nicht einmal Personen geben, die uns auf den Grabstein schreiben, wir hätten „sittlich gut" gehandelt. Überleben werden die Gruppen, seien es Völker, Rassen oder Religionsgemeinschaften, die eine „biologisch zweckmäßige" Moral haben. Das Christentum hat eine total lebensfeindliche Moral, wie ich in meiner Schrift „Von der christlichen Moral zu einer biologisch begründeten Ethik" nachgewiesen habe. Es wundert deshalb nicht, daß es weltweit laufend an Anhängern verliert, der Islam hingegen, der eine zum Überleben und zur Ausbreitung der eigenen Gruppe hervorragend geeignete Moral hat, absolut und prozentual im Verhältnis zu anderen Religionsgemeinschaften, insbesondere dem Christentum, laufend zunimmt.

Von Moraltheoretikern ist erklärt worden, daß aus dem „Sein" eines Verhaltens kein solches „Sollen" abgeleitet werden könne. Dies ist richtig, wenn das Verhalten eines einzelnen Menschen betrachtet wird. Wenn aber die Verhaltensweise einer repräsentativen Zahl von Menschen einer biologisch erfolgreichen Gruppe betrachtet wird, sieht dies anders aus. Deswegen folgt aus dem „Sein" bestimmter biologisch zweckmäßiger Regeln sehr wohl ein „Sollen", jedenfalls dann, wenn man nicht die Mentalität eines Selbstmörders hat. Die Entwicklungsgeschichte von Lebewesen ist ein Spiel, dessen Ausgang nicht von vornherein feststeht, das aber nach bestimmten Regeln verläuft: Maximierung des eigenen Genkomplexes, Wettbewerb mit anderen, Kosten-Nutzen-Prinzipien.

Die Soziobiologen haben verschiedene Dinge bewiesen, wozu insbesondere folgendes gehört:

1. Wir Menschen sind, wie alle anderen Lebewesen, durch natürliche Auslese entstanden und sollten uns daher bemühen, die Regeln der natürlichen Auslese zu verstehen.

2. Die Gruppen (Sippen, Stämme, Völker, Rassen) der Menschheit sind genetisch verschieden, so daß es Unterschiede in den körperlichen, seelischen und geistigen Eigenschaften gibt, die dem Sozialverhalten zugrunde liegen.

3. Abgesehen von eineiigen Zwillingen sind alle Menschen genetisch ungleich.

4. Das Sozialverhalten des Menschen hat sich innerhalb von kleinen Gruppen in Jäger- und Sammler-Gesellschaften entwickelt, so daß die Skepsis oder sogar Abneigung gegenüber Fremden eine biologische Ursache hat.

5. Es gibt – ungeachtet mancher Modifikationen des Verhaltens – bei allen Menschen vorhandene Charakterzüge (z. B. Aggressionsbereitschaft, Flirt, Reaktionsverhalten auf Kleinkinder u. a.), die angeboren sind und eine genetische Grundlage haben.

Die Ethik, die sich beim Menschen entwickelt hat, hat Hilfsbereitschaft und „Nächsten"-Liebe auf die eigene Gruppe beschränkt, zunächst auf die Sippe, dann den Stamm und schließlich das Volk als die größte verpflichtende Einheit. Dawkins hat ferner die Bedeutung der Ähnlichkeit, die uns unterbewußt den „Verwandten" signalisiert, der unsere Hilfe verdient, bedeutsam gemacht und darauf hingewiesen, daß Rassenvorurteile (sei es Bevorzugung der eigenen Rasse, sei es Ablehnung einer fremden Rasse) genetische Ursachen haben. Auch bezüglich des eigenen Rasseangehörigen gibt es deshalb echten Altruismus; es hat sich aber bisher bei keinem Lebewesen ein Altruismus finden lassen, der sich auf die ganze Art erstreckt hätte. Soweit mit allen geschickten Mitteln der Propaganda und Werbung den abendländischen Menschen –, wobei den wenigsten dieser Propagandisten bewußt ist, daß sie damit das Abendland zugrunde richten (sie fühlen sich als Gutmenschen!), – eine Moral oktroyiert wird, die mit Aufnahme aller Flüchtlinge und Verfolgten der Erde, Tolerierung noch so abartiger unserem Sittengesetz und unseren Vorstellung widerstrebenden Bräuchen bei anderen (Schächten, das heißt das Durchschneiden der Kehle bei unbetäubten Tieren, die dann elendig zugrunde gehen) die biologisch richtige Moral verketzert, muß dies zum Zusammenbruch jeglicher Moral, Atomisierung der Gesellschaft, Verfolgung nur eigener Gruppeninteressen und letztlich zum Zerfall des Staates führen. In dem zerfallenden Staat werden sich dann wieder die Gruppen durchsetzen, die sich von der christlichen Moral freigemacht haben und einer aus der Natur abgelauschten Moral, die mit ihren eigenen Genen im Einklang ist, folgen.

Ein Sittengesetz kann nicht dazu da sein, damit wir uns einen Platz im Paradies sichern, oder Vertretern eines anderen Sittengesetzes besonders nützen. Ein Sittengesetz muß dazu da sein, um die Menschengruppe, aus der wir hervorgegangen sind, bestands- und entwicklungskräftig zu halten (Kolbenheyer). Dann ist dieses Sittengesetz gut. Und es

ist völlig gleichgültig, ob andere dies anders sehen. Für die heutigen Christen – anders als für die Juden des Alten Testamentes – ist es unmoralisch für einen Mann, mehrere Frauen gleichzeitig zu haben (nacheinander ist es bei den Protestanten erlaubt); im Islam stimmt es mit der Moral überein, sofern der Mann wirtschaftlich in der Lage ist, mehrere Frauen und die dann zu erwartenden Kinder zu versorgen. Die Verdoppelung von islamischen Bevölkerungen alle 25 bis 30 Jahre zeigt, daß vom Standpunkt der soziobiologischen Fitness die islamische Moral – ebenso wie auf dem Gebiet der Bejahung des Krieges gegen Andersgläubige – der christlichen Moral überlegen ist, und daß Mohamed und die ihm folgenden islamischen Moraltheologen von ihrem Standpunkt aus Recht hatten, die christliche Moral nicht zu übernehmen. Dementsprechend haben selbstverständlich auch Christen nicht das Recht, die islamische Moral in diesen Punkten als „unmoralisch“ zu geißeln. Was sie sagen können, ist allenfalls, daß die islamische Moral nicht mit der christlichen Moral übereinstimmt, und daß sie für ihre eigene Person eine solche Moral nicht schätzen; sie haben aber kein Recht, die andere Moral abzuqualifizieren oder gar zu verteufeln. Ebenso ist es natürlich auch mit anderen Moralsystemen, beispielsweise unserem germanisch-heidnischen Sittengesetz. Auch da kann jemand für sich sagen, er lebe nicht nach diesem Sittengesetz; er hat aber nicht das Recht, es als „unmoralisch“ zu bezeichnen. Für einen Juden oder Christen, der Religion als „Bindung an Gott“ begreift, ist Sünde die „Sonderung von Gott“, wie Martin Luther sehr richtig erkannte: „Am Ende der Griechenweisheit ist Tugend und ehrbarer Wandel. Aber das Ende der Judenweisheit ist, Gott fürchten und vertraun.“ Für den vorchristlichen germanischen Heiden war Sünde die Sonderung von seiner Sippe, und für uns germanische Heiden heute ist „Sünde“ die Absonderung von unseren Volks- und Rassengefährten und die „Erbsünde“ die „Sonderung vom Blutserbe“, also die Rassenmischung und der Verzicht auf Nachkommen, wohingegen die Christen als „Erbsünde“ das Streben von Adam und Eva nach dem Apfel vom Baum der Erkenntnis sahen; eine Legende, in ihrem Interesse von Priestern erfunden, um die Gläubigen als Schafe besser scheren zu können (lateinisch „Pastor“ = „Hirte“ = Herrscher über eine Schafherde, die er scheren will). Wir verwahren uns gegen eine moralische Bewertung durch Menschen, die aufgrund ihrer Religion an die Verworfenheit des Menschen glauben, der sich nicht aus eigener Kraft zum Göttlichen hin zu bewegen vermöge und deshalb der Erlösung bedürfe; wer sich selbst als sündig und verworfen fühlt, hat das Recht verwirkt, irgendeinen anderen moralisch zu beurteilen. Mit beispielloser

Selbstgerechtigkeit geschieht dies aber von Pfaffen und Laien aller Kirchen.

Als ich das Sittengesetz unserer Art entwarf, bin ich wie folgt vorgegangen:

1. Zunächst einmal habe ich die Edda, insbesondere die darin enthaltenen Sittengedichte, und die anderen 24 Bände der Sammlung „Thule", insbesondere die isländischen Sagas, auf mich wirken lassen, da wir dort noch weitgehend unverfälscht die Vorstellungen der heidnischen Germanen auffinden können. Ergänzend habe ich dazu herangezogen die Aussagen antiker Schriftsteller, insbesondere römischer und griechischer, und hier besonders Tacitus mit seiner „Germania". Beachtung fand auch, was Germanisten und Nordisten (z. B. Grönbech, Heusler, Neckel, de Vries) zur Ethik der Germanen schrieben.
2. Ich habe in mich hineingehorcht, inwieweit die so gefundene Ethik bei mir etwas zum Mitschwingen brachte, und was bei vorhandenen Werteaufstellungen meine Zustimmung oder Ablehnung fand. Die früher von germanischen Heiden gefertigten Formulierungen zu sittlichen Vorstellungen habe ich durchgesehen, mich durch einiges anregen lassen, und sie bei heidnisch-germanischer Aussagekraft verarbeitet.
3. Ich habe überprüft, inwieweit die von Anthropologen (darunter auch Rassenpsychologen) bei nordischen und fälischen Menschen der Jetztzeit gefundenen Charakterzüge hiermit übereinstimmen.
4. Ich habe Aussprüche und Auffassungen sowie Gedichte von bekannten germanischen Menschen daraufhin überprüft, inwieweit sie die gefundenen Ergebnisse stützen. (Viele davon sind den Deutschen unbekannt, weil wegen des Abwertens unseres Volkes Sammlungen mit Sprüchen fernöstlicher oder orientalischer Weisheiten Konjunktur haben, und unser Geisteserbe in den Schulen nicht mehr gelehrt wird).
5. Ich habe untersucht, ob diese sittlichen Vorstellungen mit den von Vertretern der Soziobiologie und der evolutionären Ethik gefundenen Erkenntnissen im Einklang stehen.

Diese Vorgehensweise hat zu größtmöglicher Sicherheit bei den gefundenen Küren geführt, wie auch daraus ersichtlich ist, daß mein Vorschlag mit nur ganz geringen Abänderungen – die zudem nicht den Sinn betrafen, sondern lediglich die Wortgebung – vom Thing der Artgemeinschaft-GGG angenommen wurde, womit ein 6. Grund für die Richtigkeit des Sittengesetzes unserer Art gegeben ist.

Es sind damit die Kernpunkte einer germanischen Moral aufgeführt. Sie sind für jeden Gefährten, jede Gefährtin der Artgemeinschaft-GGG verbindlich. Darüber hinaus ist es aber allen Gefährten freigestellt, weitere Werte – sofern sie den hier angesprochenen nicht widersprechen – als von ihnen zu betrachtende Richtschnur ihres Handelns zu sehen, wobei sie aber von anderen Gefährten nicht deren Einhaltung fordern können.

Wer die 10 Gebote der Bibel und die 24 Küren des Sittengesetzes unserer Art vergleicht, wird sofort feststellen, daß die 10 Gebote sehr viel armseliger und dürftiger sind als das Sittengesetz unserer Art. Dies muß auch so sein, nicht nur, weil die 10 Gebote von einem Menschen eines ganz anderen Rassetypus aufgestellt wurden, sondern auch, weil nur eine einzige Person ohne hinreichendes Wissen etwas zu formulieren versucht hat (Moses Behauptung, Gott habe ihm die 10 Gebote gegeben, glauben heute nur noch Kinder). Durch die von mir gewählte Vorgehensweise ist die Sicherheit, beim „Sittengesetz unserer Art" die tragenden Säulen einer germanisch-heidnischen Sittlichkeit in Worte gefaßt zu haben, sehr viel größer. Da gleichwohl manche Menschen unserer Art bei der einen oder anderen Küre stutzen werden, weil viele eben noch frühkindlich, im Kindergarten oder der Schule mit christlichen Moralvorstellungen aufgewachsen sind, werde ich nachfolgend versuchen, durch meine Erläuterungen das Sittengesetz für jeden nachvollziehbar darzulegen.

Auch für Sittengesetze gilt das Wort Friedrichs des Großen: „Die Gesetze müssen zum Geist der Nation passen, oder man darf nicht auf ihre Dauer hoffen." Ich aber glaube, hier Sittengesetze – unsere Küren – vorgelegt zu haben, die unserer Art auf den Leib geschrieben sind, und deswegen dauern werden!

Küre 1

Das Sittengesetz in uns gebietet Wahrung der eigenen Ehre und Achtung der Ehre der ebenbürtigen Ehrwürdigen.

Im Havamal der Edda finden wir die Strophe: „Feuer ist das Beste dem Menschen, und der Sonne Schein, heile Knochen, wer sie behalten kann, und ein Leben schandenlos."

Feuer – überlebenswichtig im nordischen Winter – und die Gesundheit werden also von der Bedeutung her ebenso hoch gewertet wie die Ehre. Die Ehre hatte bei den heidnischen Germanen deswegen einen so hohen Stellenwert, weil ohne sie ein Leben kaum möglich war. Wer seine Ehre verloren hatte, der fand auf dem Thing niemanden, der sich zu seinem Fürsprecher machte; in Fehden durfte er auf keine Hilfe rechnen, seine Tochter fand keinen Mann, und sein Sohn keine Frau. Da der Lebensunterhalt ursprünglich auf dem selbst bebauten Land beruhte, konnte er auch nicht einfach umziehen in eine Gegend oder Landschaft, wo man ihn und seine Schande nicht kannte. Er und darüber hinaus sein Geschlecht waren bei Ehrlosigkeit praktisch zum Tode verurteilt.

Ehre bedeutete ursprünglich bei den heidnischen Germanen so viel wie Ansehen, Achtung in den Augen der Mitbewohner, guter Ruf. Es war also etwas Äußerliches. Geachtet wurde zunächst einmal ein guter Kämpfer. Ansehen hatte man aber auch, wenn man Rechtshändel erfolgreich vor Gericht bestand, selbst wenn dieses mit prozeßualen Tricks (Winkel-Advokatentum) zustande gekommen war. Es zählte der Erfolg. Ansehen hatten oftmals auch reiche Bauern, jedenfalls dann, wenn der Reichtum schon generationenlang im Geschlecht war; das sprach für die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des Geschlechtes. Sprichwörtlich gilt ja auch bei uns: „Reichtum schändet nicht, und Armut macht nicht glücklich." „Neureiche" schätzte man aber nicht so sehr; eine Tochter lehnte es empört ab, als ihr Vater sie an einen neureichen Emporkömling verheiraten wollte: wieso ihr Vater dazu kommen könne, ihr solche Schande anzutun.

Der Grund für diese rein äußere Wertung der Ehre liegt einfach darin, daß derjenige, der Ansehen hatte, eher Verbündete bei Sippenfehden fand und seine Kinder besser verheiraten konnte, da sich die andere Sippe dann eine Verbindung mit seiner eigenen als Ehre anrechnen würde. Hinzu kam, daß es sich um überschaubare Gruppen handelte, jeder jeden in der Nachbarschaft kannte, und deshalb das Ansehen regelmäßig aus eigener Leistung erwuchs.

So war es dann auch in der späteren Standesgesellschaft und der bürgerlichen Gesellschaft. Wer sich in der Öffentlichkeit und im Privatleben, soweit nach außen sichtbar, korrekt verhielt, wer die landläufigen Regeln bürgerlicher Wohlanständigkeit beachtete, wer vor allem seiner inneren Haltung einen äußeren Rahmen vorzuspannen wußte, der galt in dieser oberflächlichen, liberalistischen Welt als ein Ehrenmann. Dabei wurde in den zunehmend unübersichtlicheren Großgesellschaften die Grundlage für die Einschätzung immer zweifelhafter. Das „Ansehen" entstand nicht mehr durch „An-sehen", nicht mehr unmittelbar, sondern durch Berichte aus dritter Hand. Gleichwohl behauptete die äußere Ehre noch lange ihren Rang.

Diese Form der Ehre haben wir im Auge, wenn wir davon sprechen, daß einer dem anderen „Ehre erweist". Der Staat verleiht „Orden und Ehrenzeichen"; wir alle wissen aber, daß die oft nicht „ehrenwerten" verliehen werden, sondern solchen Personen, die sich in der Parteihierarchie hochgedient haben, auf die man meint, politische Rücksicht nehmen zu müssen und dergleichen; der frühere Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Nachmann hat einen der höchsten Orden der Bundesrepublik Deutschland bekommen, wobei dann später herauskam, daß er seine eigenen Glaubensgenossen um über 20 Millionen Mark eines Wiedergutmachungsfonds gebracht hatte, und der Drogenkonsument und Prostituierte zu Rauschgiftkonsum überredende Friedman hat ebenso das Bundesverdienstkreuz erhalten. Bei Dorfgemeinschaften oder in einem germanischen Gau wußte man viel über den anderen und konnte ihn recht gut einschätzen; dort entsprach das Ansehen oftmals auch einem Achtungsanspruch, den sich der Träger des Ansehens zurecht erworben hatte. In der heutigen anonymen Massengesellschaft wird das Ansehen durch Zeitungen, Fernsehen, Rundfunk und dergleichen aufgebaut (Popstars) oder herabgesetzt (Verleumdungen von nationaldenkenden Deutschen), so daß es so gut wie gar nichts mehr mit selbstgestalteter Ehrenhaftigkeit zu tun hat. Einige werden hochgejubelt, andere verdammt, ohne es verdient zu haben. Laut Meinungsumfragen möchten 70 % nicht neben „Rechtsradikalen" wohnen, die damit bei den Deutschen die meistabgelehnte Gruppe sind; den zweiten „Rang" belegen die Zigeuner mit 67 %. Diejenigen, die sich glühend für ihr Volk einsetzen, durch Aufnäher wie „Ich bin stolz, Deutscher zu sein" Überfälle ausländischer Banden erleiden und oftmals ihren Einsatz für ihr Volk mit dem Leben bezahlt haben, werden von eben diesem Volk massiv abgelehnt. Und dies nicht aufgrund eigener Erfahrungen in der Nachbarschaft, in

der Schule oder am Arbeitsplatz, sondern aufgrund beispielloser Hetze gegen sie in Zeitungen, Funk und Fernsehen.

Was ist daraus zu schließen? Äußere Ehre, Ansehen kann nur dort als bedeutsam angesehen werden, wo eine Gesellschaft besteht, die im Einklang mit unserem Wesen und unseren Bedürfnissen steht. Wo nicht, ist Ansehen verdächtig. Wer in der Bundesrepublik „Ansehen“ hat, ist deshalb von uns äußerst kritisch zu betrachten; gewöhnlich hat „Ansehen“ hier nur, wer sich gegen das eigene Volk und für Fremde und Minderheiten aller Art einsetzt. Und das gilt für fast alle Länder, wo Germanen wohnen. Schon Lord Byron wußte: „Den Ruhm belächelt, wer ein Weiser ist; er ist nur wenig, nichts, Wort, Blendwerk, Wind; er hängt mehr ab von dem, wie der Chronist zu schreiben weiß, als wie die Helden sind.“

Heute ist der Begriff „Ehre“ weitgehend aus dem Sprachschatz verschwunden. Bis vor gar nicht so langer Zeit galten noch deutsche Sprichwörter wie: „Ein Quentlein Ehre ist besser als tausend Pfund Gold“ und „Besser ehrlich gestorben als schändlich gelebt“ und „Gut verloren, unverdorben – Mut verloren, halb verdorben, – Ehr' verloren, ganz verdorben.“ Dementsprechend betont Shakespeare: „Der reinste Schatz, den uns das Leben bietet, ist fleckenloser Ruf.“ Heute hingegen sitzen Politiker, die wegen Steuerbetrug, Schmiergeldern, Bestechungsskandalen, Verwendung von öffentlichen Geldern für eigene Zwecke, Mißbrauch von Flugzeugen des Staates für Urlaubsreisen, „schwarzen Kassen“ angegriffen werden, die Sache aus in der begründeten Hoffnung, daß ein paar Tage, spätestens ein paar Wochen später jemand anderes auffällt, so daß er selbst aus den Schlagzeilen ist. Rücktritt kommt nicht infrage, schon gar nicht das, was noch vor 100 Jahren bei ehrenrührigem Verhalten üblich war: sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Aber nicht erst jetzt ist das von außen verliehene Ansehen fragwürdig geworden. Durch alle Zeiten hindurch wurde unterschieden, wer Lob oder Tadel aussprach, ob diese selbst ehrwürdige Menschen waren, wobei es als gleichgültig angesehen wurde, was die Masse dazu dachte. Prinz Eugen betonte: „Man soll niemals seinen eigenen Nutzen oder das Loben und Schelten des gemeinen Pöbels zur Richtschnur seines Lebens nehmen.“ Der große Moltke bemerkt: „Wer in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung anderer sucht, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich nicht auch etwas verschoben hat.“ Und auch Paul von Hindenburg erklärte: „Maßgebend in meinem Leben und Tun war für mich nie der Beifall der Welt, sondern die eigene

Überzeugung, die Pflicht und das Gewissen." Und Bismarck entwickelte insoweit sogar ein gesundes Mißtrauen: „Die Popularität ist eine vorübergehende Sache, die sich heute auf das, morgen auf jenes richtet ... Popularität hat für mich immer etwas Unbehagliches."

So sagt der Volksmund: „Ein guter Name ist ein hohes Gut, wenn Edle ihn verleihen. Wenn Schlechte schmähen, bleibe wohlgemut, sie können höchstens deine Schuh' bespeien." Und ebenso heißt es schon in den Loddfafnir-Sprüchen der Edda: „Nur der Wackere kann dir erwerben guten Leumund durch sein Lob". „Besser einem Rechtschaffenden gefallen als tausend Schlechten." (Kaiser Friedrich I.). Dasselbe drückt folgender Spruch an einem Niedersachsenhaus aus: „Allen gefallen wollen nur Knechte. Keinem gefallen werden nur Schlechte. Den Besten gefallen, das ist das Rechte." Ebenso Albrecht Dürer: „Mein Lob begehr' ich allein unter den Sachverständigen zu finden."

Wer sich von der Meinung der anderen abhängig macht, geht auf brüchigem Eis. So wie Paul Heyse heute sagt: „Wer sich an andre hält, dem wankt die Welt. Wer auf sich selber ruht, steht gut," hieß es schon früher in der Edda: „Selig ist, wer sich selbst erwirbt, gute Meinung und Gunst; ungewiß ist dir alles, was liegt in des anderen Brust". J. G. Seume weiß: „Auf Billigung der Menschen muß man nicht hoffen. Sie errichten heute Ehrensäulen und brauchen morgen das Scherbengericht für den nämlichen Mann und für die nämliche Tat." Weiteres zu dieser Frage führe ich bei Küre 4 zur „Selbstachtung" aus, wo ich auf diese Gedanken zurückkomme.

Der germanische Begriff der Ehre steht dem Christentum diametral gegenüber. Das Christentum ist ja zunächst eine Religion gewesen, die sich unter Sklaven verbreitet hat, unter Kriminellen (aussaugende Zöllner = Steuereintreiber), unter solchen Menschen, die wegen ihres verbrecherischen oder sittenlosen Lebenswandels (Kinderschänder, Huren) der Erlösung bedürftig waren. Sie haben sich ihre eigene Moral zurechtgemacht, wonach die, die im Ansehen niedrig stehen, im Himmel erhöht werden: Die „Ehre dieser Welt" sei bedeutungslos, ja geradezu schädlich für eine spätere gute Aufnahme in den Himmel. Gegen Hoffart wurde gepredigt, die Armut als Ideal hingestellt. Als die „Armseligen im Geiste" dann die Macht errungen hatten, haben sie einen beispiellosen Pomp entfaltet, der den Aufwand, den germanische Könige trieben, bei weitem übertraf, bis hin zu kostbarster Kleidung. Die Päpste erwarteten Ehrerbietung, so daß die deutschen Könige ihnen den Steigbügel halten mußten, wenn sie auf das Pferd stiegen oder vom Pferd her-

abstiegen, und dergleichen ehrerbietige Handlungen mehr; weil alles dieses aber im totalem Widerspruch zu Aussprüchen im Neuen Testament stand, die man nicht einfach streichen konnte, wurden die Kirchen ein beispielloser Hort der Heuchelei und Verlogenheit.

Auch in der Edda findet sich allerdings schon eine andere Sicht, was die Auffassung des „Hast du was, dann bist du was“ angeht. Im Havamal haben wir davon mehrere Strophen: „Wer wenig weiß, weiß auch dieses nicht: Geld macht uns oft zu Affen; ein Mann ist reich, der andere arm, doch treff’ ihn darum kein Tadel.“ „Volle Ställe sah ich bei den Söhnen des Fetthals; nun stehen sie am Bettelstab. Reichtum ähnelt dem Augenschlag: Er ist der flüchtigste Freund.“ „Leben ist besser als leblos zu sein, der Lebende kommt noch zur Ruh. Feuer sah ich rauchen für den reichen Mann, er selbst lag tot vor der Tür.“ Der Arme soll sich nicht seiner Kleider oder seines Pferdes schämen: „Zum Gericht reite man rein und gespeist, ist auch nicht kostbar das Kleid; nicht schäme sich seiner Schuhe und Hosen der Mann, seines Hengstes auch nicht, taugt er nicht viel“.

Reichtum ist wandelbar; was man in der eigenen Hand hat, soll man aber richten. Gespeist soll man das Thing besuchen, damit man dort nicht wie ein hungriger Wolf zum Male geht, und reinlich soll man erscheinen.

Man gebe also auf das Gerede der Leute nicht allzuviel. Schon in der Ofeigsaga heißt es: „Es ist nicht gut, seine Ehre von der Hilfe anderer abhängen zu lassen“. Dementsprechend sagte Angelus Silesius: „Wer in sich Ehre hat, der sucht sie nicht von außen. Suchst du sie in der Welt, so hast du sie noch draußen.“ Wer die Gestalt Otto von Bismarcks vor Augen hat, der wird seinen folgenden Satz ihm als wesenseigen zubilligen: „Meine Ehre steht in niemandes Hand als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig, und niemand ist Richter darüber.“ Und ebenso Johann Gottfried Seume: „Der Weise fragt nicht, ob man ihn auch ehrt; nur er allein bestimmt sich seinen Wert.“ Der Volksmund weiß: „Geh’ Deinen Weg, und laß’ die Leute reden.“ Und ebenso: „Do wat Du willst, de’ Lüt snakt doch“. Es gibt keine große Persönlichkeit in der Welt, die nicht von ihnen weit unterlegenen Personen geschmäht worden wäre. Und deshalb meint Marie von Ebner-Eschenbach: „Sich von einem ungerechten Verdacht reinigen wollen, ist entweder überflüssig oder vergeblich.“ Abraham Lincoln betonte: „Wenn ich alle Angriffe auf mich lesen oder gar beantworten wollte, könnte ich mein Amt eben-

sogut schließen. Ich gebe mein Bestes, und das, was ich kann, tue ich so gut wie möglich. Wenn sich dann erweist, daß ich recht hatte, ist alles gegen mich Gesagte unwichtig." Doch hat Gottfried August Bürger Trost bereit: „Wann dich die Lästerzunge sticht, so laß dir dies zum Troste sagen: Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen." Ungerechte Kritik ist ein verkapptes Lob. Feinde zu haben ist durchaus kein Gegengrund: „Nein, das wird mich nicht kränken, ich acht es als Himmelsgabe! Soll ich geringer von mir denken, weil ich Feinde habe?" (Goethe). Wenn mich ein Feind lobt, weiß ich, daß ich etwas falsch gemacht habe. Und Nietzsche weiß: „Wer die Menschen zur Raserei gegen sich gebracht hat, hat sich immer auch eine Partei zu seinen Gunsten erworben." Denn: „Ein Kerl, den alle Menschen hassen, der muß was sein." (Goethe).

Auch für die heutige Zeit gilt ein Wort von Wilhelm Raabe: „Es ist immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber für sich den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen mit Lump zu sein". Denn: „Die öffentliche Meinung vergöttert Menschen und lästert Götter; sie preist oft die Fehler, worüber wir erröten, und verhöhnt die Tugenden, welche unser Stolz sind." (Goethe).

Wenn von „Wahrung der eigenen Ehre" in dieser Küre die Rede ist, bedeutet dies zunächst, sich dem Sittengesetz unserer Art entsprechend zu verhalten. Dies bedeutet beispielsweise für den Jungen, sich mutig zu zeigen. Für die Mädchen galt lange allgemein, was Shakespeare sagte: „Die Ehre eines Mädchen ist ihr Ruf, und kein Vermächtnis ist so reich als Ehrbarkeit." Und Christoph Martin Wieland schrieb: „Mädchenehre ist ein blank geschliff'ner Stahl; ein Hauch, und sie erblindet". Für Frauen bedeutete es Wahrung ihrer Geschlechtsehre, erschöpfte sich aber nicht darin, da Frauen in den Sagas öfter ihre Männer oder Söhne zur Rache anstacheln, auch wenn sie keine eigene Beleidigung zu rächen hatten.

Die Boulevardpresse sieht dies heute anders; im Zusammenhang mit Frauen wird der Begriff „Luder" fast schon als Auszeichnung verliehen, nutzt den damit betitelten Frauen jedenfalls hinsichtlich Bekannheitsgrad und finanzieller Vergütung ihrer Auftritte mehr, als er ihnen schadet. „Die Deutschen haben das Pulver erfunden – alle Achtung! Aber sie haben es wieder quitt gemacht – sie erfanden die Presse." (Friedrich Nietzsche). Doch da gilt das, was Storm über den „Pöbel" geschrieben hat. Für nordische Mädchen unserer Art soll weiter gelten, was Walter Flex geschrieben hat: „Rein bleiben und reif werden, das ist schönste und schwerste Lebenskunst."

Und so ist es allgemein mit den Dingen, die Ehre bringen. Fischart schreibt vor rund 450 Jahren: „Das bringt die Ehr, was uns wird schwer". Und Georg von Frundsberg prägte noch 100 Jahre früher das Wort: „Viel Feind, viel Ehr". In den Pflichten des deutschen Soldaten bei der Wehrmacht hieß es: „Die Ehre des Soldaten liegt im bedingungslosen Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland bis zur Opferung des eigenen Lebens." Kurt Eggers stellt fest: „Eine gesunde Jugend wird sich immer begeistert zu der Haltung, die die Ehre, die Selbstachtung und das Bewußtsein des eigenen Wertes in das Herz legen, bekennen. Sie wird auch erkennen, daß es edler ist, in Opfer und Härte ein Leben der Ehre zu führen, als ein noch so sattes Sklavendasein zu leben."

Es ist das Gewissen, das uns zur Einhaltung der Sittengesetze drängt: „Uns allen ward ein Kompaß eingedrückt, noch keiner hat ihn aus der Brust gerissen: Die Ehre nennt ihn, wer zur Erde blickt, und wer zum Himmel, nennt ihn das Gewissen." So dichtete Anette von Droste-Hülshoff. Sicherlich kann das Gewissen mahnen, wenn ein Verstoß gegen biblische Gebote aufscheint, sofern man christlich erzogen wurde; das Gewissen meldet sich aber beim Verstoß gegen jedes Sittengesetz, sei es ein biblisches, sei es ein anderes. Dies hat Johann Gottlieb Fichte erkannt: „Die Stimme des Gewissens, die jedem seine besondere Pflicht auferlegt, ist der Strahl, an welchem wir aus dem Unendlichen ausgehen und als einzelne und besondere Wesen hingestellt werden; sie zieht die Grenzen unserer Persönlichkeit; sie ist also unser wahrer Urbestandteil."

Wahrung der Ehre hat aber noch eine andere Bedeutung: Sich selbst, seine Sippe und seine Nation gegen Beleidigungen, Verleumdungen und sonstige Angriffe zu verteidigen. Beleidigungen wurden ursprünglich in Germanien mit Blut abgewaschen. Wenn jemand einen anderen feige nannte, zog der das Schwert. Als jemand eine Witwe verleumdete, stachelte diese ihre 12 und 14 Jahre alten Söhne auf, den Verleumder zu töten. Bis vor 90 Jahren war in Deutschland noch das Duell gesetzlich geregelt. Wenn jemand selbst oder seine Angehörigen beleidigt worden war, konnte er den anderen zum Duell fordern. Dieses geschah bei „Männern vom Stande" regelmäßig durch Pistolenschüsse. Dabei konnte auch der, der beleidigt war, umkommen, und ist es leider auch nicht selten, weil der andere besser schießen konnte. Auch in germanischer Zeit beim Holmgang siegte nicht immer der Bessere. Die Haltung, die dahinterstand, hat Shakespeare ausgesprochen: „Mein Leben zwar acht ich wie Kram, den ich gern missen will. Doch meine Ehre erbet auf

die Meinen fort; die muß ich schützen." Wilhelm von Scholz weist darauf hin: „Der beste Mann ist immer der gefährdetste, weil ihm niemals niedere Mittel zu Gebote stehen, weil er bei der Frage Unehre oder Untergang immer nur Untergang wählt." Und Schiller betont im Wallenstein: „Übers Leben geht noch die Ehr", und sagt: „Doch wir denken königlich und achten einen freien, mut' gen Tod anständiger als ein entehrtes Leben".

Aber bei diesem Duellwesen gab es auch neben dem Umstand, daß zuweilen der Falsche getötet wurde, manches Fragwürdige. So wurde für Frauen eingetreten, die es nicht verdient hatten, weil sie ihre Frauenehre leichtfertig hingeworfen hatten. Auch wurden Duelle ausgetragen wegen Umständen, die wegen Zeitablaufs schon längst ihre Bedeutung verloren hatten, oder der Forderer verdeckte nur eigene Hohlheit oder Verkommenheit. Theodor Fontane hat das Bedenkliche an dieser Form, einen Ehrkonflikt zu lösen, in seiner Novelle „Effie Briest" geschildert. Von germanischer Zeit an bis in die Neuzeit sind immer wieder wertvolle Menschen im Kampf um die Ehre gefallen. Nicht jeder Anlaß war groß genug dazu. Shakespeare sagt im Hamlet: „Wahrhaft groß sein, heißt nicht, ohne jeden großen Gegenstand sich regen; doch einen Strohhalm selber groß erachten, wenn Ehre auf dem Spiel." Ein deutscher Fürst hatte auf lateinisch den Wahlspruch: „Niemand beleidigt mich ungestraft". Und gleichgeartet sagt Christian Dietrich Grabbe: „Die Ehre ist mein Auge. Das kleinste Stäubchen, das hineindringt, macht mich blind und wild vor Schmerz". Manches sollte man aber doch gelassener sehen; mein Vater hatte dafür den Spruch: „Was stört es eine deutsche Eiche, wenn sich ein Schwein an ihr scheuert". Als Friedrich der Große bei einem Ausritt ein Gedrängel um einen Baum sah, wobei die darum stehenden Menschen in die Höhe starrten, schickte er seinen Adjutanten dorthin, um festzustellen, um was es dort ginge. Der Adjutant kam zurück und meldete: „Majestät, dort hängt ein Blatt, in dem seine Majestät geschmäht werden." Daraufhin schickte Friedrich der Große seinen Adjutanten mit dem Befehl: „Niedriger hängen, damit es alle lesen können," zu dem Baum zurück. Als der Adjutant das Schreiben niedriger angeheftet hatte, und der Menge (die annahm, das Schreiben sollte beschlagnahmt werden) den Befehl des Königs ausgerichtet hatte, jubelten die Leute dem König zu und zerrissen das Stück Papier. Auch Friedrich der Große wußte, bei wem er Beleidigungen zu rächen hatte, und wo sie zu ignorieren waren. Und das „Niedriger Hängen" wurde zum geflügelten Wort. Veräußerlicht wurde dieser Gedanke bei der „Satisfaktionsfähigkeit" (z. B. bezüglich „Männern vom Stande" oder Offizieren). Eh-

renhändel gab es auch bei Studenten, wo dann mit Schlägern oder Säbeln die Partie gefochten wurde; der andere aber mußte auf gleicher Ebene stehen. Ursprünglich war dies ständisch gedacht; wir können es heute aber auch übertragen sehen: Auf Beleidigungen von solchen Menschen müssen wir antworten, die wir als bedeutsam ansehen.

Maßstab ist hier wie auch sonst oft der Mut. Heusler sagt über die heidnischen Germanen: „Die Beiworte „gütig, umgänglich" haben guten Klang – wenn zur rechten Zeit die Härte da ist und außer Zweifel steht! Friedensliebe ziert den Tapferen. Sie ist verächtlich, wo sie den Kampfmut ersetzt, wo man sie als Schwäche deuten kann. Über die Staatsbürgertugenden der Ordnungsliebe und Gerechtigkeit ragt hoch hinaus das Ehrgefühl; wir lernten es kennen als die wahre Triebkraft in Fehde und Frieden. Es ist von erstaunlicher Reizbarkeit; man sagt sich: diese Männer müssen Tag und Nacht über dem zerbrechlichen Gut ihrer Ehre wachen! Ihr Ehrgebot ist ihr Zwingherr." Und er sagt weiter, daß der Herrenmensch sich für die persönlicheren Antriebe entscheiden wird: „Denn jene persönlichen Mächte sind stärker vom Ehrgefühl betont, und das Ehrgefühl stellt die Stufenleiter der sittlichen Werte her. Gerechtigkeits- und Friedensliebe sind Tugenden, die man lobt, aber Tugenden zweiter Ordnung: es war „kleiner Leute Art", dem Rechte die eigene Ehre oder den Freund zu opfern, dem Frieden zuliebe eine Kränkung einzustecken".

Da wir nicht mehr in einer Gesellschaft leben, wo nur die Sippe Schutz bot, nicht der Staat, hat die Wahrung der persönlichen Ehre heute nicht mehr dieselbe lebenswichtige Bedeutung wie zur heidnischen germanischen Zeit. In einem Falle allerdings hat die Wahrung der Ehre noch dieselbe Bedeutung wie früher, nämlich was die Ehre der Nation angeht. „Nationen haben ein Ich, ganz wie Individuen." (James Joyce). Für eine Nation gilt heute dasselbe wie früher für die Sippe: Wenn sie Beleidigungen ungerächt einsteckt, wenn sie sich schmähen läßt, wenn sie den Feinden sogar noch Gelder zahlt, dann wirkt sie verächtlich, dann will man mit ihr nicht verbündet sein, dann wird sie ausgenutzt, dann hat sie politisch kein Gewicht, dann wird sie erpreßt. Ein Volk, das völkisch ehrlos ist, wird auch politisch wehrlos, um dann schließlich wirtschaftlich versklavt zu werden. „Es ist ein arger Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt", und deswegen geschieht dies im Privatleben so gut wie gar nicht. Hinsichtlich des eigenen Volkes machen sich aber Nestbeschmutzer breit, ohne sich klar zu machen, daß sie damit die Lebensfähigkeit unseres Volkes untergraben. Jeder Ausländer weiß: „Es ist von großer

Bedeutung, daß eine Nation eine große Vergangenheit habe, auf die sie zurückblicken kann." (Samuel Smiles).

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre", sagt Friedrich Schiller. Helene Lange gab im November 18 als Erklärung des Bundes Deutscher Frauenvereine folgendes heraus: „Tiefer und brennender noch als der Schmerz des Verzichtes hat uns die Sorge um den Schutz unserer nationalen Würde bewegt. Millionen deutscher Seelen haben einen geistigen Schützengrabenkampf bestanden in diesen Wochen – haben in bitteren Stunden immer von neuem ihre Selbstachtung zurückgewonnen unter dem Trommelfeuer der Demütigungen. Aber dieses Trommelfeuer hat uns einen Dienst geleistet: es hat uns ganz sicher gemacht, daß wir eher das Letzte daransetzen als unter dem Druck von Friedensbedingungen weiterleben zu können, die unsere nationale Ehre antasten, die uns der Würde berauben... Die deutschen Frauen halten es für eine Forderung der nationalen Selbstachtung und für die Pflicht gegen die Toten, die reinen Willens für die Ehre des Vaterlandes gestorben sind, daß das deutsche Volk sich keinen Maßnahmen beugt, die den Charakter der „Bestrafung" tragen. Ehe das deutsche Volk Bedingungen auf sich nimmt, die das Andenken seiner Toten verleugnen und seinem Namen einen unauslöschlichen Makel anheften, würden auch die Frauen bereit sein, ihre Kräfte für einen Verteidigungskampf bis zum äußersten einzusetzen." Hätte man doch auf sie gehört und nicht die Unterschrift unter das verhängnisvolle Versailler Diktat geleistet! Die Alliierten hatten schon – da auch sie kampfmüde waren – einen sehr viel milderen Vertrag entworfen, mit viel weniger Zahlungen, Beibehaltung verschiedener deutscher Gebiete wie Westpreußen beim Reich, wenn die Sozialdemokraten und katholischen Zentrumspolitiker sich nicht zur Unterschrift bereitfinden würden. Wie anders wäre die Geschichte verlaufen!

Bismarck hatte erklärt: „Jeder Staat, dem seine Ehre und Unabhängigkeit lieb sind, muß sich bewußt sein, daß sein Friede und seine Sicherheit auf seinem eigenen Degen beruhen." Und schon Friedrich der Große hat betont, daß Triebfeder seines Handels die Ehre und das Wohlergehen der Nation seien. „Zwei Triebfedern bestimmen mein Handeln. Die eine ist das Ehrgefühl und die andere das Wohl des Staates. Sie schreiben mir zwei Gebote vor: Einmal, nie etwas zu tun, worüber ich zu erröten hätte, wenn ich meinem Volke Rede stehen müßte; und sodann, für meines Vaterlandes Heil und Ruhm den letzten Tropfen meines Blutes hinzugeben. Mit solchen Grundsätzen weicht man seinen

Feinden nie." Der Große Kurfürst erklärte: „Gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß Du ein Deutscher bist!" Und daß man auch durch sein eigenes hervorragendes Tun – selbst wenn es nicht direkt auf die Nation gezielt ist – für die Ehre der Nation Bedeutung haben kann, hat Mozart ausgesprochen: „Ich bitte alle Tage Gott, daß er mir die Gnade gibt, daß ich hier standhaft aushalten kann, daß ich mir und der ganzen deutschen Nation Ehre mache."

Als Folge der deutschen Kleinstaaterei und der beiden verlorenen Weltkriege sieht es damit aber schlimm bei uns aus. Früher fühlte man sich wegen der Kleinstaaterei als „Weltbürger" oder „Europäer", heute wegen Scham – und Schuldoktroyierungen. Schon Friedrich Gottlieb Klopstock mahnte 1781 n. ü. Ztr.: „Verkennt denn euer Vaterland, undeutsche Deutsche! Steht und gafft mit blöder Verwunderung und großem Auge das Ausland an! Dem Fremden, den ihr vorzieht, kam's nie ein, den Fremden vorzuziehen. Er haßt die Empfindung eurer Kriechsucht und verachtet euch!" Und ebenso Lichtenberg: „Keine Nation fühlt so sehr als die deutsche den Wert von anderen Nationen und wird leider von den meisten wenig geachtet eben wegen dieser Biegsamkeit. Mich dünkt, die anderen Nationen haben recht: Eine Nation, die allen gefallen will, verdient, von allen verachtet zu werden." Selbst Thomas Mann hat zu einer Zeit (am Ende des 1. Weltkrieges), wo er noch normaldenkend war, betont: „Die Tatsache besteht, daß die deutsche Selbstkritik bösartiger, radikaler, gehässiger ist als die jedes anderen Volkes. Eine schneidend ungerechte Art der Gerechtigkeit, eine zügellose Herabsetzung des eigenen Landes nebst inbrünstig kritikloser Verehrung anderer!"

Und ein Größerer, nämlich Goethe, schrieb an Gräfin O'Donell: „Die Deutschen sind gewöhnlich unter einander ungerecht genug, und die Fremden haben auch nicht immer Lust, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Alles schon einmal dagewesen – so wie heute. Nun, wir wissen, daß dieses eingefleischte Übel überwindbar ist – unsere Geschichte hat es bewiesen. Deshalb: „Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet sein wollen, ob wir zu allen anderen Verlusten auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen." (Johann Gottlieb Fichte). Und wenn man in der BRD auf seine Warnung gehört hätte, dann hätte man nicht die Lügen der Sieger übernommen: „Noch niemals

hat ein Sieger Neigung oder Kunde genug gehabt, um die Überwundenen gerecht zu beurteilen."

Wenn wir uns selbst achten, dann achten wir selbstverständlich auch die Ehre von denjenigen, die der Ehre würdig sind, die gleichgeartet sind, die ebenbürtigen Ehrwürdigen. Goethe sagt dementsprechend: „Wer auf sich etwas hält, darf andere nicht gering schätzen." Und er begründet dies so: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein." Wir verwenden bewußt nicht das Wort „Ehrfurcht", weil wir Marie v. Ebner-Eschenbach zustimmen: „Die wahre Ehrfurcht geht niemals aus der Furcht hervor." Beschließen können wir diese an sich selbstverständliche Ansicht mit einem Satz von Johann Gottfried Herder: „Sei selbst ein Kerl, aber achte einen anderen Kerl auch für einen Kerl!" Und so auch Anton Kippenberg: „Du nimmst die höchste aller Lehren ernst, wenn du die Würdigen verehren lernst."

Das gilt natürlich auch bei den Beziehungen zwischen den Geschlechtern, und weder verunglimpfe der Mann die Frau, noch verleumde die Frau den Mann. Jedenfalls das Havamal mahnt: „An den Kopf sah ich gehen und den Kragen eines Mannes schlimmen Weibes Wort; gift'ge Zunge bracht' ihn ums Leben, und unwahre Anschuldigung."

Anlaß zum Streit gaben oftmals Gelage. Einer der Zeitvertreibe dabei war das Aufgeben von Rätseln, aber auch Frotzeleien oder gereimte Spottverse auf Anwesende zu machen. Dies führte nicht nur zu unversöhnlichen Feindschaften, sondern des öfteren zum Totschlag. Noch bis in die Neuzeit hinein wurden beispielsweise aus diesem Grunde, wenn man in Friesland auf eine Festlichkeit ging, vorsorglich von den Frauen die Totenkleider mit eingepackt. Davor warnt auch schon das Havamal: „Klug dünkt sich gern, wer als Gast den Gast verhöhnt. Oft merkt der zu spät, der beim Mahle Hohn sprach, welch grimmigen Feind er gewann. Zu oft geschieht's, daß an sich nicht Verfeindete sich als Tischgenossen ärgern. Dieses Aufziehen kann dauerhaft wirken; der Gast hadert mit dem Gaste." Und weiter: „Zum Narren soll man niemanden halten, auch wenn's zum Gastmal geht."

Wenn die Tiroler „Schnaderhüpfer" gesehen werden, hat sich da nicht allzuviel geändert, nur daß das heute nicht gleich zum Totschlag führt, sondern zur Rauferei.

Die Mahnung bleibt: Man halte sich mit dem Urteil über andere Menschen unserer Art zurück.

Wer ein ehrenhaftes Leben geführt hat, der hat sich Nachruhm verdient. „Wenn der Leib in Staub zerfallen lebt der große Name noch.“ (Schiller). Und ebenso Goethe: „Es wirkt mit Macht der edle Mann Jahrhunderte auf seines gleichen; denn, was ein guter Mensch erreichen kann, ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen; drum lebt er auch nach seinem Tode fort, und ist so wirksam, als er lebte; die gute Tat, das schöne Wort es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.“ Dafür stehen die berühmten Strophen des Havamal: „Vieh stirbt, es sterben Verwandte, du selbst stirbst wie sie; doch der Nachruf stirbt nimmer, wenn man sich guten erwarb. Vieh stirbt, es sterben Verwandte, du selbst stirbst wie sie; eins weiß ich, das ewig lebt: das Urteil über den Toten.“ (letztere Worte auch übersetzt mit: „der Toten Tatenruhm“).

Für manche ganz bedeutsame Helden galt dies sicherlich; falsch würde aber liegen, wer meint, die Verherrlichung des Nachruhmes sei im Havamal das allein Entscheidende. Denn es findet sich dort genauso der Vers: „Ein Sohn ist besser, ob geboren auch spät nach des Vaters Heimgang: Nicht steht ein Denkstein an der Straße Rand, wenn ihn der Verwandte dem Verwandten nicht setzt.“

So hat sicherlich das Wort von Arthur Schopenhauer Berechtigung: „Das höchste, was ein Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf“; aber ebenso gilt, daß wir alle einmal in der Vergessenheit versinken werden, wenn nicht Nachkommen unser in Ehren gedenken.

Es kann die Ehre dieser Welt
dir keine Ehre geben;
was dich in Wahrheit hebt und hält,
muß in dir selber leben.
Wenn's deinem Innersten gebricht
an echten Stolzes Stütze,
ob dann die Welt dir Beifall spricht,
ist all dir wenig nütze.
Das flüchtge Lob, des Tages Ruhm
magst du den Eitlen gönnen;
das aber sei dein Heiligtum:
vor dir bestehen können.

Theodor Fontane

Küre 2

Das Sittengesetz in uns gebietet Tapferkeit und Mut in jeder Lage, Kühnheit und Wehrhaftigkeit bis zur Todesverachtung gegen jeden Feind von Sippe, Land, Volk, germanischer Art und germanischem Glauben.

Prof. Heusler sagt, Tapferkeit sei die erste der germanischen Tugenden, wobei beim Tapferen nicht so sehr an Leibeskraft und Fechtkunst in den nordischen Quellen gedacht sei, sondern drei seelische Züge den Tapferen ausmachten: Mut, Selbstbeherrschung, Todesverachtung.

Was die Wertschätzungen dieser Tugenden angeht, hat Heusler natürlich recht. Allerdings hat das Wort „tapfer" bei uns einen etwas anderen Klang als „mutig". Tapfer im Ertragen, in der Abwehr, mutig im Ausgriff und Angriff, so möchte ich die Unterschiede zwischen beiden Begriffen fassen. „Was ist gut? fragt ihr. Tapfer sein ist gut", betont Nietzsche. Heldenmut ist nicht jedem gegeben. Tapferkeit darf man von allen Menschen unserer Art erwarten. Durch Tapferkeit kann jeder Gefahr getrotzt, jeder Gegner überwunden, jede Schwierigkeit beseitigt werden. Tapferkeit wirkt Wunder. „Tapfer angreifen ist halb gesiegt", sagt ein Soldatensprichwort, und ebenso: „Der Angriff ist die beste Verteidigung". Erich Ludendorff gibt zu bedenken: „Im Angriff wohnt das stolze Gefühl überlegener Kraft, jenes Unwägbare, das dem richtig geleiteten Angriff seine Stärke auch gegen einen an Zahl überlegenen Feind gibt."

Selten wirkt das Zusammenspiel von Leib, Seele und Geist so klar wie bei der Tapferkeit. Tapferkeit hat in gleicher Weise Zucht des Leibes, Zucht des Geistes und Zucht der Seele zur Voraussetzung. „Ich schätze den, der tapfer ist und g'rad." (Goethe).

Die größten Beispiele für Tapferkeit finden wir im Kriege. Ernst Jünger stellt als Kriegsteilnehmer des ersten Weltkrieges und seiner Materialschlachten fest: „Der Mensch ist dem Material überlegen, wenn er ihm die große Haltung entgegenzustellen hat, und kein Maß und Übermaß der äußeren Gewalten ist denkbar, dem die seelische Kraft nicht gewachsen wäre. Und daraus kann jeder, der dazu fähig ist, den Schluß ziehen, daß im Menschen, im wirklichen Menschen, Werte lebendig sind, die nicht durch Geschosse und nicht durch Berge von Sprengstoff zerstört werden können." Franz Schauwecker ergänzt aus demselben Erleben: „Im Heroismus des verlorenen Postens, der aufgegebenen Stellung, der völligen Einsamkeit, in der nicht Beifall gejubelt oder gelobt oder ge-

dankt wird – hier kommt es ganz und gar auf das Unbestechliche und wahrhaft Innerste des Menschen an." Und schon Friedrich der Große wußte: „Gegen Schicksalstücke hilft mir nur eins: Standhaftigkeit".

Für ihn galt in den ganzen Höhen und Tiefen des Siebenjährigen Krieges das, was Heinrich von Kleist so ausdrückt: „Bewahre deine Sinne vor Verzweiflung! Türme das Gefühl, das in deiner Brust lebt, wie einen Felsen empor; halte dich daran und wanke nicht, und wenn Erd und Himmel unter dir und über dir zugrunde gingen!" Alle Schicksalsschläge im Leben sind keine Veranlassung zur weinerlichen Klage, sondern eine Aufgabe. „Schrecklichkeiten, die kommen müssen, kann man nur dadurch ihres Schreckenscharakters einigermaßen entkleiden, daß man sie so rasch wie möglich an der Brust packt und den Kampf auskämpft, der doch gekämpft werden muß." (Theodor Fontane). Und schon im Mittelalter finden wir bei Gutberlet dasselbe ausgedrückt: „Nur nicht verdämmern in dumpfer Ruh', will man auf dir hämmern, schlag' selber zu." Ebenso Schiller: „Du mußt den Streich erleiden oder führen." Und deshalb rief Ferdinand von Schill auf dem Marktplatz von Arneburg am 12.05.1809 n. ü. Ztr.: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!"

Selbst wenn es einmal eine Niederlage gibt: „Fallen ist keine Schande, aber Liegenbleiben!" (Goethe). Und deshalb setzt Florian Seidel in Verse: „Ich liebe jene, die sich nicht ergeben, ihr Dennoch hüten in der harten Stunde. Ein jeder leidet tief an einer Wunde, ein jeder leidet tief an seinem Leben. Dies ist der Mensch: Er kann sich wieder heben nach jedem Schlag zu heißerem Bemühen; und ob dir tausend Hoffnungen zerglühen: Ich liebe jene, die sich nicht ergeben!"

Tapferkeit ist nicht nur eine im Kriege von Männern zu bewährende Eigenschaft. Sie haben auch Frauen bewiesen, die im Bombenhagel auf Straßen und Häusern auf Brandwache ausgehalten haben, in Kellern ihre Kinder beruhigt, erhalten und geschützt haben. Und in einem Bereich gibt es etwas, wo nur die Frauen tapfer sind: den Geburtsschmerz auszuhalten. Im Wissen um diese Schmerzen das Kind zu wollen, diese Schmerzen tapfer zu ertragen, das zeigt die Größe der Frauen. Johann Wolfgang von Goethe sagt dazu: „Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde, und sie sollen es nicht; doch sollen sie es dankbar einsehen." Tapferkeit ist ein Wert, den es auch im tiefsten Frieden in vielen Lebenslagen zu bewähren gilt. Bei Unfällen, Verwundungen und Krankheiten zeigt sich, wer tapfer ist. Es gibt unausstehliche Kranke, die quälen und drangsalieren ihre Helfer, auch wenn ihre Schmerzen nicht

unausstehlich sind. Und es gibt tapfere Kranke, die strahlen auch unter den bittersten Schmerzen und Qualen eine herrliche Haltung aus und sind anspruchslos auch da, wo sie das Recht hätten, zu fordern. „Es ist der schwerste Heroismus, aber auch der wertvollste, daß man es lernt, seine Leiden mit sich selber abzumachen, daß man also nicht fortwährend andere mit ins Elend zieht" (Georg Stammler).

In manigfaltigen Nöten, Leiden und Gefahren des Alltags muß man tapfer sein. Über jeden Menschen, der nicht oberflächlich durchs Leben schlittert oder abgestumpft sein Leben vertrottet, kommen Widerwärtigkeiten, mit denen er fertig werden muß, Konflikte, mit denen er sich auseinanderzusetzen hat, Gefahren, die er überwinden muß. Und dafür gibt schon im Mittelalter Spervogel die Anweisung:

„Es ziemt dem Helden, daß er froh nach Leide sei.
Kein Unglück war so groß, es war doch auch dabei
ein Glück, des solln wir uns versehn.
Aus Unheil mag uns Heil geschehn. Verloren wir vergänglich Gut,
so solls uns nicht gereuen!
Ihr stolzen Helden unverzagt
versucht's viel mehr von neuem!"

Ähnlich drückt es Oswald Spengler aus: „Geschichte ist ein Meer von Leiden, aber erst damit ist das hohe Leben möglich: stolz auf die Härte, heroisch im Dulden, hart im Wollen, die Klage verachtend, die Ergebung nicht kennend. Der Held verachtet den Tod, der Heilige verachtet das Leben. Was ist das Gegenteil der Seele eines Löwen? Die Seele einer Kuh. Pflanzenfresser ersetzen die starke einzelne Seele durch die große Zahl, die Herde, das gemeinsame Fühlen und Tun von Massen. Eine Seele hat jeder. Aber die Persönlichkeit, die eigentlich bedeutende Seele, ist selten. Der Gegensatz von vornehm ist nicht arm, sondern gemein." Und deshalb gilt: „In der Not allein bewährt sich der Adel großer Seelen." (Friedrich Schiller).

Wenn wir unsere germanische Art betrachten, also die nordische und fälische Rasse, so ist Tapferkeit mehr kennzeichnend für den fälischen Einschlag im Germanentum, Mut mehr für den nordischen. Der Rassenforscher Prof. Lenz vergleicht fälisch mit nordisch wie: „Mehr standhaft als beweglich, mehr Abwehr als Angriff". Tapferkeit ist besonders dem fälischen Menschenschlag eigen, und von den – kennzeichnend fälischen – Pommern hieß es in den Weltkriegen, wenn sie einen Graben verteidigten, bekäme niemand sie dort heraus. „Deutschland ist, wo tapfere Herzen sind." (Ulrich von Hutten).

Damit komme ich zum Mut. Bei vielleicht keinem anderen Wert ist ein so großer Widerspruch zwischen heidnisch-germanischer Sittlichkeit und christlicher Sittlichkeit gegeben. Mut ist gut, Feigheit ist schlecht – so wertet seit frühesten Zeiten bis in die Gegenwart hinein der unverfälschte Germane. Der Jude Rathenau hat geradezu den Germanen als Mutmenschen dem andersrassigen Furchtmenschen gegenübergestellt und die Unterschiede im Verhalten und in der Moral zwischen beiden dargelegt. Dem germanischen Mut setzte das Christentum „Demut", wörtlich übersetzt „Knechtsgesinnung" entgegen. Es galt nicht mehr, mutig das Schicksal zu bestehen, sondern die Christen hatten demütig die „Strafen" und „Prüfungen" hinzunehmen, die ihnen ihr Gott gesandt hatte. Ebenso sahen es die Juden: „Sei überaus demütig; denn des Menschen Ende ist der Wurm." (Talmud). Sehr schön hat Ferdinand Freiligrath den Unterschied in Verszeilen gefaßt:

„Lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet –
der Mann ist uns der beste, der grad' und aufrecht steht!
Die Hand ist uns die liebste, die Schwert und Lanze schwingt.
Der Mund ist uns der frommste, der Schlachtgesänge singt!
Wozu noch bittend, winselnd? Ihr Männer ans Gewehr –
heut' ballt man nur die Hände, man faltet sie nicht mehr!"

Wie es Friedrich Wilhelm Weber im Gedicht „Dreizehnlinden" gestaltet hat, erklärte der vor der Taufe stehende Friesenhäuptling Radbod, dem auf seine Frage, wo seine Ahnen seien, von dem Priester geantwortet worden war: „Als Heiden natürlich in der Hölle":

„Was, zu weiberweichen Betern
will mich euer Heiland senden,
nicht zu meinen tapfern Vätern?
Soll ich feige mich verkriechen,
wenn die Helden nach mir fragen?
Treulich will ich mich mit ihnen
durch die ganze Hölle schlagen.
Eure Psalmensinger neid ich nicht
in ihren Paradiesen!
Radbod sprach's und schritt von dannen,
der Gewaltigste der Friesen."

Die „Demut" der Christen schmeckte dem, der noch germanisches Blut in den Adern hatte, nach Feigheit. Prof. Heusler verweist auf die Einstellung der heidnischen Germanen in den Sagas: „‚keine Furcht kennen', ‚kein Zagwort sprechen', ‚weder Feuer noch Eisen fliehen'... Verse

und Prosa verherrlichen es unablässig. Gefahr ist Lockung, Übermacht kein unbedingter Schrecken. Der Feige heißt, wie der geschlechtlich Entartete, ‚arg'. Einem anderen ‚den Mut absprechen' ist die stärkste Reizung seines Ehrgefühls. Mit einem ‚Du wagst es nicht!' treibt man auch den Besonnenen in Torheiten. Dem Fürsten schenken sie Vertrauen je nach seiner Kühnheit, sagt Tacitus. Es kann auch Übermut sein, Tollkühnheit, Draufgängertum: Das hat manche Schlacht verloren, aber man ehrt es am Manne; es ist verwandt mit der Freigebigkeit, und so stellte es schon das Havamal dar ..."

Auch Frauen werteten so: „Das Unerhoffte, das Gefahrvolle, das Tollkühnste selbst kannst du wagen, das Mittelmäßige allein macht rettungslos elend." (Bettina von Arnim). „Keine Probe ist gefährlich, zu der man Mut hat." (Goethe).

Die Kühnheit zeigt sich nicht nur im Kriege, sondern ebenso bei Entdeckungsfahrten. Vor über dreieinhalbtausend Jahren ist die nordisch-fälische Megalithbevölkerung unseres Raumes zu den kanarischen Inseln gesegelt, in das Mittelmeer hinein, auf Mallorca, Menorca, Sardinien, Sizilien und sogar in Palästina gelandet, wo sie ebenfalls ihre Großsteingräber errichteten. Später sind dann vor der keltischen Invasion Megalithiker, die sich nicht den Kelten ergeben wollten, nach Südamerika gesegelt, von dort weiter zu den Osterinseln, tausende Kilometer über den Pazifik. Den Indios brachten sie ihre Kultur und wurden von ihnen als „die weißen Götter" verehrt, was den Spaniern später noch sehr bei der Eroberung Südamerikas half.

Viel später als die Megalithiker fuhren die Römer zur See, wobei sie sich ängstlich an die Festlandsküste hielten; sie steuerten von Vorgebirge zu Vorgebirge, von Insel zu Insel und suchten den Strand keinen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren, und erst sehr spät wagten sich ihre Schiffe aus dem Mittelmeer heraus.

Die Norweger besiedelten Island, die Wikinger entdeckten Grönland und Nordamerika mit Schiffen, die im Verhältnis zu den späteren Schiffen nur Nußschalen waren. Der unendliche Horizont schreckt nicht, er lockt; es lockt das Abenteuer.

Der Mut wurde als solcher gewertet, unabhängig davon, ob er zum Erfolg führte oder nicht. Aber natürlich gilt die Einsicht von Carl von Clausewitz: „Ohne Mut und Entschlossenheit kann man in großen Dingen nie etwas tun, denn Gefahr gibt es überall." Moltke weiß aus eigener Erfahrung: „Um große Erfolge zu erreichen, muß etwas gewagt werden."

Der Volksmund genauso: „Nur mit Wagemut kommt man zu großen Dingen“ und „Frisch gewagt ist halb gewonnen“, sowie: „Wer wagt, gewinnt!“ und „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt“. Auch Schiller betont: „Wer nichts waget, der darf nichts hoffen“, und „Alles zu retten, muß alles gewagt werden.“ Allerdings dürfen wir nicht blindlings in die Gefahr stürzen, weswegen Moltke betonte: „Erst wägen, dann wagen.“

Ernst Jünger ergänzt: „Der Mut ist das lebendige Feuer, das die Heere schweißt.“ Gerhard von Scharnhorst bekundet: „Ich habe gesehen, daß man mit Mut und Willenskraft alles überwindet.“ Und sein Mitkämpfer Neidhardt von Gneisenau: „Laß' den Schwächling angstvoll zagen! Wer um Hohes kämpft, muß wagen, Leben gilt es oder Tod! Laß die Wogen donnernd branden, nur bleib immer, magst du landen, oder scheitern, selbst Pilot.“ Schiller sagt: „Was soll ich fürchten, das den Tod nicht Tod nicht fürchtet“, und weiter: „Wer nichts fürchtet ist nicht weniger mächtig als der, den alles fürchtet.“

Zahllos sind die Zeugnisse von frühester Zeit an. Im Fafnismal heißt es: „Mut ist mehr wert als die Macht des Schwertes, sollen die Feinde fechten; kühnen Mann sah den Kampf ich gewinnen mit stumpfer Schwertklinge.“

Und ebenfalls im Fafnismal steht: „Dem Kühnen glückt's besser als dem Nichtkühnen, seinen Mann zu stehen im Streit.“

Das Sigrdrifumal meint:

„Das rat ich Dir weiter, erwächst Dir Kampf mit beherztem Held: Kämpfen ist besser als verbrannt zu werden für den Helden drin im Haus.“

Und das Havamal weiß:

„Der dumme Mann meint ewig zu leben, wenn er den Kampf vermeidet. Doch das Alter schenkt ihm Schonung nicht, den der Ger ihm gibt.“

Und weiter:

„Weit besser behagt es im heldischen Spiel dem furchtlosen Mann als dem feigen. Und besser ist, was auch das Leben uns bringt, sich tapfer zu zeigen, als zag.“

Aus derselben Gesinnung schreibt Shakespeare: „Furcht bringt uns um, nicht Schlimmres droht beim Fechten. Tod wider Tod, ist sterben im Gefecht. Doch fürchtend sterben ist des Todes Knecht.“ Ebenso Johann Gottfried Seume: „Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren.“

Christian F. Gellert ist der Auffassung: „Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt, dem hat sie auch den Mut zu der Gefahr gegeben“, und dementsprechend sagt ein altdeutscher Spruch:

„Nur Mut! Das ist des Wassers Brauch:
Hebt die Welle, so trägt sie auch."

Jeremias Gotthelf sagt: „Dem Mutlosen gilt alles nichts, dem Mutigen wenig viel." Deshalb weiß unser Volk: „Fremder Trost ist gut, besser eigner Mut." Denn: „Jedes Schreckbild verschwindet, wenn man es fest ins Auge faßt." (Johann Gottlieb Fichte).

Auch unserem Volk ist der Mut für die Männer kennzeichnend:

„Der jungen Tat, der Alten Rat, der Männer Mut sind allzeit gut."

Deshalb schreibt Eberhard Wolfgang Möller:

„Ich mag die Flachen nicht und nicht die Flauen;
ich liebe nicht die Blassen und die Stummen,
die Neunmaldummen und die Neunmalschlauen,
die ewig Lächelnden und ewig Krummen.
Ich liebe die Beherzten und die Hellen,
die offen kommen und die offen gehen,
die tapferen und fröhlichen Gesellen,
die unerschrocken in die Flammen sehen..."

„Dem Mutigen gehört die Welt!", dies ist nordisch gedacht. Der Anthropologe von Eickstedt betont die kämpferische Haltung des nordischen Menschen. Hans Burkhardt verweist darauf, daß jener als starker Mensch die Gefahr liebt. „Vergnügen sucht der Mann sich in Gefahren." (Goethe). Goethes Vorstellungen sind dem Juden ausweislich seiner Bibel fremd: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um", und es soll uns ausweislich „Gottes Wortes" laufend „Angst und Bange werden". Dementsprechend fordert Nietzsche: „Lebe gefährlich!", und Friedrich der Große weiß aus eigener Erfahrung: „Niemand erreicht Großes, der keine große Gefahr laufen will." Hans Grimm beleuchtet in diesem Zusammenhang einen weiteren Punkt: „Es gibt Augenblicke, von denen der Satz gilt, wer sich nicht in Gefahr begibt, der kommt um." Er nimmt damit einen Vers von Friedrich Schiller auf: „Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein."

Warum das? Der Haudegen Blücher sagt es: „Wenn wir unseren Herd zu verteidigen wissen, so werden wir es wert sein, fortzudauern."

Und bis in die Jetztzeit reicht diese Gesinnung, die Bogislav von Selchow so meisterhaft in Verse gesetzt hat:

„Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag
mit heißem Blut und harten Händen!
Er kann durch einen starken Schlag,
er kann an einem starken Tag,
hat er nur Mut, das Schicksal wenden.
Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag.“

Aber auch das Gegenteil gilt: „Verloren ist alles, sobald man Mutlosigkeit blicken läßt; nur die Zuversicht, die man selbst zeigt, kann Vertrauen entflammen“ (Schiller).

„G u t verloren – etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
und neues gewinnen.
E h r e verloren – viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
da werden die Leute sich anders besinnen.
M u t verloren – alles verloren!
Da wär’ es besser: nicht geboren.“

Johann Wolfgang von Goethe

„In großen äußern und innern Kämpfen entscheidet Heldenmut. Wer sich selbst aufgibt, den geben andere erst recht auf. Hat man den Wind gegen sich, so ist das nur ein Grund, um so stärker auszuschreiten. Und wenn eine gute Sache mißglückt, so ist das nur ein Grund, sie noch fünfundzwanzigmal zu wiederholen, – bis sie glückt.“ (Julius Langbehn). „Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Güterverlust läßt sich ersetzen. Über anderen Verlust tröstet die Zeit. Nur ein Übel ist unheilbar. Wenn ein Volk sich aufgibt!“ (Goethe). Anne Germaine de Stael sagt als Betrachterin von außen: „Die Deutschen haben sich oft zu Unrecht von Schicksalsschlägen überzeugen lassen. Individuen müssen sich dem Schicksal fügen lernen, Nationen niemals; denn sie sind es allein, die diesem Schicksal zu gebieten vermögen – ein fester Wille mehr, und das Elend wäre gebändigt.“ Und ebenso Ernst Moritz Arndt: „Wer sich selbst verläßt, der wird verlassen; das Volk, das an sich zweifelt, an dem verzweifelt die Welt, und die Geschichte schweigt auf ewig von ihm.“

„Wer vor dem Tod erschrickt, wird rasch vergehen, wer ihm ins Auge blickt, der wird bestehen!“ (Hans Schwarz). „Wer ist mächtiger als der Tod? Wer da lachen kann, wenn er droht.“ (Friedrich Rückert). Und gerade diese Souveränität gegenüber dem Tod hat das Christentum unserer Menschenart immer wieder auszutreiben gesucht, indem Todes-

furcht verbreitet wird. Jesus kündet für das Jenseits „Heulen und Zähneklappern" an, jeder Katholik kommt erst einmal ins „Fegefeuer", wo er geläutert werden muß, selbst kleinste Sünden führten für den, der sich keinen Ablaß kaufen konnte, in die Hölle. Und die Schrecken der Hölle wurden Jahrhundert um Jahrhundert so detailliert und immer wieder gesteigert ausgemalt, daß man sich – ebenso beim Erfinden der Folterinstrumente für Hexen und Ketzer – nur Sadisten am Werk denken kann, die diese Vorstellungen erfanden und verbreiteten. Die Verbreitung von Furcht vor dem bösen Wolf Satan, um die Schafe in die eigene Hürde zu treiben – das ist gutes christliches Prinzip über viele Jahrhunderte gewesen. Wer sich der Drohung mit „Jüngstem Gericht" und „letztem Stündlein" („Memento mori"!) ausgesetzt sieht, wird nicht so mutig in den Kampf gehen wie jemand, der keine Höllenfurcht kennt. Wenn der germanische Krieger mutig kämpfte, kam er nach Walhall – und da erwartete ihn alles, was das Herz begehrt. Sein natürliches Draufgängertum wurde nicht gestutzt oder verunsichert, sondern in der Religion gewürdigt.

Deshalb waren nordische Menschen sehr oft zum Führer geeignet, weil – wie viele Anthropologen unabhängig voneinander bekundet haben – sie kühn sind. „Die Kühnheit ist vom Troßknecht bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, der der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt." (Carl von Clausewitz).

Friedrich Ludwig Jahn erkennt: „Der Verstand rüstet ein Kriegsherr, in der Entscheidung aber siegt oder unterliegt das Herz." Und das weiß auch Gorch Fock: „Es ist immer noch der Geist des einzelnen Kriegers, der die Kriege gewinnt!"

Auch vor 2 000 Jahren hat es in Germanien „Realisten" gegeben, die erklärt haben, gegen die einzige Weltmacht, Rom, mit hochgerüsteten und gut trainierten Berufskriegern könne man einen Kampf als schlecht bewaffnete Freizeitkrieger nicht wagen, weil man darin untergehen würde. Armin dachte anders. Er studierte den Feind und entwarf dann eine Taktik und wählte ein Gelände für die Schlacht, wobei sich der Feind nicht entfalten konnte, sondern zwischen Wall und Sumpf aufgerieben werden konnte. Er alleine hätte aber den Sieg nicht erringen können; es waren zahlreiche Germanen, seines Stammes und von verwandten Stämmen, die oft mangels Eisen nur mit Speeren, deren Holzspitzen im Feuer gehärtet waren, gegen mit Eisen gepanzerte Legionäre vorgingen. Im Dreißigjährigen Krieg waren es beherzte Bauern, die sich – wie Hermann Löns großartig in „Der Werwolf" zeigt – gegen marodierende Söldnerbanden zur Wehr setzten. „Ein Pfui dem Mann, der sich nicht

wehren kann! Not kennt kein Gebot, Slah dot, slah dot!" (Löns). Und was vielhunderttausendfach an Tapferkeit und Mut von den Soldaten unseres Volkes und germanischer Brudervölker im ersten und zweiten Weltkrieg geleistet worden ist, das könnte Stoff zu etlichen Sagas liefern.

Bitterkeit kommt nicht auf, weil wir in den Weltkriegen unterlagen; Siegfried ist und bleibt der Held, obgleich er ermordet wurde; der Germane fragt den Held nicht nach seinem Erfolg ab, sondern nach der Großartigkeit seines Kampfes. Mut und Tapferkeit trugen für ihn und tragen für uns Wert in sich; sie sind nicht abhängig davon, ob der Einsatz vernünftig und klug oder unsinnig und verfehlt war. „Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang gesehen hätte." (Lessing). Weswegen faszinieren die deutschen Soldaten des zweiten Weltkrieges Japaner wie Amerikaner, bringen ihre Uniformen, Orden und Ehrenzeichen auf Auktionen Traumpreise (ein Fallschirmjägerhelm ist unter 2.000 EUR nicht zu haben), werden in allen Sprachen der Welt Bücher über hochdekorierte Soldaten unserer Wehrmacht geschrieben, verlegt und in hohen Auflagen verkauft, basteln englische Jungens Stuka-Modelle? Weil mit unvergleichlichem Mut und Tapferkeit und gewaltigen Anfangserfolgen sechs Jahre gegen die ganze Welt durch unsere Soldaten gekämpft wurde. Die Bitternis kommt nur auf, weil in beiden Weltkriegen dieselbe Tragik, wie sie im Hildebrandslied so ergreifend geschildert wird, wirkte: daß Germanen gegen Germanen standen, daß nordische und fälische Menschen millionenfach an allen Fronten auf allen Seiten verbluteten, und daß Verrat aus dem eigenen Volke die Niederlage brachte. Und wem hat es genutzt? Den Feinden genau dieser Menschen!

„Ein Wehe nur und eine Schande
wird bleiben, wenn die Nacht verschwand;
Daß in dem eignen Heimatlande
der Feind die Bundeshelfer fand;

Daß uns von unsern eignen Brüdern
der bittre Stoß zum Herzen drang,
die einst mit deutschen Wiegenliedern
die Mutter in den Schlummer sang;
Die einst von deutscher Frauen Munde
der Liebe holden Laut getauscht,
die in des Vaters Sterbestunde
mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht."

Theodor Storm

Aber Mut ist eine Tugend, die man nicht nur im Kriege braucht. Bei Unglücksfällen, beim Einsatz in Notlagen wie Feuersbränden, Dammbrüchen, Überschwemmungen, Flutkatastrophen sind Mut und Unerschrockenheit gefordert. Die jederzeit möglichen Gefährdungen erfordern tatbereite und mutige Menschen.

Mut zeigt auch jeder, der sich gegen eine von ihm als falsch erkannte gängige Meinung oder Anschauung geschichtlicher oder politischer Art stellt.

Mut beweist ein Verantwortlicher, wenn er eine abweichende Meinung seinem Vorgesetzten sagt, auch wenn Tadel oder Zurücksetzung dabei zu besorgen sind. Dies wird auch Zivilcourage genannt. Dieses Wort ist häufig verwendet worden, um das Wort „Mut" zu verdrängen. Merkwürdigerweise ist in jüngster Zeit wieder „Mut" im Kommen, wo als „mutig" Aktionen „gegen Fremdenfeindlichkeit", Anzeigen bei der Polizei von nationalen Bestrebungen usw. gekennzeichnet werden, obwohl diese Handlungen keineswegs mutig, sondern völlig entsprechend dem von den Politikern und Massenmedien geprägten Zeitgeist sind, mithin konform gehen und weder Zivilcourage noch Mut beweisen, sondern lediglich angepaßtes Denken.

Da jederzeit – auch unabhängig von einem Krieg – Ungewöhnliches, Gefährliches eintreten kann, wir Zeugen eines Verbrechens oder eines Unfalls werden können, kann von uns jederzeit Einsatz gefordert werden, so daß wir bereit sein müssen, z. B. zu einer Hilfeleistung. „Readiness is all" sagt Shakespeare, der große Dichter unserer Art. Bereitschaft ist vielfach gefordert. Aus dem Mutterschoß drängt sich das junge Leben. Die Mutter muß bereit sein, ihr eigenes Leben einzusetzen, um dem Kind das Leben zu geben, bereit zum Ertragen der größten Schmerzen, die ein weiblicher Mensch zu bestehen hat. Daher ist jede Mutter, die in Liebe ihr Kind empfängt und es in Liebe austrägt und gebärt, tapfer und eine Heldin unseres Volkes und unserer Art, wenn sie sich dabei ihres Blutes bewußt war. Und sie ist geehrt und gekrönt, wenn ihr Kind unter ihrer Liebe und Pflege körperlich und seelisch gut gedeiht. Immer wird sie sich sorgen und mühen, nicht nur die lange Zeit des Heranwachsens des Kindes, sondern letztlich ihr ganzes Leben lang, um ihrem Kind zunächst den rechten Weg zu weisen und ihm später zu helfen in allen Lagen des zuweilen verwickelten und gefährlichen Daseins. Ein großes Glück für die Mutter, wenn ihr lebenslanger Einsatz gekrönt wird durch die Liebe ihres Kindes, durch seine Gesundheit, sein Glück und Enkel. Glücklich ein Volk, das solche Frauen noch zahlreich besitzt – dann kann das Volk nicht sterben.

Bereit sein zum höchsten Einsatz muß der Soldat, wenn Krieg ist. Wenn es um die Selbsterhaltung des eigenen Volkes, der eigenen Art geht, dann wird sich der rechte Mann dem Ruf zu den Fahnen nicht entziehen. Wer dann, wenn die Not der Gesamtheit es erfordert, sich verweigert, stellt sich damit außerhalb der Volksgemeinschaft. Von Brecht wird oft zitiert der Satz: „Stellt Euch vor, es ist Krieg, und keiner geht hin". Dies soll zum Pazifismus aufrufen und hier die Wehrhaftigkeit untergraben. Der Satz setzt sich aber fort, und zwar wie folgt: „Dann kommt der Krieg zu Euch...". Brecht hat also etwas vollständig anderes ausgesagt, als die in Verfall, Weichheit, genußhaft im Materialismus versumpften Epigonen, denen ihre Schlappheit aus allen ihren Worten und schon ihrer Haltung herausschaut, daraus gemacht haben. „Wer mit seinem Volk nicht Not und Tod teilen will, der ist nicht wert, daß er unter ihm lebe", sagt Karl Freiherr vom Stein. Eine „Gewissenspflicht", sich diesem Anruf zu entziehen, gibt es nicht. Wie könnte der Mann sich aus einer Verpflichtung lösen, der er im Grunde alles verdankt? Wir leben nicht alleine in dieser Welt. Das Volk hat er erlebt in Freude, Wohlstand und Lust; wenn Not und Gefahr drohen, hat er dieselbe Hingabe und Opferbereitschaft, seine Kraft und alle seine Gaben, notfalls sein Leben der Gemeinschaft zur Verfügung zu stellen, so wie es die Frau tut, wenn sie gebärt. Was die Frau an Opfer auf sich nimmt, indem sie der Nation das Kind schenkt, nimmt der Mann an Opfer auf sich, indem er die Nation verteidigt. Wenn er dazu nicht bereit ist, soll er auf eine Südseeinsel auswandern, wo keine Forderungen an ihn gestellt werden. Hier hat er „seinen Mann zu stehen", und wir entlassen ihn nicht aus dieser Verpflichtung. Sollen die Starken und innerlich Gesunden die Schwächlinge und Unwilligen beschützen, damit sie sich ihren Pflichten entziehen können? Wer die Soldaten seines Volkes als Mörder bezeichnet, verdient nicht, in diesem Volke geschützt zu werden. Ich rede hier von dem Einsatz für das eigene Volk und die eigene Art, das eigene Land, nicht etwa für sogenannte „friedenstiftende Interventionen". Das Blut keines deutschen Soldaten ist es wert, zur Streitschlichtung in irgendwelchen fremden Ländern vergossen zu werden. Ganz abgesehen davon, daß man sich regelmäßig durch solche Einsätze keinerlei Freunde schafft, und das „Befrieden" oftmals (wie bei den Römern „pacare") nur der Eroberung für eigensüchtige Interessen der US-Konzerne gedient hat. Unsere Politiker sollten viel mehr auf Volkes Stimme hören: „Mische Dich nicht in fremde Händel."

Die Ablehnung solches weltweiten Soldateneinsatzes bedeutet aber nicht, daß wir etwa den Pazifismus gutheißen würden. Er läßt sich auch

nicht rechtfertigen damit, daß wir zwei Weltkriege verloren haben. „Ein schimpflicher Friede hat noch nie Bestand gehabt." (Helmuth von Moltke). Wer kämpft, kann verlieren; wer nicht kämpft, hat schon verloren. Am Revaler Rathaus steht der Spruch: „Wer kämpft, hat Recht. Wer nicht kämpft, hat alles Recht verloren." Und oftmals sichert schon allein die Bereitschaft zum Kampf den Erfolg und den Frieden. „Es hat alles seine Zeit. Sanftmütig und geduldig sein ist gar schön, aber es gibt Zeiten, welche Bekenntnisse fordern, wo es Mann an Mann geht, wo man mit allen Waffen sich verteidigen muß, weil das Heiligste angegriffen, das Teuerste gefährdet wird. – Ob man damit etwas nütze, oder ob man einstweilen gesteinigt werde, darf man gar nicht fragen. Wo wären wir, wenn jeder so gefragt hätte? Der offene Kampf ist ausgebrochen, liegt für alle, welche sich nicht verblenden lassen, offen dar. Wer nun zu einer Fahne geschworen, soll zu seiner Fahne stehen und streiten, je nach seiner Kraft und Berufung. Nach dem Pfunde, welches jeder empfangen hat, wird er gerichtet. Möglich, daß einer in der Kampfesweise sich irrt, aber nach der Treue wird er gewogen." (Jeremias Gotthelf).

Aber die Furchtmenschen kapieren solche Erkenntnisse nicht. Zu den unabänderlichen Gesetzen gehört, daß es seit Anbeginn des Menschengeschlechtes Kämpfe und Kriege gegeben hat, und diese nicht aufhören werden, solange es die Menschheit gibt. Es ist unsere Aufgabe, dies zu begreifen und unsere Folgerungen daraus zu ziehen. Wer nicht mehr kämpfen will, beseitigt nicht die Kriege, sondern nur sich selbst. Carl Schmitt hat als das Wesen des Politischen zurecht das Freund-Feind-Verhältnis bezeichnet; man muß nicht nur seinen Freund, sondern auch seinen Feind erkennen, und man muß die Folgerungen daraus ziehen. Wer sich in der Sphäre des Politischen nicht mehr hält, der verhindert damit nicht, daß gekämpft wird; er muß dann allerdings als Vasall Kämpfe kämpfen, die nicht die seinen sind, sondern deren Ziele ihm von anderen vorgegeben werden. Wir sehen das heute, wo deutsche Soldaten ihre Haut zu Markte tragen im Kosovo, in Afghanistan oder sonstwo in der Welt, nicht aber etwa für die Rückgewinnung der uns mit Mord und Gewalt geraubten deutschen Ostgebiete. Andere bestimmen, wofür wir zu kämpfen haben, und das sind nicht unsere Interessen, für die wir dann kämpfen müssen.

Die Verbindung zu den Freunden muß gepflegt werden, Feinde müssen bekämpft und ihnen muß mit allen Mitteln geschadet werden. „Wer seine Feinde durch Konzessionen kaufen will, ist nie reich genug dazu." (Bismarck).

Als notwendig für den Kampf hat Yorck von Wartenburg in den Freiheitskriegen gesehen: „Kameraden! Drei Tugenden sind des Soldaten höchster Ruhm: Tapferkeit, Ausdauer, Manneszucht. Von diesem Augenblick an, wo wir für eine heilige Sache in den Kampf ziehen, gehört keinem von uns mehr sein Leben." Und so haben es damals alle gesehen. Johann Gottlieb Fichte, der mit seinen Reden an die deutsche Nation den Freiheitsgeist und Kampfesmut der Jugend angefacht hat, sagt es so: „Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch der Tod nicht beugt oder abschreckt, taugt der Mensch etwas." Und Nietzsche betont: „Es gibt nur eine Sünde: Feigheit".

„Rings von Not und Tod umgeben,
denkt in eurem Rachefest,
daß in diesem harten Leben
ohne Kampf und Fährnis eben
sich kein Ruhm gewinnen läßt."

Friedrich der Große

„Vor dem Tod erschrickst Du? Du wünschest, unsterblich zu leben? Leb im Ganzen! Wenn Du lange dahin bist, es bleibt." (Friedrich Schiller).

Detlev von Liliencron bekundet: „Jeder ist mir verächtlich, der nicht bis zum letzten Atemzug um sein geistiges und körperliches Leben kämpft." So empfanden die Kämpfer des ersten Weltkrieges, so sahen es die Freikorpsleute in den Kämpfen nach dem ersten Weltkrieg. Einer von ihnen, der seinen Einsatz mit dem Leben bezahlte, Albert Leo Schlageter, ruft:

„Der Weg ist weit – das Ziel ist klar.
Vorwärts geht es, Schritt für Schritt!
Habt ihr Mut, kommt mit!"

Das alles ist meilenweit entfernt von dem Jesus-Wort der orientalischen Bibel: „Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen." Wir können Jesus entgegenhalten: „Wer das Schwert nicht nimmt, wird gekreuzigt werden."

Arthur Moeller van den Bruck schildert die Aufbruchszeit so: „Wenn Bewegung durch eine Zeit geht, wenn Menschen da sind, die Erregung durchfiebert, und alle Kräfte sich umspannen, um sich im Riesenkampfe zu messen; dann lohnt es sich, ein Mensch zu sein, und was dann dasselbe ist, ein Kämpfer." Ebenso Goethe: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt: ein Kämpfer sein." So sahen es auch unsere Soldaten des zweiten Weltkrieges: „Das aber, worauf es ankommt unter Männern, ist

allein, das Herz eines Kämpfers zu haben und sich selbst vergessen zu können um der Sache willen, der man dient" (Korvettenkapitän Günther Prien). Für tapferes Sterben haben wir zahllose Beispiele in beiden Weltkriegen erlebt. Und damit haben sich diese Helden in eine Reihe gestellt mit den vorbildlichen Männern der germanischen Heidenzeit.

Die Menschen der Selbsthilfe hafteten in der Heidenzeit schon in der Ruhelage loser am Leben als der friedliche Staatsbürger, so daß der Gedanke an ein jähes Sterben ganz anders in ihren Alltag hineinspielte. Allerdings „Nichts taugt mehr, wer tot", so daß es sicherlich nicht nur Veranlagung war, so zu denken, sondern auch kriegerische Volkserziehung zu Wagemut, Selbstbeherrschung und Ehrgefühl, damit jene Todesverachtung vor dem Feinde entstehe, die den ewigen Kriegen und Privatfehden der Germanenzeit den heroischen Schimmer verleiht.

„Das soll niemand von mir hören, daß ich den Tod fürchte"; „Besser, mit Ehren zu fallen als zu fliehen"; „Macht, daß jeder seinen Mann erlegt, ehe er stirbt!"; „Wenn man denn sterben soll, so vollbringen wir noch etwas, das im Gedächtnis bleibt!" Solche Sätze durchflechten die Sagas. „Mit gutem Nachruhm zu fallen", das verklärt auch einen minder löblichen Lebenslauf. Das heldische Sterben ist einer der großen Gedanken der Sagadichtung, weil erst im Tode die höchste Mannesart sich ausweist. „Der Held wird gleichsam erst fertig im Augenblick, da er fällt" (Prof. Neckel). Professor Heusler verweist darauf, daß dies nicht Dichtergeschmack sei, sondern Volksstimmung. Darum spiele die geschichtliche Saga auf dieser Saite so gut wie das Heldenlied. Weil „das Leben der Güter höchstes nicht" ist (Schiller), hat man Tod der Gefangenschaft und Entehrung vorgezogen. Selbsttötung, um nicht versklavt zu werden, berichten uns die Südländer besonders von germanischen Frauen, schon aus den Kimbernkriegen und später; auch ihre Kleinen haben sie mitunter mit in den Tod genommen. Aber auch angesehene Männer der Sigambern, Gesandte, die Augustus vertragsbrüchig festhielt und in römische Städte verteilte, entleibten sich aus Gram (vergleichbar dem Harakiri der nichtchristlichen Japaner). Als zwei langobardische Jünglinge aus der Versklavung bei den Avarern flüchten, schicken sie sich an, ihren kleinen Bruder, dem sie den Gewaltritt nicht zutrauen, zu erstechen: Besser so, als daß er Sklave bleibe, und nehmen ihn erst mit, als er versichert, er könne die Flucht schaffen.

Und so haben auch beim Einmarsch der Bolschewisten 44/45 zahlreiche Deutsche, besonders Frauen, aber auch ganze Familien ihrem Leben ein Ende gesetzt, bis hin zu den Großen des Reiches (Familie Goebbels,

Ehepaar Hitler). Anthropologen haben darauf verwiesen, daß Selbstmorde häufiger bei germanischen Völkern und Japanern als bei anderen vorkommen. Diese Völker stellen hohe Ansprüche an ein menschenwürdiges Leben, und so kann es Lagen geben, in denen Menschen aus diesen Völkern nur den selbstbestimmten Tod als Abschluß eines ehrenvollen Lebens sehen. Es liegt uns fern, diese Menschen zu tadeln, so wie es das Christentum getan hat, das „Selbstmördern" ein „ehrliches Begräbnis" auf dem Friedhof versagt hat, sondern sie an der Friedhofsmauer hat verscharren lassen. Aber wir müssen gleichwohl warnend die Stimme erheben, daß durch Selbsttötung oft gerade die charakterlich wertvollsten Menschen sich aus dem Erbstrome ausgeschieden haben, ihre Charakteranlage also dann auch nicht weitergeben konnten. In einer Zeit, wo die nordischen und fälischen Menschen zu einer verschwindenden Minderheit in der Welt geworden sind, können wir keinen einzigen entbehren.

Wir müssen also sehen, Schicksalsschläge, um den „letzten Ausweg" nicht nehmen zu müssen, zu bestehen. Beethoven als großer Musiker hat es mehr als schmerzlich empfunden, als er im Alter taub wurde, seine Kompositionen nicht mehr hören zu können. Gleichwohl erklärte er: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht" und Emanuel von Geibel betont: „Wenn etwas ist gewalt'ger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt." Alexander von Humboldt sagt zurecht: „Gewiß ist es fast noch wichtiger, wie der Mensch das Schicksal nimmt, als wie es ist", denn: „Wir werden vom Schicksal hart oder weich geklopft. Es kommt auf das Material an" (Marie von Ebner-Eschenbach).

Gerhard Krüger betont: „Schwere Schicksalsfügungen, die Not – aber nicht erst sie – sollen uns lehren, nicht etwa beten, sondern unsere Tat, unser ganzes Wirken und Leben vor uns selbst und unserem Gott immer wieder zu überprüfen. Uns zu fragen mit allem Ernst und aller Ehrfurcht, ob sie in Übereinstimmung mit den göttlichen Natur- und Lebensgesetzen stehen, ob wir nicht etwa gegen die göttliche Ordnung verstoßen und damit das Schicksal herausgefordert haben." Denn die großen göttlichen Lebensgesetze bestimmen unser Schicksal – auch wenn wir das nicht in jedem Einzelfall klar erkennen –, ihnen sind wir eingefügt. „Wer in Verzweiflung und Not nur zu beten weiß, gibt nur zu oft seine Sache und sich selbst auf. Er flüchtet vor den Problemen und Gefahren der Welt in die Unwirklichkeit, in ein Jenseits, von dem er vergeblich Hilfe erhofft." Er versäumt damit, Überlegungen anzustellen, wie er das Diesseits bewältigen kann. Schicksalsschläge sind keine Ver-

anlassung zu weinerlicher Klage, sondern eine Aufgabe. Wer trotz schwerster Schicksalskämpfe und -prüfungen sich nicht vom Leben enttäuschen läßt, sondern die ursprüngliche Kraft und die Fähigkeit zu auflodemdem Einsatzwillen in sich trägt, der wird weder vergehen noch vergreisen. Und dann gelingt es vielleicht ja doch, dem Schicksal in die Speichen zu greifen, so wie es Conrad Ferdinand Meyer sagt: „Eines aber verlangt das Schicksal, eh' es uns mit seiner Erfüllung begnadet – die totale Bewährung aus der ungebrochenen Kraft unserer Herzen und aus der Härte unseres unbeugsamen Willens. Dabei gewinnt der nicht, der nicht den vollen Einsatz auf den Tisch wirft."

Goethe drückt es so aus:

„Feiger Gedanken bängliches Schwanken,
weibisches Zagen, ängstliches Klagen
wendet kein Elend, macht dich nicht frei.
Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten,
nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
rufet die Arme der Götter herbei."

Und Felix Dahn ist vom selben Geist:

„Wenn sie zu dir sprechen:
Biegen oder Brechen!
ruf: Brechen eh' als Biegen!
Gib acht, so wirst du siegen."

Und was dazu nötig ist, hat Gustav Frenssen, ein Heide unserer Art, ausgesprochen:

„Sei wach, sagt die heilige Stimme in Deinem Inneren! Sei mißtrauisch, klug, hart, kalt! Wehr Dich! Gib nicht nach! Hau'n Düwel doot! Wehr Dich! Erst dann, wenn dennoch das Unglück über Dich kommt, die Niederlage, dann ertrag es. Ertrag es tapfer! Steh! Und steh gerade Deinem Schicksal!"

Dementsprechend sagte Friedrich der Große:

„Niemals im Glücke tut
hoher Sinn sich hervor;
ist uns das Leben gut,
ragen wir nicht aus dem Schwarm empor.
Doch wider Unheil und Schrecken
stolzer sich heben, sich recken,
wahrlich das heiß ich: mit Ehren
Mannheit bewähren!"

De Vries hat hierzu folgendes ausgesagt: Die Nornen spinnen für den heidnisch-germanischen Menschen bei seiner Geburt die Lebensfäden am Himmelsgewölbe auf. Das Leben des Germanen war also im voraus bestimmt, und das Schicksal somit eine formbildende Kraft, die das Leben von der Geburt bis zum Tode in einer von vornherein festgelegten Richtung verlaufen ließ. Doch zugleich wirkte das Los in dem Menschen und durch ihn; dieser war also seinerseits der Vollstrecker des Schicksals. Seine innere Kraft, die ihn auf seinem Wege vorwärts trieb, war nichts anderes als das Schicksal, das die Nornen für ihn bestimmt hatten. Wenn dann an einer Biegung des Weges der Tod vor ihm steht, so setzt er sich nicht etwa gegen ihn zur Wehr als gegen eine Macht, die ihm fremd ist und die die Erfüllung seiner liebsten Wünsche durchkreuzt, sondern er erkennt den Tod an, weil der Tod ein Teil seines eigenen Willens ist. Er begehrt nicht gegen den Tod auf; ist doch der Tod bereits in ihn selber eingedrungen, da sein eigener innerer Lebenswille, der ihn von dem einen Erfolge zum anderen führte, ihn jetzt zu verlassen beginnt, und also gar keine Möglichkeit mehr dazu besteht, sich im Streit mit dem Tode zu messen. Daraus ergeben sich die Beispiele eines gelassenen männlichmutigen und entschlossenen Sterbens im überlieferten germanischen Schrifttum. (Ergänzend sei gesagt, daß viele Soldaten berichten, wie Kameraden einige Stunden vor ihrem Tod eine Vorahnung hatten und noch zu erledigende Dinge im Falle ihres Todes mitteilten).

De Vries fährt fort, daß eine solche Geistesbeschaffenheit der Beweis einer Kultur sei, die von inneren Brüchen frei sei. Der Mensch fühlt sich einsgesinnt mit seinem Willen und mit seinem Schicksal. Das Leben vollzieht sich in Übereinstimmung mit dem, was er selber will, und so ist er stolz darauf, sein Leben so zu führen. Geschichtlich später erst kommt der Zweifel, die Trennung von Wille und Schicksal. Dann entsteht der Bruch, der innere Kampf; der tragische Held ist der Mensch, der nach verzweifeltem Widerstand sich doch dem Schicksal beugen muß. Der heidnische Germane aber ging mit stolz erhobenem Haupt dem über ihn verhängten Lose entgegen. „Hadre nicht mit dem Schicksal", sagt unsere Lebensweisheit. „Schicksal ist alles", ein englisches Sprichwort, und Shakespeare: „Was Schicksal auflegt, muß der Mensch ertragen; es hilft nicht, gegen Wind und Flut zu schlagen." Unsere Haltung entscheidet. „Tatlos flüchtet der Feige beim Nahen des Schicksals; nur der kühnere Mann bietet voll Mut ihm die Stirn."

Die, die über Moral geschrieben haben, haben oft diejenigen sittlich höher gewertet, die die Furcht überwunden haben, gegenüber denjeni-

gen, die sich nie gefürchtet hatten. Wer Angst und Furcht in sich überwandt, sei anerkennenswerter als derjenige, der über natürlichen Mut und angeborene Tapferkeit verfüge, und zwar, weil der andere den „inneren Schweinehund“ (wie man beim Militär sagte) überwunden hatte.

Sicherlich ist richtig, was Gorch Fock gesagt hat: „Wer die Furcht besiegt, kann nicht besiegt werden“. Aber diese Hochwertung des „Siegers im Kampfe mit sich selbst“ erfolgt aus durchsichtigen Gründen. Es ist die Fiktion des „freien Willens“, wonach man eine freie Entscheidung zu sittlich einwandfreiem Verhalten getroffen habe. Nein, eine lebensrichtige Betrachtung sieht anders aus. Zunächst einmal kann jeder, der den „inneren Schweinehund“ überwunden hat, dies nur dann tun, wenn er eben auch mutige Anlagen in sich hat; hineingelegt werden können sie in ihn nicht. Wer nicht „von Natur aus mutig“ ist, also nicht nur so und nicht anders handeln kann, bedarf eben noch verschiedener Einflüsse (Erziehung, Ausbildung beim Militär, Vorbilder, Selbstzucht u. a.), um zu der gewünschten Haltung zu kommen. Wer insoweit zwei Seelen in seiner Brust hat, also jedesmal sich überwinden muß zum Einsatz der eigenen Person, ein moralischer Grübler ist, wird vermutlich aber starken Belastungen weniger gewachsen sein als derjenige, der aufgrund seiner Anlage gar nicht anders handeln kann als tapfer und mutig (– wobei natürlich mit Jean Paul zu bemerken ist, daß Mut nicht darin besteht, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern daß man sie sehend überwindet; wer die Gefahr nicht sieht, hat keine lange Lebenserwartung). „Der Feige stirbt tausendmal, der Mutige nur einmal“ (H. J. Weber), und deswegen ist der uneingeschränkt Mutige in Gefahrensituationen, wo rasches, unreflektiertes Handeln gefordert ist, im Vorteil. „Fürchte dich nicht vor dem, was zu fürchten ist; fürchte dich nur vor der Furcht.“ (Friedrich Hölderlin). „Der Furchtsame erschrickt vor der Gefahr, der Feige in ihr, der Mutige nach ihr“, meint ein Sprichwort.

Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß Oberst Hans-Ulrich Rudel, der Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnung, der mit seinem Stuka tausendemal in feindliches Flakfeuer stürzte, als Junge noch so zart besaitet war, daß ihm noch mit 12 bei Gewitter die Hand gehalten werden mußte; durch gesunde Ernährung, gesunde Lebensweise und Selbstzucht, d. h. Fordern seines Körpers durch körperliche Anspannungen wurde aus ihm der Kämpfer, der die Gefahr zwar sah, aber sie nicht fürchtete, nie aufgab oder verzweifelte, auch bei schwersten Belastungen nicht. Und der amerikanische Panzergeneral George S. Patton

erklärte: „Wenn Tapferkeit Furchtlosigkeit bedeutet, dann ist mir noch kein tapferer Mann begegnet. Jeder Mensch fürchtet sich; je intelligenter er ist, um so mehr. Tapfer ist, wer von seiner Furcht keine Notiz nimmt."

Wir fordern Wehrhaftigkeit bis zur Todesverachtung gegen jeden Feind der Sippe. Heute hat die Sippe kaum noch eine Bedeutung; in Dithmarschen und Friesland haben aber Sippenverbände bis in heutige Zeit überlebt, wenn auch nur in Resten ihrer einstigen Bedeutung. Vieles von dem, was früher die Sippe garantiert hat, Versorgung von Notleidenden, Hilfe im Kampf, Abwehr von Ansprüchen anderer gegen die eigenen Sippenmitglieder, Gerichtshilfe, hat jetzt der Staat an sich gezogen. Der Staat ist aber eine verhältnismäßig neue Einrichtung; etliche Jahrtausende lang war der Einzelne ohne die Unterstützung der Sippe verloren, und das steckt auch heute noch tief in uns drin. „Blut ist dicker als Wasser", sagt der Volksmund, und wie dick das Blut ist, ist daraus zu ersehen, daß sich im altnordischen Sittengesetz Havamal keinerlei Bestimmungen für das Verhalten gegenüber Sippenangehörigen findet; das war so selbstverständlich, daß es müßig war, hierzu überhaupt noch ein Wort zu verlieren. Der engste Kreis, noch in der altsächsischen Geschlechterzählung als Einheit gesehen, waren Vater, seine Kinder, seine Geschwister und seine Eltern, also die nächsten Blutsverwandten. In den Sagas findet sich kaum eine Verfeindung zwischen Vater und Söhnen; Egils Sohnesklage, als sein Lieblingssohn ertrunken ist, gehört zu den größten Zeugnissen der Versdichtung. Eigener Wille und Achtung werden schon dem Knaben zugestanden; die Erziehung strebt hin auf die Tugenden der Selbsthilfe, weit weniger auf Zähmung und Maßhalten, und die Söhne danken es.

Der erste Verwandtschaftsgrad waren die Großeltern, die Enkel und die Geschwisterkinder, und so fort bis zum dritten Grad, von der ab man die Verwandtschaft nicht mehr berechnete; bis dahin aber waren alle Verwandten einerseits zur Hilfe in einer Fehde verpflichtet, erhielten andererseits bei einem Totschlag eines Sippenangehörigen abgestuft in der Höhe nach dem Verwandtschaftsgrad auch ein Bußgeld von der Sippe des Töters. Aber auch für das Rechtsleben und Heerwesen, die Siedlung und die Wirtschaft ist der Sippenverband von kaum zu überschätzender Bedeutung. Das Wort „Sippe" selbst bezeichnet auch „Frieden" und „Zuneigung"; die Verwandten – und ursprünglich nur sie – werden mit dem Begriff „Freunde" („vrünt") bezeichnet; der Sprachsinn war „der Liebende". Der „Freundlose" ist also der der Sippe Entrissene, ein Ausdruck für den Vereinsamten, Schutzlosen, den Elenden. Ur-

sprünglich dürfte der Sippenälteste auch bei der Verheiratung ein Wort mitzusprechen gehabt haben, was in geschichtlicher Zeit dann dem Vater oder bei seinem Tode dem Vatersbruder, bei seinem Fehlen dem Bruder zufällt. Bei einer Heirat wird das gute oder mindergute Geschlecht abgewogen. Wo die Arme aus vornehmem Haus neben dem reichen Emporkömmling steht, gibt es für den Sagahörer kein Besinnen: Der Frau, die des Geldes halber an einen Niedrigeren verheiratet wird, hält man ziemlich viel Bitterkeit und Dünkel zugute.

Mit dem Begriff „Adel" oder „Edel", gleichbedeutend mit „Odal", wurde ein Stück Land bezeichnet, das bereits der Großvater besessen hatte; die „Adligen", die „Edlen" waren also die freien Alteingesessenen. Wegen der Bedeutung der Vorfahrenreihe gehörten selbstverständlich auch die Toten weiterhin zur Sippe: bei unseren heidnischen Vorfahren glaubte man, daß der Tote dem Hauswesen helfen könne und auch helfe. Vor ihm hatte man keine Furcht, sondern er war Gegenstand der Verehrung. Er wurde nicht weitab auf einen Friedhof gelegt, sondern ursprünglich im Hause begraben, später in einem Hügel in der Nähe des Hauses. Wenn wir heute von dem Grund und Boden unserer Ahnen sprechen, so bedienen wir uns einer schon etwas verblaßten Bildersprache. Einst hatte hier jedes Wort sein Gewicht. De Vries verweist darauf, daß die dahingegangen Vorfahren die wirklichen Eigentümer des Grundbesitzes der Familie waren, der aus diesem Grunde auch nicht veräußert werden durfte (In Japan ist es auf dem Lande immer noch so). Der Tote ist in Gesellschaft der Götter; die Goten glaubten, daß ihre Vorfahren „anses" seien, derselbe Wortstamm wie „Asen". Die Alfen, Elfen waren die Totengeister, und sie werden häufig mit den Asen zusammen genannt, waren ihnen also verbunden. Wie die Götter können auch die Ahnen Fruchtbarkeit bringen; sie sind mächtiger als die Lebenden und – da sie durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit ihnen verbunden sind – wachen sie über das Glück und das Gedeihen der Sippe. Die Hochzeit wird auf dem Deckstein des Sippengrabes geschlossen, gleichsam vor den Ahnen. Mehr als ein Bauer hat sich – so ist es in den Sagas überliefert – auf den Sippenhügel gesetzt, während er über schwierige Probleme nachgedacht hat, weil die Gedanken, die ihm dann kamen, hilfreich waren. De Vries ist sogar der Meinung, daß der tote Ahnherr der wahre Führer der Familie sei, ein Führer, mit geheimnisvoller Macht ausgestattet, aber einer, den man nicht fürchtet. Besondere Bedeutung hatten solche Vorfahren, die schon zu ihren Lebzeiten der Sippe Heil gebracht hatten; um wieviel stärker und segensreicher wird ein Ahn sich dann erst betätigen können, wenn der Tod ihm eine noch

größere Macht in die Hand gegeben hat! Von ihm wird – so de Vries – also der Nachkomme eine kräftige Förderung seiner Unternehmungen erwarten und ihn dementsprechend besonders eifrig verehren. Die Ahnenverehrung stand geradezu im Mittelpunkt der religiösen Vorstellungen. Zu Weihnachten werden die Toten durch Verbreiten von Wohlgerüchen mittels Räuchern eingeladen, an der Familientafel Platz zu nehmen, sich ihren Anteil an Speise und Trank zu holen, ursprünglich sogar – man selbst legte sich auf den Fußboden ins Julstroh – sich in ihre früher benutzten Betten zu legen. Sie sollen das Behagen des häuslichen Herdes genießen, eine erneuerte Gemeinschaft zwischen den Lebenden und den Toten ergibt sich, das frohe, dankerfüllte Bekenntnis, das die gesamte Hausgenossenschaft in gemeinschaftlichem Glück vereinigt. Heute versuchen Massenmedien und Gesellschaft, uns vergessen zu lassen, daß wir verbunden sind aus unserer Herkunft heraus mit einem ganzen Kreis von Verwandten. Wir sind Glieder einer Kette, und in allen unseren Eigenschaften spiegeln wir nur das wider, was unsere Eltern oder andere Vorfahren einmal waren. Deswegen kommt der Gattenwahl erhebliche Bedeutung zu, weil wir im Durchschnitt nur die Hälfte unserer Erbanlagen an unsere Kinder weitergeben, die andere vom Gatten kommt. Und deswegen kann die Sippe nicht gleichgültig lassen, wenn Sippenangehörige in diesem Punkt eine artfremde Wahl treffen, weil dies eine Schwächung der Sippe bedeutet; ein Sippenmitglied, das den Partner artfremd wählt, gehört aus der Sippe ausgestoßen, mit ihm oder ihr hat man keinen Kontakt mehr, zu Festen werden er oder sie nicht mehr eingeladen. Für Entartete (ein Sprichwort sagte: „Einen Entarteten hat jede Sippe") gab es auch früher die Ausstoßung aus der Sippe; Sippenschande nahm man nicht hin. Und so dürfen auch wir sie nicht hinnehmen.

In heidnischer Zeit spielte der Staat noch keine Rolle; deswegen kennen wir den Begriff Vaterland da noch nicht. Was es gab, war aber die Heimatliebe. „Übel fährt, den die Fremde nährt", sagt ein germanisches Sprichwort; der „Elende" ist nach dem ursprünglichen Sprachsinn der im Ausland Lebende. Die Verbannung war auf Island nach der Ächtung die höchste Strafe. Diese Heimatliebe gilt der eigenen Scholle, dem Gehöft, der vertrauten Landschaft, den Nachbarn und Freunden. Dreizehn Millionen Deutsche wurden von den uns heute von ehrvergessenen Politikern als „Befreier" bejubelten Feinden aus ihrer Heimat vertrieben. Diese Heimat war ihnen zum „inneren Besitz" geworden, und sie haben sie nie vergessen. Ort und Landschaft, Fluß und See, Meer und Wald mit all den Tieren (die Elche Ostpreußens) konnten sie als junge Menschen

beobachten. Sie waren bekannt mit der Natur, den Hügeln und Bergen, den Gärten und Auen, ihren ganzen Schönheiten und ihrer Innigkeit, die nur der mit ihr ganz Verwachsene voll ermessen und ausschöpfen und sich zu eigen machen kann.

Gründliches Kennen führt also zur Heimatverbundenheit; wohl dem, der noch davon zehren kann oder sie sich immer wieder erwirbt. Sie ist ein Schatz innerer Ruhe und Kraft aus der Verwurzelung.

Aber auch aus der plötzlichen Bedrohung durch andere wird „Heimat" bewußt, wie es A. Petzold (3714) erzählt:

„Ich hab es lange nicht gewußt,
was Heimat sei und Vaterland.
Sprach's einer mit durchglühter Brust,
winkt ich nur spöttisch mit der Hand.
Von meiner Tage Not gewürgt
sprach ich mit haßverzerrtem Mund:
Nicht einmal hat für mich gebürgt
der Heimat hochgepriesner Grund.

Hab' keinen Acker, und mein Feld
ist einer Kammer Dielenholz,
mir wuchs aus keiner eignen Welt
der Scholle harter Bauernstolz.
Wenn ich im Sonntagsfrieden ging
ins wälderfrohe Land hinein,
mein Herz ein böses Weh empfing
durch das Gefühl: es ist nicht dein.

Da kam des Krieges rote Flut –
ich hörte, wie die Erde schrie:
‚Du bist mein Fleisch, du bist mein Blut!
Steh auf, steh auf und banne sie!'
Ein Rauschen sprang in meiner Brust
empor und wurde wilder Brand. –
Auf einmal war es mir bewußt,
was Heimat heißt und Vaterland."

In der Steinwüste der modernen Großstadt können solche Beziehungen nicht aufgebaut werden, nicht das, was dem Landkind, dem Kleinstadtjungen noch vertraut ist. Zum Heimatgefühl gehören Gärten, wo man Äpfel stibitzt hat, ein Fluß, ein See oder ein Berg, geheime Pfade, die kein anderer kennt, Höhlen, Verstecke, einsame Plätze, stille Beob-

achtung von Vögeln, Fuchs, Reh oder Kaninchen, am besten eigenes Eigentum, weil dieses am meisten verwurzelt.

Der Landmann, der Jäger und Heger von Wild, der Forstmann und Fischer kennen ihr Land. Ein Kind, das in einer naturnahen Umgebung aufwächst, in Verbindung mit Pflanze und Tier, das seine ersten Erlebnisse auf eigenem Hof oder in der Nähe von Feld und Wald hat, das ist meist seelisch reicher und aufnahmefähiger für diejenigen Kräfte, die unsere Seele und unseren Geist aus den gegebenen Erbanlagen heraus unbewußt gestalten und bilden. Seine Heimat gibt ihm reichlich wieder, was das Dorf an mangelnden Zerstreuungsmöglichkeiten, die die Großstadt bietet, nicht hat. Leider nimmt die Zahl der Großstädter im Verhältnis zur Bevölkerung der Mittel- und Kleinstädte, der Dörfer und Einzelhöfe stetig ab. Der Anteil unseres Volkes, der noch inmitten einer ungestörten oder unzerstörten Natur lebt, geht immer mehr zurück; die Industrie greift nach dem freien Land und macht den Menschen abhängig von ihrem Rhythmus und ihren Bedürfnissen. Aber auch in ländlicher Umgebung sind durch das Fernsehen, das sonstige Freizeitaktivitäten in den Hintergrund gedrängt hat, durch das Auto, wo die Landschaft „vorbeifliegt" (also nicht mehr erlebt und innerlich aufgenommen werden kann), und heute durch Computer mit Internetanschluß zunehmend Bodennähe, Naturverständnis und Heimatgefühl abhanden gekommen. Wir alle werden immer mehr vom „einfachen" und landschaftsgebundenen Leben weggeführt, technisiert, und in steigendem Maße selbst zu mechanisch Reagierenden wie ein Apparat.

Die Einsicht in die seelisch nährende Kraft bäuerlicher Lebensführung und harter Arbeit am Boden ist verschwunden. Noch Goethe wußte: „Ein Mensch, auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig; beide verwachsen miteinander und zugleich verknüpfen sich die schönsten Bande." Auch die Notwendigkeit, viel draußen zu sein, sich Wind und Regen, Sonne und Kälte auszusetzen, wird immer geringer bewertet. Damit wird das Leben dauernd künstlicher und von Industrie und Gebrauchstechnik abhängiger. Hiergegen ankämpfen zu wollen, wäre ein Kampf gegen Windmühlenflügel. Was wir aber machen müssen, ist die Schaffung von Gegengewichten gegen die Verkünstlichung unseres Daseins. Wir müssen uns der Gefahr der Technik ständig bewußt sein, unseren Sinn natürlich erhalten, und dürfen uns nicht einseitig technisieren. Wie früher Heimatgefühl und Heimatliebe selbstverständlich waren, müssen wir heute mit einem bewußten Heimatsinn uns Vergleichbares wieder schaffen.

Leider gibt es auch keine viele Kinder und Jugendliche umfassende Jugendbewegung mehr. Der Wandervogel hat früher gerade bei den Menschen aus der Großstadt durch Wandern, das Erlebnis der Fahrt, die „Eroberung" der engeren Heimat und schließlich das Erwandern Deutschlands zur Heimat- und Naturverbundenheit und Kenntnis von Mensch und Umwelt wesentlich beigetragen. Nach dem Wandervogel und vergleichbaren Bünden kamen dann die Jugendgruppen im Dritten Reich und anschließend in Mitteldeutschland die Jungen Pioniere und die FDJ, die vergleichbares Erleben möglich machten, wo an Flüssen und Seen, am Meer und in der Bergwelt das Zelt aufgeschlagen wurde, bei Wind und Wetter übernachtet wurde, wo beobachtet und Vogelrufe in der Nacht gehört wurden, durch Gewitter die Unmittelbarkeit der Elemente gespürt wurde. Die Kinder und Jugendlichen fühlten sich gleichermaßen frei (von ihren Alltagszwängen) und gleichzeitig gebunden an die großen Kräfte des Lebens.

„Ein Volk muß Heimat haben:
Acker und Wiese und Haus –
und muß ein Volk sie suchen,
dann bleiben die Besten aus.

Ein Volk muß Heimat haben,
Arbeit in Werkstatt und Feld,
Schulter an Schulter. Die Besten
sind einsam vor alle gestellt.

Ein Volk muß Heimat haben,
die Kindern und allen gehört –
die Besten stehn draußen auf Wache,
daß keiner ein Fußbreit zerstört.

Ein Volk muß Heimat haben,
in der jeder Heimat hat –
nur die Besten werden nicht ernten,
sie bleiben im Vorfeld der Saat."

Hans Baumann

Aus der Heimatliebe ist die Vaterlandsliebe erwachsen. Sie wird ebenso wie die Heimatliebe von den Herrschenden, die eine „multikulturelle Gesellschaft" auf deutschem Boden schaffen wollen, bewußt verdrängt oder lächerlich gemacht, um uns zu Europäern als Vorstufe von Weltbürgern zu machen, als Einzelwesen in einer „One World" hilflos einem internationalen Machtapparat ausgeliefert, wie Orwell in seiner

beklemmenden Erzählung „1984“ schildert. „Wer sich die Welt zerstört, der fängt es so an: Die Menschen werden zuerst treulos gegen die Heimat, treulos gegen die Vorfahren, treulos gegen das Vaterland. Sie werden dann treulos gegen die Nächsten, gegen die guten Sitten, gegen das Weib, gegen das Kind.“ (Peter Rosegger). „Glaub mir, mein Sohn, denn alles andere ist Lüge: Kein Mensch gedeihet ohne Vaterland.“ (Theodor Storm). Uns sei immer Bismarcks Mahnung bewußt: „Ich habe das Wort ‚Europa‘ immer nur im Munde derjenigen Politiker gefunden, die von anderen Mächten etwas verlangten, was sie im eigenen Namen nicht zu fordern wagten.“

So wie Naturerlebnisse die Heimatliebe prägen, so gehören zur Heimat auch vertraute Menschen, Verwandte und Nachbarn, denen wir „trauen“ können, die uns ähnlich sind. Heimat löst sich auf, wenn wir in Straßen und Gassen Menschen sehen, die aus allen Herren Ländern zusammengeströmt sind, die – ohne daß sie noch den Mund aufmachen – schon als Fremde zu erkennen sind, und damit uns die Heimat nehmen. Als Hunnen, Mongolen, Türken, Awaren, Franzosen, Polen uns unsere Heimat nehmen wollten, haben wir darum gekämpft und zumindest Teile der Heimat – wenn auch vieles uns genommen wurde – bewahrt. Heute, wo die Fremden als „Gastarbeiter“, „Asylbewerber“ und unter Appell an das christliche Gewissen und an das Asylrecht kommen, geben die Politiker und viele Deutsche mit ihnen kampflos die Heimat preis. Wir werden damit zu Fremden im eigenen Land, verlieren unsere Heimat, ohne vertrieben zu werden, ganz einfach, weil die Heimat sich ändert, fremde Menschen, Sitten, Gebräuche, Ordnungsvorstellungen, Sprachen, Geschäfte in unser unmittelbares Umfeld einströmen.

Jedes Vogelpaar verteidigt sein Territorium gegen Eindringlinge, jedes Wolfsrudel gegen andere Wölfe, jede Präriehundgruppe gegen andere Präriehunde. Wir selbst lassen jeden einwandern, haben sogar unsere Grenzen eingerissen, so daß jeder Fremde, der in Spanien oder Italien illegal an Land geht, ohne Kontrolle in unser Land kommen kann. Etwas Vergleichbares hat es früher bei keiner Nation gegeben, und daß dies in dem wirtschaftlich hoch entwickelten und deswegen für Einwanderer wegen der gezahlten Hilfen und Löhne am interessantesten Land zu erheblichen Zuwanderungen von solchen schlecht qualifizierten Menschen führen muß, die in ihrem Lande ohne Chance auf einen Arbeitsplatz sind, ist für jeden Sehenden überdeutlich. Viele Hochkulturen, wie die ägyptische, die griechische und die römische, sind schon trotz besserer Regulierung der Zuwanderung, als sie heute in Europa existiert, daran zugrunde gegangen.

Friedrich Schiller gehört in vielen Schulen nicht mehr zur Lektüre, weswegen folgende Worte von ihm hier wiedergegeben werden müssen: „Oh lerne fühlen, welches Stamms du bist! Wirf nicht für eiteln Glanz und Glitterschein die echte Perle deines Wertes hin – die angebornen Bande knüpfe fest, ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft; dort in der fremden Welt stehst du allein, ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt."

Und Johann Gottfried Herder bekennt: „Von allen Helden, oh Patriot, bist du mein Held, der du, den Menschen oft verkannt, dich ganz dem Vaterland schenktest". Arthur Schopenhauer denkt genauso: „Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: Er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja, auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; – wobei er den Tod betrachtet wie das Winken der Augen, welches das Gehen nicht unterbricht." Das gilt für jeden, wie der Arbeiter Heinrich Lersch betont: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen." Und dementsprechend heißt die Inschrift auf dem Denkstein für gefallene deutsche Soldaten auf der Turracher Alpe:

„Mutter, kommt der Vater heim?
Nie! Er starb als Held
für Dich und mich im Feld.
Warum?
Ach, Kind, warum's geschehen,
das wirst Du später erst verstehn.
Damit ich ruh in freier Erde
und daß mein Sohn ein Deutscher werde."

Für das Vaterland, aus glühender Liebe zu ihm oder auch aus Einsicht und Pflichterfüllung, haben viele Millionen deutscher Männer in den Befreiungskriegen, in den uns aufgezwungenen Kriegen 70/71, erstem und zweitem Weltkrieg ihr Leben gegeben. „Eine Schanze ist nur ein Haufen Dreck, aber der Soldat verteidigt sie mit seinem Leben, weil seine Fahne darüber weht" (Goethe). Das, was Goethe noch verstand, verstehen heute viele nicht mehr; selbst in der Bundeswehr wird das Söldnertum, das Kämpfen gegen erhöhte Auslandszulage für fremde Interessen, propagiert. Das wird dann begründet damit, daß wir eine „gewachsene Verantwortung in der Welt" hätten, wobei verschwiegen wird, daß unsere Soldaten nur dann ihre Haut zu Markte tragen dürfen, wenn die USA es

wollen. „Feindesbeifall verdient stets Mißtrauen“, hat Otto von Bismarck richtig erkannt, und die Staaten, die nach wie vor aus der UNO-Satzung nicht die Bestimmungen herausgestrichen haben, daß jeder Staat der Welt, wenn er sich durch Deutschland bedroht fühlt, ohne Erlaubnis der UNO uns angreifen kann, sind nicht als unsere „Freunde“ zu bezeichnen. „Nur eine tapfere Politik ist eine gute Politik. Wem es unbequem ist, sein geschichtliches Recht zu verteidigen, wird es bald verlieren.“ (Otto von Bismarck). Und ebenso sagt der bedeutende Geschichtswissenschaftler Heinrich von Treitschke: „Nur tapfere Völker haben ein sicheres Dasein, eine Zukunft, eine Entwicklung.“ Gerhard v. Scharnhorst betont: „Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes.“ Heinrich Anacker rüttelt auf:

„Empor die Fahne zur nächsten Schlacht!
Heraus aus den Gräben und Trichtern!
Was scheren uns Wunden? Wir stürmen zur Macht.
Die andern haben zu früh gelacht
mit hohnverzerrten Gesichtern!

Heraus drum zum Kampfe! Uns winkt keine Rast
im erbittersten aller Kriege.
Je mehr man uns höhnt und je mehr man uns haßt,
wir halten die Fahne nur fester umfaßt
und führen sie stürmend zum Siege!“

Wir sprechen vom Vaterland und von der Muttersprache. Den Begriff für den weiten Umkreis dessen, was wir zu verteidigen haben, lernen wir vom Vater; unsere Sprache lernen wir von der Mutter.

Sprache ist das wesentliche Kriterium, das zum Volk gehört. Ein Staat ist demgegenüber ein politisches Ordnungsgefüge, um einen bestimmten Teil der Menschheit hinsichtlich seiner Bedürfnisse nach Sicherheit und Schutz im Inneren und nach außen zusammenzufassen. Dabei gibt es zwar immer ein Staatsvolk, nämlich das Volk, was die große Mehrzahl der Staatsbürger und deswegen auch die Regierung stellt; im Staat können aber auch Angehörige anderer Völker leben, teilweise auch eingebürgert, d. h. mit demselben Paß wie die Alteinheimischen.

Auch spielt die Kultur beim Volk eine Rolle, allerdings nur insoweit, als es Volkslied und Volkssage sowie Märchen angeht; ansonsten machen sich rassische Einflüsse stärker bemerkbar, wie wir beispielsweise an den gotischen Domen sehen, die mit ihrer hoch aufragenden, himmelstürmenden Größe und den Buchenwald nachahmenden Kirchenschiffen überall da stehen, wo nordisch-fälische Menschen waren, also in

Deutschland, Nordfrankreich, Norwegen und Großbritannien. Die Gotik ist also nicht volksgebunden, ebensowenig wie es die Renaissance oder der Barock waren.

Auch das ursprüngliche Bauen ist nicht volksgebunden; es ist sehr stark stammesgebunden und bezieht im Baustoff, in der Form des Bauens u. a. die unmittelbare Umwelt ein. Die Eigenart der Stämme sollte durchaus erhalten bleiben, und nicht etwa zugunsten des Volkes eingeebnet werden, so wie wir auch nicht wollen, daß es ein Bevölkerungsgemisch aller europäischen Völker zu einem grauen Brei ungeprägter Massen gibt.

Vom Volk unterschieden ist auch die Nation. Zur Nation gehört, wer dazugehören will und von den anderen Nationsangehörigen als dazugehörig betrachtet wird; der Schwarze Billy Mo hat zwar einen Tirolerhut aufgesetzt und eine Lederhose angezogen, wollte sich also dadurch als zur deutschen Nation gehörig darstellen, gehört aber nicht dazu, weil er von der Mehrheit der der Nation Angehörenden nicht als zur Nation dazugehörig betrachtet wird. Daß Nation nicht dem Volk gleichzusetzen ist, ist an den Deutsch-Schweizern zu sehen. Die Deutsch-Schweizer sind Alemannen, fühlen sich aber mehrheitlich nicht zur deutschen Nation gehörig, sondern zu ihrer „Schweizer Nation". Auch viele deutschsprachige Elsässer, ebenfalls vom Volksstamm her Alemannen, und fränkische Lothringer fühlen sich nicht zur deutschen Nation gehörig, sondern zur französischen Nation. Wenn es zu einem Krieg zwischen Deutschland und Frankreich käme – was niemand will – würden sie, wenn sie die Wahl hätten, nicht für Deutschland, sondern für Frankreich in den Krieg ziehen. Andererseits wurden die Westpreußen und Oberschlesier gegen ihren Willen nach dem ersten Weltkrieg in den polnischen Staat gezwungen, die Sudetendeutschen in die Tschechoslowakai, deren Staatsbürger sie waren, für die aber nicht ihr Herz schlug, sondern für Deutschland; sie gehörten nach wie vor zur deutschen Nation. Nation ist also eine Willensgemeinschaft.

Da ein Volk sich nur über einen Staat im Weltgetriebe behaupten kann, und ein Staat im Regelfall desto stärker ist, je mehr zusammenpassende und zusammenwirkende Einwohner er hat, ist die beste Lösung, wenn Volk und Staat zusammenfallen, ein Staat also alle Angehörigen eines Volkes umfaßt, aber nicht imperalistisch und expansiv auf Angehörige von Nachbarvölkern übergreift. Daß solche volklich bestimmten Staaten durchaus nicht der Vergangenheit angehören, hat das Erwachen des Nationalismus in Afrika und Asien bewiesen. Das ist die beste

Voraussetzung dafür, eigene Sitte, eigenes biologisches Erbe und eigene Kultur zu bewahren. Letztlich zählt bei Entscheidungskämpfen das auch mehr, als internationale Ideologien, seien es Marxismus/Sozialismus (im ersten Weltkrieg hat der deutsche Arbeiter genauso bereitwillig seine Pflicht getan wie sein angeblicher „Klassenfeind") oder der Liberalismus (in Frankreich, England oder USA immer wieder propagiert, was Führung von Kriegen zur Durchsetzung eigener Interessen aber keineswegs hindert). Allerdings hat der Liberalismus es geschafft, Volkstum und Volkstümliches abzuwerten, besonders bei denjenigen, die lange Zeit zur Schule gehen: Grund- und Volksschüler schätzen Heinos Volkslieder, denjenigen, die länger im Schulbetrieb verweilen, wird das abdressiert. Zum Volkstum gehört alles, was an Sitte und Brauch, an Gebrauchsgegenständen u. ä. mit dem Volk zusammenhängt. Dazu gehören neben dem Volkslied der Volkstanz, die Volkskunst im allgemeinen, wobei Volkskunst oftmals vom Stamm geprägt ist; in den deutschen Stämmen prägen sich immer noch besondere Fähigkeiten, Eigenheiten und Begabungen aus und führen hier zu einer reichen Gliederung unseres Volkes. In der DDR sind erstaunlicherweise so wie auch in der Übernahme verschiedener anderer Förderungen des Dritten Reiches (verbilligte Reisemöglichkeiten z. B.) Volkslieder und Volkstanz durchaus gefördert worden, obwohl vom Klassenstandpunkt aus nicht begründbar, weil der Sozialismus eine weltweite Ideologie ohne Berechtigung zu Sonderprägungen ist, und an sich jeder Sozialist ein winziges Rädchen eines zivilisatorischen Staats- und Funktionärsbetriebes ist, in der Volks- und Stammeseigenarten ebenso wie Persönlichkeiten und seelische Gliederung ausgeschaltet sind zugunsten der vollendeten Vermassung.

Demgegenüber erkennt derjenige, der einen Volkssinn hat, in seinen Volksbrüdern und Volksschwestern die Volksgefährten, wobei für ihn die Berufe, Stände, Ränge, Grade oder Klassen keine Rolle spielen, sondern er bei jedem Deutschen dessen wertvolle Eigenart zu beachten geneigt ist. Er sieht sich nicht als Glied von beziehungslos zusammenlebenden Mitgliedern einer Gesellschaft, sondern als Glied einer Volksgemeinschaft. Und er weiß, daß mancher einfache Mann mehr wert ist als mancher hochgebildete, der das Wissen um seine Wurzeln im eigenen Volke verdrängt hat. Ebenso wissen wir, wenn wir Ahnenforschung betreiben, daß es sicherlich den einen oder anderen hochgelehrten Menschen unter unseren Vorfahren gibt, aber ebenso Schuster, Fischer, Schrankenwärter oder Kätner. Gerade weil es kein Klassendenken bei uns mehr gibt, werden begabte Arbeiterkinder zu Akademikern,

während andererseits Akademikerkinder, die den Anforderungen eines Studiums nicht genügen können, auch wieder andere Berufe wählen, die weniger geistige Schwierigkeiten machen. Volk ist ein organischer Begriff, es ist gewachsen wie ein Baum, aus den Tiefen der Vergangenheit herauf bis in die heutige Zeit. Das Bewußtsein der jahrtausendjährigen Vergangenheit unseres Volkes, diese Geschichte mit großen und herrlichen, mit schrecklichen und tragischen Geschehnissen, wird heute bewußt auf eine „Vergangenheitsbewältigung" reduziert, die auf 12 Jahre von diesen tausend fixiert ist. Wir müssen uns klar sein, daß die Geschichte nicht nur aus tragischen und unglücklichen Ereignissen besteht, sondern auch aus ruhmvollen und großartigen. Mal hatten wir richtige, mal unfähige Herrscher, mal törichte Politiker, mal Genies. Mal war die Weltgeschichte unserem Schicksal günstig., konnte am Rockzipfel gepackt werden. Mal scheiterten wir an einem klitzekleinen Umstand. Wenn wir uns das klar machen, dann wächst daraus ein Gemeinsamkeitsgefühl, und dieses Gemeinsamkeitsgefühl bedeutet, daß wir uns zu einer Nation gehörig fühlen, auch künftig in Höhen und Tiefen mit dieser Nation leben und für sie eintreten wollen. „Ein Volk sein heißt, die gemeinsame Not empfinden." (Paul de Lagarde).

Falls sich das deutsche Volk weiter durch Einwanderung Fremder so wandelt wie in den letzten vier Jahrzehnten, wird der Punkt eintreten, wo dieses Volk nicht mehr unseren Einsatz verdient, da wir mit ihm genetisch kaum noch etwas zu tun haben. Falls aus dem deutschen Volk eine vielrassische Gesellschaft geworden sein sollte, ist das nicht mehr „unsere Nation", sondern unsere Nation ist dann die Gemeinschaft aller nordischen und fälischen Menschen auf der Welt, gleichgültig, in welchem Volke sie leben.

Es ist immer die Sehnsucht der besten Menschen unseres Volkes gewesen, alle in Mitteleuropa zusammen siedelnden Menschen unseres Volkes in dem Umfang, wo seit Jahrhunderten Deutsche geschlossen siedelten, zu einigen und in einem Reich zusammenzufassen, mit all ihren Stämmen, mit ihren Besonderheiten, in einem Reich, das unser Eigen ist. Es könnte – wenn die anderen germanischen Völker Europas es wollen – erweitert werden zu einem großgermanischen Reich, weil mit den anderen germanischen Völkern eine seelische Einheit besteht, die ein solches Reich, wenn es einmal geschaffen wurde, nicht als kurzlebige Kunstschöpfung erscheinen lassen würde.

Die Blutsverwandtschaft aller Germanen wurde auch im Mythos dargestellt, wonach die 3 Stammesverbände der Germanen jeweils auf einen

einzelnen Gott zurückgehen, die wiederum Söhne des Mannus sind. Wenn die Germanen sich in ihrer Geschichte doch häufiger ihrer gemeinsamen Abkunft bewußt gewesen wären!

Auch unsere germanische Art haben wir zu verteidigen. Wenn wir die Germanen ansehen, so wie sie uns die antiken Schriftsteller und Feldherren schildern, und wie ihre Abbildungen von Germanen es zeigen, so hatte jeder germanische Mensch mehr oder weniger jeweils nordische und/oder fälische Merkmale an sich. Das ist unsere Eigenart, und deswegen sprechen wir von der nordisch-fälischen Rassengemeinschaft kurzgefaßt als „unsere Art".

Diese Art sprach ursprünglich, als das indogermanische Urvolk noch in einem Land zusammenlebte, dieselbe Sprache. Durch das Abwandern von Teilen über hunderte und tausende Kilometer hinweg kam es dann zu den zunächst unterschiedlichen Dialekten, dann durch größere Abweichungen zu unterschiedlichen Sprachen und Bildung einzelner Völker. Diese dehnten sich ebenfalls aus und bildeten zunächst einzelne Stammesdialekte, sodann einzelne Volkssprachen aus. Vor 1800 Jahren konnten sich noch alle Germanen untereinander problemlos verständigen, heute nicht mehr.

Dabei haben sich die Germanen, die in ihren Ursitzen blieben (viele Stämme wie die Ost- und Westgoten, Vandalen sind ja in der Fremde untergegangen), noch am meisten die rassische Eigenart des indogermanischen Urvolkes bewahren können. Bei der Ausbreitung der Germanen sind neue Völker durch Überschichtung einheimischer Urbevölkerung entstanden. Die Urbevölkerung wurde unfrei, hörig oder versklavt. Da die Sklaven später bei der Christianisierung frei wurden, konnten sie sich – indem sie zwischenzeitlich die Sprache ihrer Herren angenommen hatten – mischen. Durch Mongolen- und Ungarneinfälle, die Landsknechte aus allen Herren Ländern im Dreißigjährigen Krieg ist viel fremdes Blut in die germanischen Völker gekommen. Gleichwohl konnte dieses Blut bis etwa vor 50 Jahren nicht tonangebend werden. Sittenbestimmend für alle germanischen Völker war bis dahin noch ihr nordisch-fälischer Kern. Dies stand auch nicht im Widerspruch zum Volksgedanken. Dieser Kern war nämlich bei aller stammesmäßigen Unterschiedlichkeit das Bindeglied zwischen allen Stämmen, und bewirkte deshalb, daß man sich „zu einem Volk zugehörig" empfand. Am Rhein gibt es durch die Römer mediterrane Rasseneinschläge, in Ostdeutschland durch Mongolen mongolide, in den Alpen dinarische Beimischung. In allen deutschen Stämmen aber gab es bis vor einigen Jahrzehnten – wie es heute ist, dazu

fehlen Untersuchungen – einen unterschiedlich hohen, aber immer bedeutenden Prozentsatz nordisch-fälischer Menschen, die das Bindeglied zwischen allen sonst so verschiedenen Stämmen mit ihrer Eigenprägung bildeten. Wenn ihre Zahl zu gering wird, fällt damit auch das Bindeglied zwischen den Stämmen, und nachfolgend die Volkseinheit. Wenn wir die nordisch-fälische Rasse als bedeutsam betonen, ist dies also nicht ein „Anschlag auf das deutsche Volk“, wie es von Verwirrern und Gegnern des Rassegedankens behauptet worden ist. Menschen derselben Rasse haben – wenn sie nicht geistig überfremdet worden sind – in vielen Dingen dieselbe Auffassung, dieselbe Form von Humor, gleiche Vorstellungen über das, was anständig oder unanständig ist und wie man mit seinesgleichen umzugehen hat. Deswegen bildet sich Vertrauen bei rassegleichen Menschen schnell, wo es in anderen Fällen erst sehr lange Zeit braucht oder gar nicht möglich ist. Vertrauen können wir letztlich nur einem Menschen, den wir verstehen, dessen Gefühle wir nachvollziehen können; und das ist bei einem rassefremden Menschen nicht möglich.

Vielen sind diese Vorstellungen sicherlich nicht bewußt; wer aber einmal Gespräche mit Isländern oder Engländern, Schweden, Dänen oder Norwegern geführt hat, weiß, daß es dort ganz fremde Auffassungen gegenüber den unseren nicht gibt. Die seelische Haltung ist die gleiche, und das schafft Verbindung. Und er wird feststellen, daß ihm der körperlich ähnliche Gesprächspartner aus dem anderen Volk geistig-seelisch näher steht als viele körperlich ganz anders gearteten Menschen des eigenen Volkes. So ist es natürlich nicht nur in unserem Volke, sondern auch in den anderen Völkern. Das englische Wort „fair“ bedeutet gleichzeitig blond, schön und anständig, so wie im Isländischen das Wort „fagr“ nicht nur schön sondern auch hell bedeutet, und stehende Redewendungen waren „schwarz und häßlich“ sowie „schwarz und treulos“. Hier wurden Wertungen ausgesprochen, aus nordischer Sicht, wobei von Mediterranen anderseits die Nordischen als „stur“ und „Prinzipienreiter“ bezeichnet werden, weil sie „moralische Rigisten“ seien. Was mir hier wichtig erscheint, ist, die abgrundartige Andersartigkeit von Wesen, Sitte, Gefühl, Verstandesart und Moralvorstellungen zwischen verschiedenen Rassen zu erkennen, womit eine Wertung nicht notwendig verbunden sein muß, aber die Erkenntnis, daß bei einem solchen Wesensunterschied Unterschiede des Verstehens zwangsläufig folgen müssen, und deshalb eine größere Gemeinsamkeit zwischen rassisch unterschiedlich geprägten Völkern nicht entstehen kann. Das Europa, wie es jetzt gebaut wird, insbesondere mit den romanischen Völkern, ist zum Scheitern verurteilt, und zwar deswegen, weil ihr nordisch-fälischer Bestand-

teil viel zu gering ist. Eine gemeinsame Ebene des Fühlens und Verstehens läßt sich eher zu Ukrainern und Russen herstellen, weil dort ein viel größerer nordischer Bevölkerungsanteil vorhanden ist; aber gerade die Russen werden beim Aufbau des EU-Europas ja außen vor gelassen. Europa wird scheitern, und jeder, der dieses Europa mitbauen will, ist jemand, der auf Sand baut.

Ein engerer Zusammenschluß zwischen Völkern zu einer größeren Einheit ist nur dann möglich, wenn sie mit ihren tragenden Rassenbestandteilen übereinstimmen; sonst wird es immer Mißverstehen, mangelndes Vertrauen und daraus folgend Vertreten eigensüchtiger Interessen geben, die eine künstlich geschaffene Einheit wieder auflösen.

Ein übereinstimmendes Gefühl dafür, was schön ist (wie ich in meinem Vorwort zur 2. Auflage von Heuslers Schrift: „Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit" belegt habe), und was anständig ist, haben die Germanen gehabt; es gab deshalb unter Germanen auch kein Schmähen eines Gegners; im Gegenteil wollte man ihn geachtet wissen, man ehrte ihn nach seinem Tode. Er hatte letztlich andere Interessen vertreten, aber in derselben Haltung und mit demselben Anstand, wie man selbst kämpfte. Das Herabziehen des Gegners, Schmähreden und Verächtlichmachung kommen so gut wie gar nicht vor.

Ein Artgefühl stellt sich unbefangen ein, wenn wir schöne Menschen unserer Art, gleich welchen Geschlechtes, sehen, und finden, daß der Urgrund der gleiche ist, man sich auf Anhieb versteht. Wir fühlen uns den anderen verwandt, und das kann man in den letzten Dingen nur mit einem „Blutsverwandten". Wir fühlen, daß wir auf dieselben Wurzeln zurückgehen, und das schafft Gemeinsamkeit und Nähe. Artgefühl ist also etwas ganz natürliches.

Wenn wir uns Gedanken machen über dieses Gefühl, kommen wir zum Artbewußtsein. Uns wird dann deutlich, daß unsere Volkseinheit vom Überleben eines starken Kernes nordischer und fälischer Rasse abhängig ist. Diesen Kern gilt es deshalb zu erhalten, und wir müssen uns Gedanken darüber machen, wie der im letzten Jahrhundert mit zunehmender Schnelligkeit vor sich gegangene prozentuelle und absolute Rückgang nordisch-fälischer Menschen gestoppt werden kann. Auf einer Erde, die derzeit 6 Milliarden und demnächst noch viel mehr Menschen beherbergt, ist es durchaus sinnvoll, sich zur Verteidigung und Durchsetzung des eigenen Standpunktes Gedanken über größere, über das eigene Volk hinausgehende Einheiten zu machen; auch da ist Artbewußtsein gefragt, weil nur solche größeren Einheiten Bestand haben

können, die einen erheblichen Anteil von Menschen unserer Art in allen beteiligten Völkern aufweisen. Letztendlich führt Artbewußtsein aber auch dazu, sich Gedanken zu einer arteigenen Religion zu machen. Jede Religion stellt sittliche Forderungen auf, und wenn sie – wie dargelegt – innerhalb einer Art bleibt, führt dies dazu, auch im Rahmen einer Religion das eigenen Sittengesetz in Worte zu fassen, um es den Menschen der eigenen Art als Spiegel ihres Wesens und Vorbild für ihr Handeln vor Augen zu stellen. Aber auch andere religiöse Vorstellungen als die Sittlichkeit erwachsen aus der Rasse, beispielsweise die Einstellung zur Natur. Von der heidnischen germanischen Verehrung von Quellen, Wäldern, Bäumen, heiligen Tieren über die Natursehnsucht der Romantik, die Wandervogelbewegung, die weltweit erste Einführung des Tierschutzes bei germanischen Völkern (bei vielen Völkern auf völliges Unverständnis stoßend) bis zur Umwelt- und Naturschutzbewegung der heutigen Tage gibt es eine gerade Linie, etwas, was andere Völker nicht kennen und beachten, das Christentum mit seiner naturfeindlichen Einstellung sogar bewußt ablehnt. Auch die Auffassung von Gott und den Göttern, ob man ihn sich als „treuen Freund" vorstellt oder als Herrn, zu dem man in einem Knechtsverhältnis steht, ist unter den verschiedenen Rassen unterschiedlich ausgebildet. Eine Fülle weiterer Beispiele ließe sich bilden, und das führte dazu, aus den weiterwirkenden Vorstellungen des germanischen Heidentums einen gemeinsamen Glauben für Menschen unserer Art heute zu gestalten. Eine solche Religion hat eine größere Möglichkeit, in den Herzen von Menschen unserer Art Fuß zu fassen, als jede andere. Wir müssen den noch in einer Kirche befindlichen Menschen unserer Art dazu nur klar machen, daß sie durch jahrhundertelange Überfremdung, unreflektierte Gewohnheiten, frühkindliche Erziehung einer Religion angehören (oftmals ohne tragende Grundsätze zu glauben), die dem eigenen Wesen nicht entspricht.

Auch für unseren germanischen Glauben gilt es zu streiten. Jede Religion, Weltanschauung oder Ideologie ist genauso stark wie der Wille ihrer Träger, sie zu verteidigen. Das ist der einzige Maßstab für die Beurteilung weltgeschichtlicher Kämpfe. Ein Ideal kann nicht vernichtet, sondern nur durch die Kraft eines stärkeren Glaubens überwunden werden, oder aber die Träger des Glaubens haben menschlich in der Stunde der Belastung und Bewährung versagt, wobei ein solches Versagen aber letztendlich auch gegen das Ideal spräche, das sie trugen – sagt Gerhard Krüger zurecht. Wer dem eigenen Leben, dem eigenen Denken und Handeln keinen letzten Sinn zu geben vermag, dem wird auch das Weltgeschehen und die Weltgeschichte eine Sinnlosigkeit bleiben. Wer aber

sich selbst mit seinem Tageskampf in einen großen Zusammenhang einzuordnen, sich in ein großes Ganzes, eine Gemeinschaft einzufügen vermag, dem wird auch das Gefühl für die Zusammenhänge der Schicksalsfügungen, den letzten Sinn alles Lebens nicht fehlen. Das Leben hat stets den Sinn, den wir selbst ihm geben. Die Religionen helfen bei der Beantwortung dieser Frage.

Schließen will ich mit den Worten Friedrich Nietzsches: „Euch rate ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, Euer Friede sei ein Sieg!“

Unser Kampf!

Lachend müssen wir den Feind bezwingen,
freudetrunken grüßen wir das Leben.
Über Heldengräbern weht ein frohes Singen,
deutsche Jugend macht den Tod noch bebend.

Freiheit, kühnes Wort in dunklen Tagen,
sank sooft in tiefe Nacht zurück.
Doch wir woll’n in Freude alles wagen,
weil die Freiheit unser höchstes Glück!

Auch die letzten Fesseln werden fallen,
wenn ein Freiheitssturm das Land durchweht.
Stürzen werden alle dunklen Hallen.
Seht: das Morgenrot am Himmel steht.

Gerhard Haßler

Küre 3

Das Sittengesetz in uns gebietet Streben nach Freiheit von fremdem Zwang und Unbeugsamkeit im Kampf für ein Leben nach eigener Art und eigenem Gesetz, Selbstbehauptung.

Goethe meinte zu Eckermann am 6.4.1829 n. ü. Ztr.: „,Die Germanen', sagte er (Guillaume Guizot, französischer Historiker und Staatsmann), ,brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war.' Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam?" Diese geschichtlich begründete Auffassung ist durch die Rassenforschung bestätigt worden.

Der norwegische Rassenforscher Halfdan Bryn findet beim nordischen Menschen das Streben nach Unabhängigkeit, ein starkes Freiheitsgefühl, er haßt Zwang. Die Freiheitsliebe findet auch der Anthropologe von Eickstedt kennzeichnend für ihn. Prof. Lenz sagt beim Vergleich fälisch-nordisch: Mehr freiheitsliebend als herrschsüchtig, d. h., daß beide Rassen freiheitsliebend sind, wobei bei der nordischen durchaus die Gefahr besteht, daß Freiheit auch auf Kosten anderer ausgelebt werden könne, will heißen: in Herrschsucht ausartet.

Diese angestellten Beobachtungen werden durch zahlreiche geschichtliche Beispiele gestützt. Nicht nur die Frauen der Kimbern töteten sich und ihre Kinder, um nicht in Sklaverei zu fallen. Gottfried August Bürger sagt: „Wer nicht für die Freiheit sterben kann, der ist der Kette wert." Der Historiker Treitschke stellte bei seinen Untersuchungen fest: „Das köstlichste und eigentümlichste Besitztum unseres Volkes ist die unausrottbare Liebe des Deutschen zur persönlichen Freiheit." Diese finden wir auch im Spruchgut: „Viel lieber gestritten und ehrlich gestorben, alß Freyheit verloren und Seele verdorben." (Bannerspruch der freien Reichsstadt Straßburg). Theodor Körner ebenso: „Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt", denn „Das Leben ist der Güter höchstes nicht." (Schiller). „Wer für die Freiheit ficht, scheut Tod und Wunden nicht." (Ernst Moritz Arndt).

Allerdings gilt auch der Spruch von Gustav Freytag: „Es ist zuweilen leichter, für die Freiheit zu sterben, als für sie zu leben."

Heinrich Lersch spricht es aus:

„Wir kämpfen für Freiheit und ewiges Recht,
für Deutschland, das neu sich erhebt,
denn wir bekennen uns zu dem Geschlecht,
das vom Dunkeln ins Helle strebt."

Friedrich der Große betont: „Die Mannhaftigkeit besteht im Widerstand gegen das Unglück; nur Feiglinge beugen sich unter das Joch, schleppen geduldig ihre Ketten und ertragen die Unterdrückung.“ Und Friedrich Schiller hat dies großartig in Verse gefaßt: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht: Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last – greift er hinauf getrosten Mutes in den Himmel und holt herunter seine ew'gen Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst – der alte Urstand der Natur kehrt wieder, wo Mensch dem Menschen gegenübersteht – zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben – der Güter höchstes dürfen wir verteidgen gegen Gewalt – wir stehn für unser Land, wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!“

Schiller hat auch dargelegt, warum Gewalt zu erleiden so schändlich ist: „Alle andern Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will. Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts geringeres als die Menschheit streitig, wer sie feigerweise erleidet, wirft die Menschheit hinweg“. Und deswegen bekundet er: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr. Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.“ Dementsprechend bekundete Helene Lange in der das Versailler Diktat ablehnenden Stellungnahme des Bundes Deutscher Frauenvereine im November 18: „Es lohnt, den letzten Blutstropfen für die Freiheit auf der Erde hinzugeben. Denn was nachher kommt, lohnt das Leben nicht mehr.“

Wenn das Volk versklavt ist, ist auch der einzelne nicht frei, weil sich vielfältig Zwang, Gewalt und Druck auf ihn legen. „Eine freie Nation kann einen Befreier haben, eine unterjochte bekommt nur einen anderen Unterdrücker.“ (Ernst Moritz Arndt). Wer frei sein will, muß erkennen, daß ihm niemand die Freiheit gibt als sein eigenes Schwert. Gorch Fock betont: „Uns bleibt nichts als das eigene Schwert! Daß es geschliffen ist, wissen wir: daß wir es schwingen können, darauf vertrauen wir!“

„Frischauf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen;
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
frischauf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen;
die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!“

Theodor Körner

Heer, Luftwaffe und Marine, d. h. eine eigene, starke Wehrmacht, sind das eine, was die Freiheit einer Nation sichert. Das andere ist der innere Zusammenhalt. Ein Volk, das sich in Klassenkämpfen gegenseitig aufreibt, wird leicht zur Beute eines angriffslustigen Nachbarn. Ein Volk, das von Verrätern durchsetzt ist, hat in einem Krieg erhebliche Nachteile. Je innerlich geschlossener andererseits ein Volk ist, desto eher wird ein Feind sich scheuen, dieses Volk anzugreifen, weil seine eigenen Verluste sehr hoch sein würden. Kampfesmut und Freiheitssehnen alleine – die es bei den germanischen Völkern immer gegeben hat – reichen also nicht aus, um die Freiheit auch zu bewahren. Dazu gehört auch der Wille, die Waffen notfalls einzusetzen, und Zusammenhalt im Inneren.

Man findet es unerträglich, das Wort „Krieg" allein schon zu denken. Aber außer Schrecklichkeiten hat der Krieg auch andere Seiten, wie schon Heraklit wußte: „Der Krieg ist der Vater der Dinge, aller Dinge König; die einen macht er zu Göttern, die andern zu Menschen, diese zu Sklaven, jene zu Freien." Ernst Jünger nimmt den Gedanken auf: „Der Krieg, aller Dinge Vater, ist auch der unsere, er hat uns gehämmert, gemeißelt und gehärtet zu dem, was wir sind." Und Helmuth von Moltke gab folgendes zu bedenken: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen." So sah es auch Ernst Jünger, wobei wir heute den Krieg als Erziehungsmittel nach den schrecklichen Blutverlusten zweier Weltkriege nicht mehr ansehen können.

Allerdings gilt nach wie vor: „Erstritten ist besser als erbettelt." (Marie von Ebner-Eschenbach). Und Friedrich Nietzsche meint: „Und der Krieg erzieht zur Freiheit. Denn was ist Freiheit? Daß man den Willen zur Selbstverantwortlichkeit hat. Daß man die Distanz, die uns abtrennt, festhält. Daß man gegen Mühsal, Härte, Entbehrung, selbst gegen das Leben gleichgültiger wird. Daß man bereit ist, seiner Sache Menschen zu opfern, sich selber nicht abgerechnet." – „Die Freiheit ist keine Sache, die als eine Gabe dem Volke sich schenken ließe; sie muß von innen heraus erworben sein. Habt ihr euch ihrer nicht wert gemacht, unter den Händen wird sie euch entschwinden." (Joseph von Görres). Und Goethe betont: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Ebenso Werner Beumelburg: „Freiheit verdient nur der,

der entschlossen ist, um sie zu kämpfen. Unser Kampfinstrument sei die Arbeit, unsere Zuversicht sei der tiefe Glaube an die Lebenskraft der deutschen Nation."

Damit ist angesprochen, daß es Freiheit nicht geschenkt gibt. Der Historiker Leopold von Ranke betont: „In der Behauptung einer großen Sache unter Widerwärtigkeiten und Gehorsam bildet sich der Held." Den Wert der Erziehung betont Schiller: „Ein jeder muß sich wehren, wie er kann, vom Knaben auf, so wird's zuletzt ein Mann".

Natürlich kann Freiheit wie jeder Wert auch mißbraucht werden. Nationalismus kann zum Chauvinismus und Imperialismus entarten. Andererseits werden durch „Weltpolizisten" ihre eigensüchtigen Interessen oftmals als „Kampf für die Demokratie und Menschenrechte" oder „freiheitsfördernd" bemäntelt. „Jener Kosmopolitismus, den man uns anpreist, ist von Tyrannen und Despoten, welche alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen, ja Misthaufen der Knechtschaft machen möchten, und welchen es daher gefällt, wenn man die Menge darauf hinweist, daß es für das Ganze wohltätig sein möchte, wenn dieses oder jenes Volk sich gutmütig in Schutt verwandeln lassen wollte." (Ernst Moritz Arndt). Unter dem Deckmantel, andere Länder von einer despotischen Regierung befreien zu wollen, haben die USA oftmals eigene imperialistische Interessen durchgesetzt, um eine globale Wirtschaftsordnung von ihren Gnaden zu schaffen. Sie treten nachdrücklich für Freihandel ein, wenn es um den Absatz ihrer eigenen Produkte geht, erheben aber mit Selbstverständlichkeit gleichzeitig Schutzzölle zum Schutze eigener Produkte (beispielsweise Stahl), wenn es ihrer Wirtschaft dient; den Begriff „Freiheit" führen sie aber gleichwohl unablässig und mit allerbestem Gewissen im Munde. Bernard Shaw meinte dazu: „Man nennt mich allenthalben einen Meister der Ironie, aber auf den Gedanken, ausgerechnet in dem Hafen von New York eine Freiheitsstatue zu errichten, wäre nicht einmal ich gekommen."

Offiziell vertreten die USA den Liberalismus, und entsprechende Geistesrichtungen gibt es auch in anderen Völkern und bei verschiedenen Parteien. Soweit der Liberalismus ursprünglich einmal Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Glaubensfreiheit, Wissenschaftsfreiheit und dergleichen erkämpft hat, war dies berechtigt; und soweit heute Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Wissenschaftsfreiheit und Versammlungsfreiheit gegenüber nationalen Menschen in Deutschland zunehmend eingeengt und eingeschränkt werden, ist es bedeutsam, auf dieses Erbe zu verweisen. Soweit aber Liberalismus bedeutet, daß Konzerne bei uns

und weltweit ohne Rücksicht auf die Umwelt, die Natur, alle anderen Lebensbedingungen Erde und Wasser vergiften dürfen, die Ozonschicht schädigen, Raubbau mit den Wäldern, die die Sauerstofflunge unserer Erde sind, treiben dürfen, muß dem entschieden Widerstand entgegengesetzt werden.

Letztendlich gibt es den Mißbrauch von Freiheit aber auch im persönlichen Bereich. Manche verstehen unter Freiheit die Erlaubnis, sich restlos auszuleben, auch wenn dieses nur auf Kosten ihrer Mitmenschen geschehen kann. Im Mietshaus wird dann der eigene CD-Player so laut gestellt, daß die Nachbarn nicht mehr schlafen können. Daß dies zu Streit und Auseinandersetzungen führen muß, liegt auf der Hand und kann natürlich nicht geduldet werden. Wie verhängnisvoll eine „Freiheit ohne Grenzen" ist, hat die antiautoritäre Erziehung gezeigt. Aus einer falschen Ideologie heraus gab es die Auffassung, daß Kinder dann am besten aufwachsen würden, wenn man ihnen überhaupt keine Grenzen setzen würde (die sogenannte „Repression" würde eine „autoritäre Persönlichkeit" schaffen und damit die Voraussetzungen für Diktaturen). Diese von nach 33 emigrierten Personen in der „Frankfurter Schule" begründeten Ideen haben sich verhängnisvoll ausgewirkt. Kinder durften beispielsweise Essen, das sie nicht mochten, auf den Boden kippen, Schokoladenhände an den Polstern der Sofas abwischen, die Tapeten mit Farbstiften bemalen, brauchten sich nicht zu waschen, usw. Eine Erziehung fand nicht statt. Dieses Experiment ist fehlgeschlagen, die so aufgewachsenen Kinder erwiesen sich als unfähig, nähere Bindungen einzugehen. Sie waren ferner unglücklicher als andere Kinder. Den Grund wußten Einsichtige schon vorher: Kinder wollen, daß ihre Eltern oder andere Erziehungsberechtigte ihnen Grenzen setzen. Sie wissen instinktiv, daß es viele Dinge auf der Welt gibt, die sie noch nicht kennen können, viele Gefahren, vor denen sie beschützt werden müssen, ihr kleiner Horizont und ihr kleiner Verstand nicht ausreichen, die Welt zu verstehen. Deswegen erwarten sie, daß ihre Eltern ihnen Grenzen setzen; wenn die Eltern dies nicht tun, sind sie praktisch keine Eltern, können von den Kindern auch nicht anerkannt werden, womit die Kinder in die Vereinzelung getrieben werden. So, wie die Liberalen heute durch Beseitigung der Staatsgrenzen ungebremste Masseneinwanderung zulassen, durch die Homosexuellen-Ehe die Familie karikieren, wird auch unter Verkennung der Tatsache, daß Kinder – um seelisch gesund aufzuwachsen – eine männliche und eine weibliche Bezugsperson brauchen, homosexuellen Partnerschaften in einigen europäischen Ländern bereits das Recht eingeräumt, Kinder zu adoptieren. Auch die Schamlosigkeit,

mit der sexuelle Dinge in Zeitungen, Zeitschriften und dem Fernsehen behandelt werden, das entwürdigende Darstellen von Frauen als Menschen, bei denen nur der Körper zählt, muß als Mißbrauch der Medienfreiheit bezeichnet werden, ebenso wie die masochistische Selbstbesudelung und Schuldbekundungen, die häufig zur Schau gestellt werden, fast schon ritualisiert.

Damit ist die Frage nach dem Wesen der Freiheit gestellt. Zunächst gilt natürlich: „Wer, wer ist ein freier Mann? Der, dem nur eigner Wille und keines Zwingherrn Grille, Gesetze geben kann." (Gottlieb Konrad Pfeffel). Und weiter: „Wenn Freiheit etwas bedeutet, dann das Recht, andern Leuten das zu sagen, was sie nicht hören wollen." (George Orwell). Denn: „Die Gedanken sind frei – welch ein schäbiger Trost." (Richard W. Eichler). Und deshalb: „Der Freiheit eine Gasse!" (Theodor Körner, 1813 n. ü. Ztr.). Dann aber auch: „Eines steht über allem: Die Freiheit! Was ist aber Freiheit? Etwa Willkür? – Gewiß nicht! Die Freiheit ist Wahrhaftigkeit. Wer wahrhaft, d. h. ganz seinem Wesen gemäß vollkommen im Einklang mit seiner Natur ist, der ist frei." (Richard Wagner). Ludwig Thoma betont: „Am freiesten wird der sein, der am wenigsten Bedürfnisse hat." Dazu paßt von Matthias Claudius: „Der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll." Lagarde meint: „Frei ist nicht, wer tun kann, was er will, sondern wer werden kann, was er soll." Der Satz klingt paradox, aber Rudolf C. Binding verdeutlicht das Gemeinte: „Du bist frei, wenn du dich einordnest, – wenn du dich einbeziehst in eine Beziehung oder Ordnung, die du anerkennst. Anders gibt es gar keine Freiheit. Immer setzt Freiheit eine Ordnung oder Beziehung voraus. Die Freiheit ruht auf einer Basis, die aufs Festeste gesichert sein muß. Wir leben unter der Freiheit wie unter einem weiten Himmel. Aber ohne das Gewölbe dieses Himmels, unter dem wir leben, wäre die Freiheit nicht. Die Sicherheit dieses Himmels, die Überwölbung durch ihn ist es, die uns erlaubt, frei zu sein. Dies gilt für alle. Nur unter der gleichen Ordnung gibt es Freie. Du bist nur mit Freien frei. Freiheit für dich heißt: Anerkennung der Freiheit der mit dir unter dem Himmel der Freiheit Lebenden. Die gewollte Einordnung ist die Grundlage und die Grundtatsache der Freiheit – ebensowohl im Staate wie für Geist und Seele."

Nicht das „Frei wovon?" stellt sich als Frage, sondern das „Frei wozu!". Nietzsche sagt dazu: „Frei wovon? Was schiert das Zarathustra! Hell aber soll mir dein Aug künden: frei wozu!".

Und er fährt fort: „Was ist Freiheit? Daß man den Willen zur Selbstverantwortung hat." Und dazu gehört, daß man sich nicht antreiben läßt:

„Aber woher nehmen wir unseren Imperativ? – Es ist kein ‚Du sollst', sondern das ‚Ich muß' des Übermächtigen, des Schaffenden." Und ebenfalls Nietzsche weiter: „Der Trieb zur Zeugung, zur Zukunft, zum Höheren – das ist die Freiheit in allem Wollen. Nur im Schaffen gibt es Freiheit." Und schon vor ihm erläuterte Königin Luise dem Kronprinzen: „Wirkliche Freiheit besteht nicht darin, daß man alles tut, was man kann, sondern daß man das Gute tut, was man als solches erkennt." Freiheit besteht darin, nicht daran gehindert zu werden, das zu tun, was man als richtig zu tun erkannt hat.

Auch bei der Führung des täglichen Lebens ist diese Einstellung wünschenswert, d. h. bei der Behauptung der Freiheit im normalen Tageslauf. „Ehre ist Zwang genug", sagt ein Spruch aus Niedersachsen. Das entspricht genau dem, was Tacitus an den Germanen vor 2000 Jahren rühmte, daß bei ihnen nämlich mehr gute Sitte gelte als anderswo gute Gesetze. Dies unterscheidet uns grundsätzlich von den Juden. Gustav Mensching hat die israelitische Religion mit ihren 613 Ge- und Verboten geradezu als „Die Religion des Gesetzesgehorsams" bezeichnet. Die Religion Israels sei immer mehr zu einer rein äußerlichen Dienstleistung geworden, für die der die Gesetze erfüllende „Gerechte" göttlichen Lohn glaube beanspruchen zu können. Dementsprechend heißt es in der Bibel: „Wo kein Gesetz ist, da achtet man der Sünde nicht", wohingegen unser Volk meint: „Je mehr Gesetz, je mehr Sünde", und auch Tacitus aus indogermanischem Geist heraus sagt: „In dem verdorbensten Staat gibt es die meisten Gesetze." Es geht dabei auch darum, sich seinen eigenen Standpunkt gegen Massensuggestion zu bewahren. „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf, leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben", sagt Schiller. Nichts ungeprüft übernehmen. „Stehenbleiben: es wäre der Tod, nachahmen: es ist schon eine Art von Knechtschaft, eigene Ausbildung und Entwicklung: das ist Leben und Freiheit." (Ranke). Und Theodor Storm wendet sich dagegen, ungeprüft Vorschriften zu übernehmen: „Der eine fragt: Was kommt danach? Der andere fragt nur: Ist es recht? Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht." Die Jugendbünde gaben sich bei der Tagung auf dem Hohen Meißner 3713 folgende Richtschnur: „Die freideutsche Jugend will ihr Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein."

Dementsprechend dichtet Georg Stammler: „Selbst mit eigner Kraft muß walten, selbst mit eignem Sinn muß schaffen, selbst mit eignem Kopf muß denken, jeglicher auf dieser Erde." Und ebenso August Hein-

rich Hoffmann von Fallersleben: „Alles passet nicht für einen, aber eines paßt für jeden: Laßt ihr dieses euch beschränken, habt ihr alles weggegeben – Leben ist nur freies Denken, freies Denken ist nur Leben.“ Es geht also um ein Leben nach eigener Art und eigenem Gesetz, das wir anstreben. Vorgegebene Bindungen, die der eigenen Prüfung nicht standhielten, sind immer wieder vom nordischen Menschen verworfen worden, auch und gerade auf religiösem Gebiet. Sigrid Hunke hat in „Europas andere Religion“ die vielen Ketzer, die gegen Christentum und Kirche aufgestanden sind, gewürdigt. Der „Protestantismus“ zeigt diese Haltung schon im Namen. Für die eigene Überzeugung sind viele Millionen gestorben, Ketzer, Stedinger, Hugenotten, Andersgläubige im Dreißigjährigen Krieg. Freiheit des eigenen Glaubens, Gewissensfreiheit stellten sie höher als die Beugung unter das Glaubensjoch, so wie vor ihnen schon die Sachsen 30 Jahre gegen die Christianisierung gekämpft hatten. Nicht nur bei ihnen, sondern auch bei allen anderen germanischen Völkern ist das Christentum nur unter Gewalt und Ausrottung bester Vertreter der einzelnen Völker eingeführt und aufrechterhalten worden.

„Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
der die ganze Welt bestach.

Höhern Sieg hat der errungen,
der der Wahrheit Blitz geschwungen,
der die Geister selbst befreit,
Freiheit der Vernunft erfechten
heißt für alle Völker rechten,
gilt für alle ewge Zeit.

Ewge Schmach dem deutschen Sohne,
der die angeborne Krone
seines Menschenadels schmäht,
der sich beugt vor fremden Götzen,
der des Briten toten Schätzen
huldigt und des Franken Glanz.

Nach dem Höchsten soll er streben,
und des Deutschen Tag wird scheinen.“

Friedrich Schiller

Gewissenszwang darf nicht ausgeübt werden, ebensowenig wie Versklavung des Körpers. „Das wäre die größte Tyrannei, wenn uns einer vorschreiben wollte, was wir glauben sollen." (Die Stedinger gegenüber dem Erzbischof von Bremen). Glaube kann nur in Freiheit gedeihen. Allerdings darf uns dies nicht dazu bringen, etwa religiöse Erziehung der Kinder und Jugendlichen im Sinne des Sittengesetzes unserer Art abzulehnen. Es gilt das, was vorstehend über die „antiautoritäre Erziehung" gesagt wurde. Es gilt auch hier, Grenzen zu setzen und vorbildliches Verhalten darzustellen. Die Verinnerlichung der Küren kann Festigkeit und Richtschnur für das ganze Leben geben.

Die innere Freiheit, die geistige Freiheit ist heute aber auch bedroht durch einen übermächtigen Zug zur Gleichheit. Freiheit und Gleichheit sind Gegensätze; alles, was lebt, ist ungleich, und zwar auch genetisch ungleich (bis auf eineiige Zwillinge). Wenn es gleich gemacht werden soll, muß also Zwang eingesetzt werden. In der griechischen Sage gab es den Unhold Prokrustes, der jeden Besucher in ein Bett legte; war er zu kurz, wurde er gestreckt, war er zu lang, wurden ihm die Füße abgehackt. Im schwedischen Schulsystem werden dementsprechend die Unbegabten gefördert, hingegen die Hochbegabten entmutigt und „zurechtgestutzt", um alle möglichst gleich dumm oder gleich klug zu haben. Das ist Sozialismus in Reinkultur, auch nicht anders zu erwarten in einem Staat, wo fast ohne Unterbrechung über 70 Jahre Sozialdemokraten regiert haben. Wenn die „Gleichheit" als übermächtiges Ideal gilt, kann es der Dumme nicht ertragen, daß es geistig Höherstehendere als ihn gibt.

Früher waren wir ein Volk von Bauern, mit einem geringen Anteil von Handwerkern, Gewerbetreibenden, Kaufleuten, Ärzten, Anwälten und dergleichen; Staatsdiener gab es wenige, ebenso Arbeiter und Knechte. Die Ersteren waren nicht in abhängiger Tätigkeit und konnten es sich deshalb auch „leisten", eine eigene Meinung zu vertreten. Es brachte zwar manchen Abbruch von Beziehungen, war aber nicht existenzbedrohend. Heute ist dies anders; wer sich kritisch über Ausländer in einem Betrieb äußert, kann fristlos entlassen werden. Wir müssen uns der Gefahren, die damit verbunden sind, bewußt sein. Um unserer geistigen Selbstbehauptung Willen müssen wir bereit sein, auch Einschränkungen beim Wohlstand hinzunehmen. Schon das Havamal wußte: „Gut ist ein Hof, ist er groß auch nicht, Herr ist jeder daheim; zwei Ziegen und aus Zweigen ein Dach: Besser als betteln ist es doch. Gut ist ein Hof, ist er groß auch nicht, Herr ist jeder daheim; dem blutet das Herz, der erbitten die Kost zu jeder Mahlzeit sich muß". Aus demselben Geist sagt ein

schwäbisches Sprichwort: „Fremd Brot ist ein herbes Brot", ein weiteres: „Besser eigenes Brot als fremder Braten", damit man sich seine Unabhängigkeit bewahrt, denn: „Wes Brot ich eß', des Lied ich sing'." Und auch der mittelalterliche Gelehrte Paracelsus fordert: „Einem andern gehöre nicht, wer sein eigener Herr sein kann."

Auch das Volk muß sich die geistige Freiheit bewahren. „Es ist von allen Verblendungen die unseligste, wenn ein Volk seine Eigentümlichkeit verläßt, wenn es, mißkennend seine innere Natur, in fremde Kreise hinübertaumelt." (Joseph von Görres). „Ein Volk, das sich einem fremden Geiste fügt, verliert schließlich alle guten Eigenschaften und damit sich selbst." (Ernst Moritz Arndt).

Selbstbehauptung will errungen sein. Wir sollen uns um Schwierigkeiten nicht herummogeln. „Nicht dem Leben aus dem Wege gehen! Keinen Tag! Keiner Frage!" (Gorch Fock). Und auch: „So ist es gut, so ist es recht, niemandes Herr, niemandes Knecht." (Heinrich Hoffmann von Fallersleben). Ein größerer Unterschied zum Christen ist nicht denkbar. Er denkt sich seinen Gott als „Herrn", sich als „Knecht". Er ist geprägt vom Bild des Hirten, die Vorstellung also, daß einer den anderen seinen Willen über den Weg – notfalls durch Einsatz von „Hütehunden" (die Dominikaner, die die blutigsten Inquisitoren waren, bezeichneten sich dementsprechend als „Hunde des Herrn") – aufzwingt. Fast allen – bis auf die kirchlichen Funktionäre – wird also ihr Selbstbestimmungsrecht genommen. Der normale Christ empfindet seinen Verzicht auf Freiheit (weil es der Tradition entspricht) als normal, und so verkümmerte das abendländische Geistesleben und lief den germanischen Vorstellungen vielfach zuwider.

Wir achten den Freiheitsanspruch anderer, sofern er uns nicht gefährlich wird. Wer ein verschrobenes Steckenpferd, wer „spinnerte Ansichten" hat, soll gleichwohl diese in Freiheit vertreten können. Die Grenze ist die Schädigung der Allgemeinheit. Dem einzelnen muß zuweilen geschadet werden, wenn es um das Wohlergehen des Ganzen geht. Immer tun zu können, was man will, ist Zügellosigkeit. Aber zur Überspitzung des Freiheitsanspruches neigt unsere Menschenart. „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte", sagt Friedrich Schiller und stellt damit klar, daß es auch Geschlechtsunterschiede gibt, wonach die Frau die Bindung sucht (hier mit dem Wort „Sitte" bezeichnet), während der Mann die Grenzen sprengen will. Dieses Eigenbrötlertum verführte den Germanen nur allzuleicht dazu, die Dinge, die ihn selber angehen, höher zu stellen als die große Sache der Gemeinschaft. Das Kleinkönigtum der

Freien bildete eine dauernde bedrohliche Gefahr für die Einheit. Nur wenn ein ausländischer Feind nahte, wurde die Notwendigkeit einträchtigen Handelns erkannt. So blühte in Kriegszeiten das Stammes- und Volksgefühl, während die unbeeinflußte Selbständigkeit des einzelnen sich in Friedenszeiten auslebte. Der Freiheitssinn war so übermächtig, daß er zwar einerseits kraftvolle Persönlichkeiten erzog, was aber nur allzuleicht die Lockerung aller Bande zur Folge hatte, wie de Vries betont. Gegenüber dem Staat bestand ein erhebliches Mißtrauen, und man hat die Zustände im alten Island als „halbe Anarchie" bezeichnet, Anarchie wegen des Fehlens einer vom Mittelpunkt aus lenkenden Staatsmacht, die den Bürgern ihren Willen auferlegen konnte; immerhin aber eine eingeschränkte Anarchie, weil das natürliche Ordnungsbedürfnis ein Gegengewicht gegen die allzugroße Willkür der Einwohner bedeutete. Genützt hat uns diese Haltung oftmals; ebenso oft aber auch geschadet, weil wir als Deutsche heute ganz anders in der Welt dastehen würden, wenn wir nicht schon seit Armins Zeiten, der ja trotz seiner Verdienste um Germaniens Freiheit ermordet wurde, als er ein Reich schaffen wollte, über den Partikularismus des Mittelalters hinaus bis hin zum Rheinbund und Saarseparatismus das Ganze nicht allzuoft aus den Augen verloren hätten. Diese Gefahr dürfen wir nie außer Acht lassen. „Nationen können nur frei sein, solange innere Zusammengehörigkeit, also die Idee, die Teile zu Gliedern macht." (Paul de Lagarde).

Um eine neue Idee aufzunehmen, bedarf es Kraft. Ein Gedanke, eine Erkenntnis, eine neue Wahrheit ist fähig, Menschen in ihrem innersten Wesen, in ihrem Lebenszentrum zu treffen, ihr ganzes bisheriges Sein des Sinns zu berauben, alles, was sie bis dahin gelebt, gewollt, geschaffen haben, fragwürdig werden zu lassen. Nicht nur oberflächliche Menschen fühlen sich von dem Neuen so bedroht, daß sie dessen geistigen Urheber und Künder als den Zerstörer ihres geistig-seelischen Gleichgewichtes verketzern. Aus solchem Beweggrund heraus verwarf Martin Luther die Entdeckung des Kopernikus, brach Jacob Burckhardt innerlich mit dem „unzeitgemäßen Betrachter" Nietzsche. Und wie viel näher müssen dann die breiten Massen solche Wahrheitsfindungen als Bedrohung ihrer Ruhe, wenn nicht als Verbrechen empfinden und mit Haß verfolgen?

Es gehört eine große Kraft dazu, vor einer ungeheuerlichen Wahrheit nicht zurückzuschrecken, nicht zurück in die alten liebgewordenen Vorstellungen und Traditionen zu fliehen (mit der Folge, starr und dogmatisch zu werden).

„Jeder muß einmal entscheiden, wem er letztlich dienen will: Nur den eigenen Wünschen, Freuden, oder einem höheren Ziel. Niemand kann

zwei Herren dienen! Einem kannst du treu nur sein, ob zum Guten oder Bösen, doch die Wahl triffst du allein! Für die Freiheit kann doch streiten nur der Tapfre, der es wagt, neue Wege zu beschreiten, wo der Schwächling angstvoll zagt. Nur wer mehr tut als die andern, nur der bricht der Freiheit Bahn, nur der geht den vielen andern in die neue Zeit voran."

Neue Wahrheiten können also nur Menschen verkünden, die in sich eine enorme Kraft spüren, und die wissen, daß ohne Kampf diese Wahrheit nicht wird durchgesetzt werden können. Kampf, Gegensätze, z. B. die Polarität von Mann und Frau, sind der Ursprung und das Beherrschende allen Lebens, allen Seins, der Natur. Ewiges Auseinander- und Zusammenstreben, Disharmonie und Harmonie, nicht Gleichheit, sondern Zusammenklang, und daraus vielleicht zuweilen Einheit. „Das Leben ist Kampf in der ganzen Schöpfung. Ohne Kampf ist kein Leben." sagt Otto von Bismarck, und ergänzt an anderer Stelle: „Kampf ist Leben, Leben Kampf! Nur die Feigen und Minderwertigen fliehen den Kampf, die Starken suchen ihn. Für sie ist er der Inbegriff des Lebens." Der Gedanke war für Otto von Bismarck so wichtig, daß er ihn noch weitere Male aufgenommen hat: „Aus Kampf besteht das Leben in der ganzen Natur. Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben, und wollen wir weiterleben, so müssen wir auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein."

Und Ernst Jünger ergänzt: „Das Kämpfertum, der Einsatz der Person, und sei es für die allerkleinste Idee, wiegt schwerer als alles Grübeln über Gut und Böse." Zutreffend vermerkt Ezra Pound: „Wenn ein Mann nicht bereit ist, für seine Überzeugung Gefahr auf sich zu nehmen, dann taugt entweder die Überzeugung nichts, oder der Mann taugt nichts." Und aus demselben Geiste Schiller: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht."

Natürlich kann man im Kampf verlieren; aber wer nicht kämpft, hat schon verloren. „Kein Anblick ist niederschlagender als ein Land, das sich ohne Schwertstreich unterwirft." (Leopold von Ranke). Schon Platon wußte: „Wenn die Guten nicht kämpfen, siegen die Schlechten." Da gilt uns Richard Dehmels Wort: „Siege oder Niederlagen: Immer gilt es, neu zu wagen."

Und dazu brauchen wir Begeisterung. „Nichts Großes ist je ohne Begeisterung geschaffen worden." (Ralph Waldo Emerson). „Das Beispiel tut's, Begeist'rung ruft die Geister wach. Singt einer vor, so singen alle andern nach." (Carl Spitteler). „Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme

noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche die Siege erkämpft.“ (Fichte). Diese Begeisterung gilt es in uns und anderen zu wecken! Wir müssen uns selbst in Begeisterung versetzen! „Ohne Begeisterung schlafen die besten Kräfte unseres Gemütes. Es ist ein Zunder in uns, der Funken will. Ohne Begeisterung geschah nichts Großes und Gutes auf der Erde.“ (Johann Gottfried Herder). „Der Mensch muß für eine Idee begeistert sein, wenn er etwas Großes leisten will.“ (Neithardt von Gneisenau). Und Karl Ferdinand Gutzkow ergänzt: „Nur Begeisterung hilft über die Klippen hinweg, die alle Weisheit der Erde nicht zu umschiffen vermag.“ Beispielhaft für eine solche Begeisterung sei abschließend das „Bekenntnis“ von Carl von Clausewitz zitiert:

„Ich sage mich los:
  von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;
  von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;
  von der kindlichen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen;
  von der falschen Resignation eines unterdrückten Geistesvermögens;
  von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;
  von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste;
  von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen und Menschenwürde.

Ich glaube und bekenne:
  daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;
  daß es diese mit den letzten Blutstropfen verteidigen soll;
  daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat;
  daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;
  daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft später Geschlechter lähmen und untergraben wird;
  daß man die Ehre nur einmal verlieren kann;

daß die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium seines Wohles;
daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampfe um seine Freiheit;
daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.

Ich erkläre und beteure der Welt und Nachwelt:
daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können, daß ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit einem männlichen Mute, d. h. mit ruhigem aber festem Entschlusse und klarem Bewußtsein der Gefahr zu begegnen."

Dies aufnehmend schrieb Theodor Fontane im Juli 3697 an James Morris in Erinnerung an die Befreiung Preußens von den Franzosen: „Es schadet dem Volk nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, einmal besiegt zu werden – oft trifft das Gegenteil zu. Das niedergeworfene Volk muß nur die Kraft haben, sich selbst wieder aufzurichten. Dann ist es hinterher glücklicher, reicher, mächtiger als zuvor."

Küre 4

Das Sittengesetz in uns gebietet Stolz auf eigene Leistung und die von Menschen unserer Art, Selbstbewußtsein, Selbstachtung, Selbstbejahung und Selbstsicherheit.

Im germanischen Heidentum wurde hoch gewertet der „Mikilmenni". Sein Sprachsinn ist „Mann von großer Art", wobei das Wort auf gesellschaftliches Ansehen gehen kann, auf Einfluß und Bedeutung im allgemeinen. Zuweilen verstärkt sich sein ethischer Beiklang, und wir können es ungefähr mit „Herrenmensch" übersetzen; im Machtwillen groß wie auch großzügig im Schenken und Helfen. Wer das Zeug dazu hat, soll der Erste in seiner Landschaft sein wollen. Wie zum Machttrieb, so haben sich auch zum Stolz unsere Vorfahren freudig und offen bekannt. Das Gegenteil zum „Mikilmenni" war der „Litilmenni", der „Lützelmann", der Mann kleinen Zuschnitts, der vor allem Angst hat, den die Gabe reut, der Spießbürger. Hoch gewertet wurde demgegenüber nicht nur die Krieger-, sondern auch die Herrenmoral. Diese Einstellung kennzeichnet Walter Gättkes Leitspruch:

„Vor keinem betteln.
Vor keinem beben.
Aufrecht schreiten durchs ganze Leben.

Vor keinem stocken.
Vor keinem weichen.
Schwert und Pflugschar blank weiterreichen."

Und aus demselben Geist bekennt Bogislav von Selchow 3722:

„Und wenn ihr hundertmal versprecht
und euch die Knochen selbst zerbrecht
in Schwäche und Verzicht,
wenn ihr euch noch so knechtisch zeigt
und euch vor jedem Machtspruch beugt,
ich beuge mich nicht.

Ich trage stolz mein Haupt,
ich glaube, was ich stets geglaubt,
ich ändre nicht den Sinn,
ich bete nicht zu der neuen Zeit
ich breche nicht meinen Fahneneid,
ich bleibe, der ich bin."

Und dazu paßt dies weitere Gedicht von ihm:

„Was redet ihr von Acht und Bann,
von Schuld und von Bereuen?
Ich habe, was ich tat, getan
in Ehren und in Treuen.
Bereut im Sturm das Element?
Bereut das Feuer, daß es brennt?
Ich habe nichts zu scheuen.

Und hätt' ich was zu scheuen auch,
was hülfe Angst und Klagen?
Ich will nach meiner Väter Brauch
den Kopf doch oben tragen.
Ich will doch bleiben, was ich bin;
das Leben hat nur Wert und Sinn,
wenn wir das Leben wagen."

Dem setzte das Christentum seine Glaubensgrundlagen gegenüber, die der heidnischen Auffassung diametral entgegengesetzt waren. Der Christ glaubt an die Verworfenheit des Menschen, der sich aus eigener Kraft zum Göttlichen hin nicht zu bewegen vermag, und der daher nur durch die Gnade Gottes und durch das unschuldig vergossene Blut Christi erlöst werden könne. Dementsprechend habe man sich Gott nicht stolz, sondern mit Demut zu nahen: „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden". Aus dieser ursprünglich lediglich gegenüber dem Gott der Bibel, der in einem Herr-Knechtverhältnis zum Menschen steht, gewonnenen Auffassung wurde dann insgesamt auch in der Beziehung von Menschen untereinander der Stolz abgewertet. „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz" ist ein aus christlichem Geist geprägtes Sprichwort. Man sollte „zu Kreuze kriechen". Schon Immanuel Kant, der noch nicht in der Lage war, sich ganz vom christlichen Geiste zu lösen, betonte demgegenüber aber: „Die falsche Demut, welche in der Selbstverachtung, in der winselnden, erheuchelten Reue und einer bloß leidenden Gemütsverfassung die Art setzt, wie man allein dem höchsten Wesen gefällig werden könne, verträgt sich nicht einmal mit dem, was zur Schönheit, weit weniger aber noch mit dem, was zur Erhabenheit der Gemütsart gezählt werden könnte." Er schließt damit an eine Auffassung an, die die heidnischen Germanen von ihren Göttern hatten; sie haben ihren Gott als „Fulltrui" gesehen, als vertrauten Freund, dem man die Freundschaft aber auch aufkündigen konnte, wenn er einem nicht half. So wie im täglichen Leben mit den Artgenossen stellte man sich also auch zu

den Göttern. Diese Auffassung wurde vom Christentum bekämpft: wir sollten zu leicht zu führenden „Kreaturen“ verwandelt werden, weil der sich Unterwerfende, sich niedrig wissende Knecht, der kniete, von der Kirche natürlich besser ausgebeutet werden konnte. Im Mittelalter – die Kirchenlieder der Zeit sind beredtes Zeugnis dafür – haben tatsächlich viele Menschen von sich als „Aas, Sündenkrüppel, Sau“ gedacht.

Dabei gilt gerade für viele Christen: „Die Demut ist oft nichts anderes als eine vorgespiegelte Unterwerfung, um andere zu unterwerfen: es ist ein Kunstgriff des Stolzes, der sich erniedrigt, um sich zu erhöhen.“ (Francois de La Rochefoucauld).

Bei uns Heiden verfängt das nicht; aber verhängnisvoll ist diese Einstellung, die besonders seit 45 durch die Kirchen und Schulen wieder stark befördert wurde, für unser Volk: „Sich klein machen, sich gemein machen, sich selbst hassen und alle ‚Nächsten' lieben, das macht die Deutschen zum verächtlichsten Gespött der Welt.“ (Wolf von Quitzow). „Wer sich zum Wurm macht, wird getreten“, sagt Richard W. Eichler zurecht. Und ebenso Peter Horton: „Wer Demut besitzt, kann nicht gedemütigt werden. Wer unterwürfig ist, wird unterworfen.“

Wer demütig ist, muß sich letztlich auch für Bestrebungen einsetzen, die nicht seine eigenen sind. Deswegen Ernst Moritz Arndts Forderung:

„Steh' und falle mit eignem Kopfe,
tu' das Deine und tu' es frisch!
Besser stolz an dem irdnen Topfe,
als demütig am goldnen Tisch.“

Noch im Nibelungenlied finden wir den Begriff „hochgemut“, der von Helden und edlen Frauen gebraucht wird. Der „hohe Mut“ wurde als Steigerung des Mutes bewundert. Dem Christentum gelang es dann in Jahrhunderten, den Begriff umzufälschen zum „Hochmut“, von dem der Christ weiß, daß er „vor dem Fall“ kommt. (Wir sollten deshalb den Begriff „Hochmut“ aus unserem Sprachschatz – weil christlich deformiert – verbannen, und von „Dünkel“ oder „Überheblichkeit“ sprechen). Ein Zuviel an Mut konnte es für den heidnischen Germanen gar nicht geben; was es gab, war der – wie schon dargelegt – auch heute noch gebrauchte Begriff „Übermut“, der aber nicht sittlich abwertend gemeint war wie „Hochmut“, sondern im Gegenteil halb bewundernd; es ehrte den Helden, übermütig zu sein, so wie der Angelsachse Byrchtnoth, der einen Wikingerangriff abzuwehren hatte, nicht den Vorteil nutzte, daß er bei der Landung der Schiffe den Strand besetzt hielt, sondern die Wikinger

ungestört an den Strand gehen ließ, so daß sie sich zur Schlachtordnung aufstellen konnten, und erst dann mit ihnen kämpfte; Byrchtnoth fiel bei diesem Kampf. Nicht mit Übermut, sondern wohl mit der auch im Duellwesen üblichen Fairness, daß der Gegner die Waffen wählen könne, ist das Angebot des Kimbernfürsten vor der Entscheidungsschlacht gegenüber dem römischen Konsul und Feldherren Marius zu sehen, daß Marius Ort und Zeit der Schlacht bestimmen könne; für derlei Fairness hatte der Römer nichts übrig, und wählte für die Schlacht, die zum Untergang der Kimbern führte, ein solches Gelände, wo die Kimbern bergauf kämpfen mußten, ferner gegen die Sonne und staubigen Wind, was ihnen die Sicht nahm. Eine ewige Mahnung, daß man fair nur gegen Seinesgleichen sein darf!

Dem Christentum ist es zwar gelungen, die Frau (wie mit dem Eva-Apfel-Sündenfall-Mythos, durch Paulus-Briefe u. a. vorgegeben) abzuwerten, so daß das frühmittelalterliche Wort Wip, das der „Frauen schönste Name war", heute als „Weib" schon fast ein Schimpfwort ist, so wie es das Wort „Dirne", das ein junges Mädchen guter Art bedeutete, heute schon ist. Aber nicht gelungen ist diese Abwertung, wenn von „stolzen Mädchen" die Rede ist. Darunter versteht auch heute noch das Volk ein Mädchen, das sich nicht betatschen läßt, das etwas Sauberes, Frohes, ja Adliges ausstrahlt, das sich – ohne eine Wirkung künstlich erzeugen zu wollen – heraushebt aus der Menge der Vielzuvielen, wie Nietzsche sagt. Stolz und Ehre gehen Hand in Hand. Wenn wir unvermittelt im Volke solche Gestalten sehen, die Würde und Freimut in einer bezwingenden Weise darstellen, ist das wie eine Offenbarung des Wesens unserer Art, das hier – wie in einem Sinnbild – in allen Zügen zusammengefaßt zu sein scheint, die uns im Innersten vertraut sind. Die Urerinnerung an das „Inbild unseres Menschentums", die in jedem von uns noch tief verborgen steckt, bricht auf und sieht sich in solchem lebendigen Wesen erfüllt.

Hier wird Haltung gezeigt, wobei sich derjenige, der die Haltung verkörpert, oftmals gar nicht seiner Wirkung bewußt ist.

Der Stolz ist bei Frauen oftmals nur bei Wahrung ihrer Geschlechtsehre angesprochen worden. Jedenfalls bei germanischen Frauen läßt er sich darauf nicht reduzieren. Sie ließen sich z. B. scheiden, wenn ihr Mann sie geschlagen hatte; daraus kam für eine germanische Frau eine solche Nichtachtung ihrer Persönlichkeit zum Ausdruck, daß sie die Scheidung aussprach. Wenn nicht, trug sie ihrem Gatten dies jedoch lange nach, bis hin zur Verweigerung der Hilfe in Todesnot. Bei orientalischen Frauen ist dies völlig anders: Wenn ihr Mann sie nicht mehr

schlägt, fürchten sie, er habe das Interesse an ihnen verloren und stünde ihnen nun gleichgültig gegenüber.

Bewußt stolz können wir sein auf eigene Leistung. Wenn wir eine schwierige Frage gelöst haben, ein schwer zu verfertigendes Werk vollendet haben, eine Arbeit gut abgeschlossen haben, dann ist unser Stolz gerechtfertigt. Wenn Stolz nicht zu Überheblichkeit werden soll, muß die Leistung natürlich überdurchschnittlich sein. „Große Menschen sind stolz, kleine eitel." (Lord Byron).

Unserem Stolz tut es auch keinen Abbruch, daß wir um die Voraussetzungen der Leistung wissen. Die Menschen sind ungleich geboren, haben mithin auch ungleiche Begabungen und Fähigkeiten. Hinzu kommt vielleicht eine besonders gute Ausbildung, bessere Vorbilder als andere, eine Erziehung, die zum Leistungswillen beigetragen hat. Das haben andere nicht. Und andere haben vielleicht auch in ihren Genen nicht diese Willenskraft, wie man selbst.

Aber das macht uns nicht „demütig". Denn unser Erbgut haben wir von unseren Vorfahren, und auf das, was sie geleistet haben, was sie verkörpert und dargestellt haben, können wir genauso stolz sein wie auf das, was wir selbst vollbracht haben. Wir sind Blut von ihrem Blut, und die Anlagen, die sie zu überdurchschnittlichen Leistungen auf welchem Gebiet auch immer befähigten, haben wir zumindest zum Teil geerbt. Demzufolge sagt Wilhelm Timm:

„Hast du schon einmal darüber nachgedacht,
was deine Ahnen dir zu sagen haben,
daß fest mit ihnen du verbunden bist,
ihr Wesen in dem deinen eingegraben?

Auch sie hat einst das Leben laut umspült,
hat auch um ihre Herzen hart gerungen,
doch standen sie auf festem Lebensgrund
und blieben so vom Leben unbezwungen.

Drum bist du stolz auf sie mit gutem Grund,
die leuchtend dir ein solches Vorbild gaben.
An dir nun liegt es, ob die Enkel einst
auch Grund zum Stolz auf ihre Ahnen haben!"

Und Johann Fischart sagt unbefangen:

„Gar lieblich ist es hochzuachten,
was ruhmvoll die Ahnen einst vollbrachten."

Johann Wolfgang von Goethe bestätigt:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Taten, ihrer Größe
den Hörer unterhält und still sich freuend
ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht!“

Wenn wir auf unsere Ahnen stolz sind, gibt dies keine Veranlassung zu Dünkel; wir sind natürlich verpflichtet, in ihrem Sinne zu handeln, sich ihrer also würdig zu erweisen. „Der Mann allein ist würdig großer Ahnen, der wagt, auf die Schultern sich zu heben, kühn auszuschreiten kühn gebrochne Bahnen.“ (Franz von Dingelstedt). Dieser Vorstellung gibt Ernst Moritz Arndt sogar höchste religiöse Bedeutung: „Das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen.“ Die Schnupftabaksdose, die Friedrich der Große einem meiner Vorfahren wegen Tapferkeit vor dem Feind geschenkt hat, ist deshalb immer an den in der Sippe weitergegeben worden, der nach Auffassung des Gebers am meisten dem Bild des Kämpfers, der die Dose einst erhielt, entsprach.

„Es halte der Enkel im Herzen die Taten,
die einstmals von Ahnen zum Heil ihm geschah'n.
Er hüte die Früchte und wahre die Saaten,
und denke beim Planen und achte im Raten
des Werks, das die Väter vor Zeiten getan.
Zerfielen zu Staub auch die Ahnen, die alten
Bebauer des Grundes, auf dem wir nun stehn,
so wirkt im Enkel doch weiter ihr Walten,
denn wenn dieses Volk je der hohen Gestalten
vergäße, so wird es in Schande vergeh'n.

Drum hütet die Güter,
die Ahnen euch spenden.
Seid Schirmer, seid Hüter,
mit sorglichen Händen
das Werk zu vollenden.“

Wolfram Brockmeier

Nun kennen wir nur einen Teil unserer Ahnen; im übrigen aber sind wir mit unserem Volk, mit unserer Menschenart durch ein unauflösbares Geflecht von Blutströmen verbunden. Das rechtfertigt dann natürlich ebenso, wenn wir zumindest einen Teil desselben Erbgutes tragen, auf

Leistungen des Volkes oder bedeutender Menschen unseres Volkes und unserer Rasse stolz zu sein. Dazu muß man zunächst einmal die Geschichte kennen, und gerade um einen Stolz gar nicht erst aufkommen zu lassen, werden viele Großtaten unserer Geschichte in der Schule gar nicht mehr gelehrt. Gustaf Kossinna hat ausgesprochen: „Vor allem ist es notwendig, daß der Deutsche sich seines Wertes, der Kulturschöpfungen seiner Vorväter und der gesamten nordischen Rasse bewußt wird. Kennt er sie, so wird er, von berechtigtem Stolz erfüllt, gefestigt seinem Volk dienen können." Wer sich mit der Vorgeschichte befaßt, wird finden, daß die Behauptung, „Ex oriente lux" (das Licht aus dem Osten) falsch ist, sondern es umgekehrt war, so wie Horken sein Buch benannt hat: „Ex nocte lux" (aus der Nacht, aus dem Norden das Licht). Durch die revidierte C 14-Altersbestimmung können wir feststellen, daß im Küstensaum von Dänemark bis Nordfrankreich die ersten Großsteingräber entstanden sind, von dort aus der Gedanke, tonnenschwere Bauwerke aus Stein zu bauen, ins Mittelmeer gebracht wurde. Vor dreieinhalbtausend Jahren wurden Luren so fein in Bronze gegossen, daß wir mit all unserer Technik heute nicht mehr in der Lage sind, sie so nachzuarbeiten. Schon vor fünftausend Jahren wurden weite Reisen über See unternommen. Tacitus zeigt uns ein Bild der heidnischen Germanen, das die christliche Behauptung, erst Christen hätten uns Kultur gebracht, als freche Lüge entlarvt; im Gegenteil wirkte das Christentum im gesamten germanischen Bereich bis hin nach Island entsittlichend, Wissenschaft und Kultur vernichtend. Über die Jahrhunderte hinweg bis in die Gegenwart ist von christlicher Seite, besonders auch den Jesuiten, versucht worden, uns ein falsches Bild unserer Geschichte darzustellen. Auch die Schule übernimmt oftmals die Abwertung, so daß jeder von uns aufgerufen ist, sich durch Selbststudium den tatsächlichen Ablauf der Geschichte einschließlich der großen Persönlichkeiten, die sie gestaltet haben, anzueignen. Ahnensinn (als gerichtet auf die Kenntnis der uns bekannten Vorfahren) und Geschichtsbewußtsein, das sich darüber hinaus mit der Vergangenheit befaßt, ergänzen sich also.

Auch hier gilt aber dasselbe wie für unsere Vorfahren: „Stolz auf unsere großen Männer dürfen wir nur sein, solange sie sich unserer nicht zu schämen brauchen." (Clausewitz), und Johann Gottfried Herder ergänzt: „Es ist für ein Volk gut und rühmlich, große Vorfahren, ein hohes Alter, berühmte Götter des Vaterlandes zu haben – solange diese zu edlen Taten aufwecken." Die Ahnen- und Erbkräfte unserer germanischen Völker neu zu wecken, zu beleben und zu festigen, ist unsere religiöse

Aufgabe der Gegenwart und Zukunft. Dazu gehört natürlich auch, daß wir einen Partner wählen, der von seiner Herkunft her Gewähr bietet, daß seine Ahnen auch unsere Ahnen sind.

Es versteht sich, daß wir hauptsächlich auf hervorragende Persönlichkeiten unserer Geschichte und auf beispielhafte Taten eingehen. Clausewitz ist zuzustimmen, wenn er sagt: „Ein Volk sollte nie der Gegenstand eines großmütigen Mitleids sein." Es bringt uns ein Philosophieren über das: „Was wäre, wenn..." nicht weiter. „Mit ‚wenn' und ‚hätte' und ‚wäre' – damit ist für immer Schluß! Dem Schicksal seine Ehre – dem Morgen seinen Gruß!" (Wilhelm Pleyer). Hutten erklärt: „Ich träume nicht von alter Zeiten Glück, ich breche durch und schaue nicht zurück." Es läßt sich in unserem Leben nichts wiederholen. Die Zeit schreitet vorwärts. Unnachsichtig. Unaufhaltsam. Jede Chance, die nicht ergriffen wird, zerrinnt. Bietet sie sich neu, so sind die Umstände, unter denen dies geschieht, und wir selbst anders geworden. Man darf eine verpaßte Gelegenheit, das Mißlingen eines großen Unternehmens, eine Niederlage vor der Geschichte, vor dem Schicksal nicht – so verständlich das auch ist – beklagen, sagt Gerhard Krüger: „Vielmehr gilt es, tiefere Einsicht in das geschichliche Geschehen und seine Gesetze, die sich in diesem Fehlschlag offenbaren, zu gewinnen zu suchen. Dann erwächst aus der großen Enttäuschung uns doch die Kraft für neue Tat." Dabei müssen wir uns klarmachen, daß der Erfolg zwar über den Verlauf der Geschichte entscheidet, nicht aber über die sittliche Größe der Handelnden. Unerbittlich ist das Schicksal. Aber ein Gedanke ist tröstlich. Wenn sich im Leben auch nichts nachholen läßt, so kann andererseits niemand uns Erlebtes wieder rauben. „Was vergangen, kehrt nicht wieder; aber, ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück." (Karl Förster). Deswegen vertiefe man sich nicht in Niederlagen und Abgründe, sondern befasse sich mit den positiven, aufbauenden Gestalten, Epochen und Ereignissen unserer Vergangenheit. Von einem Geschichtsbild muß stets auch eine erhebende, erleuchtende Wirkung ausgehen. Allerdings muß es, wie aller Idealismus, in der Wirklichkeit wurzeln, wenn es fruchtbar werden soll.

„Wer im Kameradschaftlichen treu, in Gefahr unbeirrbar, durch Mut und Sachlichkeit sich bewährt hat, der darf etwas Unantastbares in seinem Selbstbewußtsein bewahren." (Karl Jaspers). Unser Volk weiß: „Selbstvertrauen ist der Schlüssel, der fast jede Tür öffnet."

Selbstbewußtsein hatten unsere Vorfahren. Während die Christen predigen: „Nur der Esel nennt sich selbst zuerst", heißt es auf dem

Runenhorn von Gallehus ebenso wie auf manchem Runenstein: „Ich der … machte das Horn (verfertigte die Runenschrift)". Allerdings finden wir andererseits von Anfang an auch eine Bewunderung für das Ausländische. Als die Germanen mit den Römern zusammentrafen, äußerte sich besonders empfindlich die Überlegenheit der Römer in vielen technischen Dingen. Beim Kampf mußten die Germanen dies nachdrücklich spüren, wenn sie den hervorragend bewaffneten Legionssoldaten gegenüberstanden. Dazu kamen die Erfahrungen im raschen Bau von Brücken, Katapulte und andere Belagerungswerkzeuge u. a. Selbst der unvergleichliche Mut reichte da oftmals nicht aus, um eine Schlacht zu gewinnen. Das beste Mittel, um den Feind zu besiegen, war es, wenn man bei ihm in die Schule ging; Armin zeigt es als erster. Dabei ergab sich aber die Gefahr der Romanisierung; bei den germanischen Völkerschaften, die in unmittelbarer Nähe des römischen Gebietes wohnten, erfolgte dies recht schnell. Träger romanischer Auffassungen waren auch diejenigen Germanenkrieger, die sich als Soldaten bei der Legion aufnehmen ließen, um nach 20 Dienstjahren als vergleichsweise reiche Männer zu ihrem Stamm zurückzukehren. Die Nachteile machten sich auch bald bemerkbar, indem der Handelsverkehr Dinge ins Land trug, wie allerhand Luxuswaren, die manche Germanenstämme – als Verweichlichung – eine ganze Zeit lang ablehnten. Statt eines Tauschhandels wurde Geld eingeführt, damit Habsucht gefördert. Durch das römisch-orientalische Christentum kamen dann weitere Fremdeinflüsse mit erheblichem sittlichen Verfall, wie sich auf Island in den Sagas eindeutig nachweisen läßt. Nachteilig wirkte sich auch aus, daß wir kein starkes Reich hatten, sondern – besonders nach dem Westfälischen Frieden – in viele kleine Einzelstaaten zerfallen waren. Der Begriff „es ist nicht von weit her" war bei diesen winzigen Kleinstaaten durchaus verständlich; man guckte auf das große geeinte Frankreich, den Luxus von Versailles, ahmte französische Lebensart nach, sprach in gebildeten Kreisen französisch, so wie man vorher Latein gesprochen hatte. In der germanischen Frühgeschichte finden wir am Rhein die Gaesaten, die sich soweit romanisiert hatten, daß sie nur noch als Halbgermanen geschildert werden. Die Bastarner haben – wie schon der Name sagt, der mit „Bastard" verwandt ist – den Fehler im Osten begangen, den Tacitus als Befleckung durch Mischheiraten bezeichnet. Statt die eigene Art weiter zu entwickeln, haben Germanen oftmals das Fremde nachgeahmt, wobei allerdings nicht verschwiegen werden soll, daß es auch andere Germanen gab; als der Limes durchbrochen war, besiedelten die Germanen lange Zeit die römischen Städte nicht, sondern lebten wie zuvor auf

dem flachen Land in ihren selbstgebauten Häusern. De Vries, der die Überfremdung im einzelnen darstellt, verweist auf die „blinde Begeisterung für die Kunst der Hochrenaissance, die sklavische Nachahmung der französischen Klassiker“ als deutliche Beweise einer schwer ausrottbaren Neigung, das Fremde hochzuschätzen, auch bei seinen Niederländern. Er sagt allerdings auch, daß der Kern des Geisteslebens sich im Wesentlichen unberührt erhalten habe.

Stolz auf das eigene Wesen und seine Leistungen beugt am Besten der Bewunderung des Fremden vor.

Die Auswirkungen einer anderen Einstellung sehen wir gerade heute, wo alles Deutsche bewußt herabgewürdigt wird. Da gehen deutsche Künstler hin und machen afrikanische Kunst nach. Das wird mit Recht Primitivismus genannt, wenn es hier erfolgt; hingegen ist die gleiche oder ähnliche Gestaltungsform beim Afrikaner arteigen und ursprünglich. Wenn ein Europäer sich zu diesen Ausdrucksformen bekennt, so ist das ein Rückfall in eine Epoche, die wir geistig und seelisch längst hinter uns gelassen haben. Bei uns ist das Kulturmüdigkeit, bei den Afrikanern Eigengewächs im Rahmen eines ihnen ursprünglichen Kulturstiles. „Es gibt für den Menschen nur eine Schuld: die, nicht er selbst zu sein.“ (Lagarde).

Auch hier gilt es demgegenüber, sich als falsch erkannten Zeitströmungen zu entziehen. Kurt Eggers sagt: „Schöpferische Einsamkeit und gesteigertes Selbstbewußtsein gehören auf's engste zusammen: ein Einsamer, der nicht selbstbewußt ist, müßte an seiner Einsamkeit zerbrechen! Das Selbstbewußtsein des schöpferisch Einsamen erfüllt ihn dagegen mit Stolz und verleiht ihm jene harte Sicherheit, die auf bürgerliche Menschen beklemmend wirkt.“ „Er ist ungesellig“ besagt beinahe schon: „Er ist ein Mann von großen Eigenschaften!“ (Arthur Schopenhauer). Auch einsam eine Not zu bestehen, macht stolz:

„Einsam lagen wir da in der Not der Schlacht; wir wußten, daß jeder einsam war. Aber wir wußten auch dies: einmal vor Unerbittlichem stehn... wo nur die Wirklichkeit herrscht, grausig und groß, solches macht sicher und stolz. Unvergeßlich und tiefer rührt es ans Herz des Menschen als alle Liebe der Welt. Und wir fühlten: dies war das Maß.“ (Rudolf G. Binding).

Schon Friedrich der Große betonte: „Man muß das einmal als richtig Erkannte befolgen, ohne sich durch das Gezirpe der Grillen oder durch das Gequake der Frösche von seinem Weg abbringen zu lassen.“ Und

danach wähle man auch seinen Umgang: „Ich rate euch angelegentlich, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört, oder die nicht zu euch gehören.“ (Goethe). Dies ebenfalls nach Goethe aus folgendem Grund: „Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden kann.“ (Auch der Volksmund weiß: „Willst Du wissen, wie der Mann, so sieh' nur seine Gesellschaft an!“). Das Havamal mahnt:

„Von der Schulter dir schiebe,
was übel dir dünkt,
und richte dich selbst nach dir selber.“

Sage niemand: „Ich habe doch nichts bedeutendes geleistet, wie sollte ich selbstbewußt sein?“ Jeder ist bedeutend – irgendwo, für irgendwen, auf irgendeinem Gebiet. Jede Mutter ist bedeutend für ihr Kind – jeder Vater auch, wenn auch in geringerem Maße. Man muß nicht „unersetzlich“ sein, um bedeutend zu sein. „Nicht auf das Beste, auf dein Bestes kommt es an.“ (Ernst Moritz Arndt). „Da, wo du bist, wirke, was du kannst.“ (Goethe). Und ebenso Friedrich Rückert: „Tu, was du kannst, und laß das andre dem, der's kann; dem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.“ Schiller sagt zurecht: „Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß.“ „Wie groß Du für Dich seist, vorm Ganzen bist Du nichtig; doch als des Ganzen Glied bis Du als kleinstes wichtig.“ (Rückert).

So wie wir selbstbewußt sind, so haben wir aber auch dem Selbstbewußtsein anderer Rechnung zu tragen. Niemand glaube, daß dadurch seine eigene Stellung untergraben würde. Die meisten Menschen interessieren sich dann für uns und unser Anliegen, wenn wir uns für sie, ihre Anliegen und Neigungen interessieren. Wenn wir dem Mitmenschen Aufmerksamkeit schenken, schenkt er sie uns auch. Bestärken wir also den anderen in seinem Selbstgefühl!

Das bedeutet, daß wir keine niedermachende Kritik äußern. Der andere muß sein Gesicht wahren können – sonst bewirken wir das Gegenteil, nämlich Widersetzlichkeit, Sabotage, im schlimmsten Fall langwährende Feindschaft. Durch Spott, Nörgelei, Anschreien, Beschimpfungen hat noch niemand sein Verhalten geändert – das gilt auch für die Kindererziehung. Auch wenn ein Fehler gemacht wurde – der Hinweis auf diesen Fehler muß getragen sein von einer Achtung der Würde des anderen. Wenn der Stolz, das Selbstbewußtsein des anderen von uns an-

getastet werden, wird er sich vor uns und sich selbst rechtfertigen wollen und also sich nicht ändern. Wer in die Defensive gedrängt wird, kann sich nur verteidigen oder sogar zum Gegenangriff vorgehen – er wird unseren Vorstellungen aber nicht folgen. Oder wir entmutigen ihn, was zu Unsicherheit und weiteren Fehlern führt. Dabei macht der Ton – wie auch sonst oft – die Musik. Man sollte – und damit einleiten – erwähnen, daß man selbst auch schon viele Fehler gemacht hat, jedem einmal ein Fehler unterlaufen könne, wenn der Fehler direkt angesprochen werden muß. Noch besser ist es, einen Fehler nur indirekt anzusprechen, und den anderen „von selbst" auf eine bessere Lösung kommen zu lassen: „Können Sie sich vorstellen, daß wir das so und so lösen könnten? Was halten Sie von ...?". Chesterton meint: „Sei klüger als die anderen, wenn du kannst, aber sag' es ihnen nicht." Dazu paßt auch von Goethe: „Alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde."

Dies ist sicherlich einseitig gedacht; vielen ist nämlich das Schlechte nicht als schlecht bewußt, so daß Aufklärung erforderlich ist. Nietzsche z. B. hat großartig einerseits das Christentum entlarvt und angegriffen, andererseits aber eine dem Leben verpflichtete Haltung und Moral dagegengestellt. Als Mahnung sollen uns aber Goethes Worte dienen, nicht im bloßen Bekämpfen zu verharren oder dort auch nur den Schwerpunkt zu setzen, sondern unsere aufbauenden Ziele zu verfolgen.

Wir haben in der ersten Küre von der Achtung gesprochen. Wer sich selbst achtet, kann andere achten; wer sich selbst achtet, wahrt seine eigene Ehre. „Ich wollte, man finge damit an, sich selbst zu achten: alles andere folgt daraus" (Friedrich Nietzsche). „Wer sich nicht selber achtet, wird auch von anderen nicht geachtet." (Sprichwort). Das gilt auch für ein Volk: „Das Ausland wird uns um so mehr Achtung zollen, je mehr wir selbst in unserem Auftreten die Selbstachtung eines aufrechten und stolzen Volkes bewahren." (Paul von Hindenburg). Selbst ein Mann wie Kierkegaard, der tief im Christentum gefangen und verfangen war, ist noch soweit Nordländer, daß er sagt: „Das Aufgeben der Selbstachtung ist das Schlimmste."

Und Friedrich von Bodenstedt reimt:

„Da in der Achtung dieser Welt
so mancher Wicht wird hochgestellt,
gilt mir nur der als rechter Mann,
der ehrlich selbst sich achten kann."

So auch Schiller: „Ein jeder gibt den Wert sich selbst. Wie hoch ich mich selbst anschlagen will, das steht bei mir. So hoch gestellt ist keiner auf der Erde, daß ich mich selber neben ihm verachte."

Theodor Storm wußte: „ Wenn der Pöbel aller Sorte tanzet um die gold'nen Kälber, halte fest: Du hast vom Leben doch am Ende nur Dich selber." Statt Achtung durch andere – von außen – werden wir auf unser Inneres gewiesen, auf Selbstachtung. Es gibt für uns deshalb auch keine doppelte Moral für die Öffentlichkeit und für die eigenen vier Wände, für die Uniform oder einen Zivilanzug. Wir müssen vor uns selbst bestehen können, das ist das Entscheidende, gleichgültig, was die Umwelt dazu sagt oder meint. Und diese Selbstachtung können wir nur dann haben, wenn wir uns bemühen, den Werten des Sittengesetzes unserer Art entsprechend zu leben. Dies wird sicherlich nicht bei allen Werten in höchster Ausprägung gelingen, weil wir alle nicht vollkommen sind; aber wir müssen uns diese Werte als Inbilder ständig vor Augen führen. Nur wer sich selbst achten kann, hat Anspruch darauf, geachtet zu werden. Wer sich vernachlässigt, wer verschlampt, wer sich innerlich oder äußerlich „gehen" läßt, wer sich den Zeiteinflüssen ergibt, wer sich moralisch „fallen" läßt (der Junge kann das genauso wie das Mädchen), der hat keine Selbstachtung; der hat auch keine Ehre, gleichgültig, wie angesehen er ist. Wer aber keine innere Ehre hat, der hat auch keinen Anspruch auf äußere Ehre, auf Achtung durch andere, auf eine ehrenhafte Stellung unter den Mitmenschen. Wer unehrlich ist, hat keinen ehrlichen Charakter, hat keine innere Ehre, soviel äußere Achtung ihm auch andere Menschen entgegen bringen mögen, die es sich selbst für Vorteil anrechnen, ihm zu schmeicheln, oder die sein wahres Wesen nicht erkannt haben.

Aus Selbstachtung folgt Selbstbejahung. Heinrich Pestalozzi forderte schon vor 200 Jahren: „Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den inneren Sinn deines Wesens, so glaubst du an Gott und an die Unsterblichkeit." Dabei stelle man die Anforderungen an sich selbst aber nicht gering. Friedrich Hebbel sagt zurecht: „Das Versprechen, was Du Dir selbst gibst, sei Dir heiliger als jedes andere. Ein Dritter weiß sich schon Recht gegen Dich zu verschaffen; aber die Pflicht, die Du gegen Dich selbst eingingst, kann niemals Zwangspflicht werden. Betrachte sie also

immer als Ehrenschuld, die Du an Deine Natur zu zahlen hast." Albert Leo Schlageter hatte sich als Wahlspruch erkoren: „Sei, was du willst, aber was du bist, habe den Mut ganz zu sein."

Wir stehen hier im diametralen Gegensatz zum Buddhismus, der die „Überwindung des Ichs" fordert, weil aus einem Betonen des Ichs Konflikte in der Welt entstehen könnten. Man will dem Kampf entfliehen, aus einer Welt- und Lebensmüdigkeit heraus, was aber ein Irrweg ist, wie die Ausrottung des Buddhismus in von islamischen Kriegern eingenommenen Gebieten zeigt.

Wer stolz und selbstbewußt ist, sich selbst achtet und bejaht, der gewinnt Selbstsicherheit und Selbstvertrauen. Menschen, die kein Vertrauen zu sich selber haben, die persönlich unsicher sind, werden stets auch ihren Mitmenschen mit Argwohn und Mißtrauen begegnen. Der nordische Mensch hat Selbstsicherheit, was ihm die Kraft zu den kühnsten Taten gibt, den Mut zu den schwersten Opfern, die Zähigkeit für die schwierigsten Aufgaben und die Aufgeschlossenheit zur Bejahung alles Großen und Schönen in diesem Leben. Dieses Selbstvertrauen kommt in der inneren Haltung zum Ausdruck und spiegelt sich im klaren, selbstsicheren Blick des Auges und in den bestimmten Bewegungen des Leibes wider. Mit gewollter Zackigkeit des Auftretens kann man Selbstvertrauen nicht vortäuschen. „Nimm dein Schicksal ganz als deines. Hinter Sorge, Gram und Grauen wirst du dann ein ungemeines Glück entdecken: Selbstvertrauen." (Richard Dehmel). Wenn wir uns selbst treu bleiben, dann ahmen wir keinen anderen nach. Wir überlegen, wo unsere eigene Stärke ist, und finden dadurch zu uns selbst. Gleichgültig, was geschieht – bleib immer Du selbst! Wer anderen etwas vorspielt, kann nicht überzeugen. Wer eine Stelle sucht und in Vorstellungsgesprächen nicht natürlich und offen ist, wird die Stelle regelmäßig nicht bekommen; der Gegenüber spürt, daß etwas falsch ist, und verwirft die Bewerbung.

Wer kein Selbstvertrauen besitzt, wird sich selbst immer wieder zur Qual werden, in jeder Gemeinschaft aber – vor allem in Stunden der Gefahr und der Entscheidung – eine Last und ein Hemmschuh sein. Goethe wußte: „Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben ... Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch die anderen Seelen." Aus ähnlichem Gedankengang sagt Ernst v. Feuchtersleben: „Was du dir selbst glaubst, glaubt dir jeder." Orientalische Selbsterniedrigung, sklavische Unterwürfigkeit und perverse Minderwertigkeitskomplexe müssen als Hauptfeinde von Selbstbewußtsein und Selbstsicherheit entschieden und zäh bekämpft werden.

Küre 5

Das Sittengesetz in uns gebietet Annahme der Anerkennung durch andere, doch auch: Mehr Sein als Scheinen.

Üblicherweise erscheint in Abhandlungen über Moral als ein Wert die „Bescheidenheit". Bei uns nicht. Der Christ hat demütig gegen Gott zu sein, bescheiden gegen die Menschen; was die Demut in seinem Verhältnis zu Gott ist, ist die Bescheidenheit – jedenfalls der Theorie nach – den Menschen gegenüber. So wie sich der Christ Gott gegenüber klein zu machen hat, so hat er sich den Menschen gegenüber klein zu machen, seine Leistung herunterzuspielen, sie für ein Nichts zu erklären. Das ist üble Heuchelei, wenn er etwas Vorbildliches geleistet hat, denn im Inneren weiß er, daß er etwas Großes vollbracht hat. Nur weil es von ihm moralisch gefordert wird, erniedrigt er sich.

Manche Menschen mahnen auch deswegen zu Bescheidenheit, weil sie ihre Umgebung stets gerne klein, niedrig und unterwürfig sehen möchten. Sie brauchen kleine Menschen um sich, weil sie selbst nicht groß sind und sich sonst nicht behaupten können.

Gehen wir vom Wortsinn aus: „Sich mit etwas bescheiden". Das bedeutet, er fügt sich in das, was ihm zugemessen wird. Nordisch ist, sich nicht zu bescheiden, sondern zu fordern, am meisten von sich selbst, dann aber auch von anderen, Mauern zu zerbrechen, Hürden zu überspringen, Berge zu erstürmen, zu neuen Ufern aufzubrechen. Das totale Gegenbeispiel zu solchem „Sich-Bescheiden" ist das Gedicht von Heinrich Anacker: „Jungsein", das bei Küre 8 abgedruckt ist.

Daß die Bescheidenheit ein aufgezwungener Wert ist, hat unser Volk unbewußt immer gefühlt; ein stehender Ausdruck ist „falsche Bescheidenheit", womit gesagt werden soll, daß Menschen, die an sich aufgrund richtiger Ansichten gehört werden müßten, nicht gehört werden, weil sie schweigend im Hintergrund bleiben, oder aber ihre Verdienste ihnen an sich vergütet werden müßten, was aber nicht geschieht, weil man sich ihre Verdienste nicht klarmacht, da sie „kein Aufhebens" davon machen. Der Berliner sagt es mit seiner trockenen Art: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr". Doch wenn dies auch lustig klingt, so gibt es doch einen ernsten Hintergrund. Nur deswegen, weil ein anderer vielleicht höher gestellt ist, man selbst nicht so viel Ansehen hat, trägt man seine Meinung, seinen guten Rat, der vielleicht schicksalsentscheidend sein könnte, nicht vor – aus Bescheidenheit. Als Bescheiden-

heit ist gepriesen worden, daß man sein Urteil dem Urteil anderer unterstellt und erst seine Meinung abgibt, wenn Ältere gesprochen haben. Sicherlich gehört es zu einer guten Erziehung, daß Kinder erst nach Erwachsenen reden, also nicht vorlaut sind und sich nicht aufzudrängen suchen. Unter Erwachsenen sollte man sich aber Gehör verschaffen, und wenn es eilt auch rasch, wenn man der Auffassung ist, daß der eigene Ratschlag richtig ist. Sicherlich sind bescheidene Menschen angenehm im Umgang; aber der Sache förderlich sind sie nicht. Zuweilen versteckt sich hinter der Bescheidenheit auch die Angst, vor Kritik nicht bestehen zu können, denn wenn man seine Meinung zum besten gibt, setzt man sie damit der Kritik aus; das muß aber, um eine gute Lösung zu finden, in Kauf genommen werden.

Wilhelm Pleyer fand dazu folgende Worte:

„Die auf dem Markte maulen,
was mit der Zunge ficht,
das sind die Seichten und Faulen;
die Stillen hört man nicht.

Die Männer mit Wunden und Schwielen,
mit blaßem und schwarzem Gesicht,
die Männer in Gräben und Sielen,
die Stillen hört man nicht.

Die dunkel gewandeten Frauen,
geadelt von Leid und Verzicht,
die Tragenden voll Vertrauen,
die Stillen hört man nicht.

Man hört nur immer die einen,
aber die anderen nicht,
die mehr sind, als sie scheinen;
die tun nur ihre Pflicht.

Sie tragen alle Beschwerde,
schweigend, und schweigen erst recht
im Blute unter der Erde, –
und sie schweigen nicht schlecht.

Es steigt aus ihrem Schweigen,
wovon die Geschichte spricht,
wovor die Geschlechter sich neigen.
Die Stillen hört man nicht.“

Der Volksmund weiß: Man soll sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Friedrich Rückert meint ebenso: „Bescheiden wollt' ich sein, säh' ich mich voll geehrt; stolz muß ich sein, solang' ihr leugnet meinen Wert." Ebenso meint Arthur Schopenhauer: „Bescheidenheit bei mittelmäßigen Fähigkeiten ist bloße Ehrlichkeit; bei großem Talent ist sie Heuchelei." Aber der Frontalangriff gegen die Bescheidenheit ist erst seit Nietzsche möglich. Johann Gottfried Kinkel entwertet den Wert:

„Sie schwatzten von Bescheidenheit,
mich dünkt, das ist ein fleckig Kleid!
Der hat nach Rechtem nie getrachtet,
der nicht die eigne Arbeit achtet."

Johann Wolfgang von Goethe sagt es noch krasser: „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat."

Wir räumen mit der Heuchelei auf, und gebieten deshalb Annahme der Anerkennung durch andere. Das Abwehren: „Ach nicht doch... das war doch nichts..., ich hab doch gar nichts geleistet... jeder andere hätte es genauso gut machen können..." – das wollen wir nicht mehr hören.

Wegen der christlichen Verlogenheit („Drei R gehören Gott allein: Rühmen, rächen, richten") ist das Aussprechen von Anerkennung zu den im täglichen Leben am meisten vernachlässigten Tugenden geworden. Und wenn die Arbeit eines anderen Menschen noch so unbedeutend scheint – wenn er sie gewissenhaft ausführt, hat er ein Recht auf unsere Anerkennung. „Der Mensch ist Beispiel, der innerhalb des ihm zugewiesenen Raumes, wie eng oder wie weit dieser sein mag, tut, was ihm aufgetragen ist." (Adalbert Stifter). Wenn wir anderen Menschen Anerkennung zukommen lassen, werden wir die besten Kräfte in ihnen wecken. Die Erfahrung hat gezeigt, daß da, wo wir die uns gefallenden Seiten ihres Wesens oder ihrer Arbeit loben, das Verhalten auch auf anderen Gebieten – ohne vorher Kritik geäußert zu haben – besser geworden ist. Das gelingt uns, wenn wir versuchen, ihre Lage mit ihren Augen zu sehen, uns in sie hineinzuversetzen. Nach Anerkennung arbeiten Menschen oftmals besser und einsatzfreudiger. Wir sollten also großzügig mit Lob umgehen. Gerne loben, ungern tadeln – wer sich das angewöhnt, wird Wunder erleben! Der nicht nur als Diplomat sehr erfolgreiche Benjamin Franklin erklärte: „Ich sage über niemanden etwas Schlechtes und über jeden alles Gute, das ich über ihn weiß." Wer Kinder hat, kann die Wirkung solcher Erziehung unmittelbar sehen. Die Verhaltensforscher haben sogar schon bei Tieren gefunden, daß Tiere viel besser Aufgaben lernen, wenn sie belohnt werden, als wenn sie für

Nichtdurchführung bestraft werden. Wenn Kunststücke durch Tiere vorgeführt werden, gibt es durch den Domteur nicht vorher die Peitsche, sondern hinterher einen Leckerbissen.

Viele Ehen wären nicht geschieden worden, wenn einer des anderen Leistung besser gewürdigt und dies auch ausgesprochen hätte. Dem anderen muß gesagt werden, daß man die Arbeit anerkennt, statt auf dem herumzuhacken, was liegengeblieben ist oder uns nicht paßt.

Allerdings sollen wir nirgends schmeicheln. Anerkennung ist ehrlich und echt, Schmeichelei unehrlich und unecht. Der Schmeichler sagt das, was der andere hören möchte, wobei dem Schmeichler egal ist, ob das stimmt. Der Schmeichler mag sich dadurch einige Vorteile bei selbstsüchtigen Menschen verschaffen; durch die Unehrlichkeit zerstört er seine Persönlichkeit, so er sie überhaupt hatte. Das Volk verachtet sie: „Schmeichler sind Heuchler und Meuchler“, „Schmeichler sind Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen“, sowie „Schmeichler und Ohrenbläser beißen den, der sie füttert.“

Und wenn verdiente Anerkennung ausbleibt? Moltke sagt, daß Anspruchslosigkeit ein guter Schutz gegen Kränkungen und Zurücksetzungen sei. Wir handeln schließlich nicht der Anerkennung wegen, sondern weil wir unser Tun als notwendig sehen.

So wie der Mensch sich nicht kleiner machen soll, als es seine Leistung ausweist, soll er sich aber auch nicht größer machen, als er ist. Der Schreier, der sich in den Vordergrund drängt, die „Maulhelden“ sind von tiefer Blickenden immer schon belächelt worden. Das Fafnismal weiß schon:

> „Ungewiß ist's, kommen alle zusammen, der Sieggötter Söhne,
> wer der Tapferste ward;
> Es ist mancher ein Held, der bisher noch sein Schwert
> nicht färbte in Feindes Brust.“

Das Havamal warnt:

> „Ein unkluger Mann, wenn er zu eigen gewinnt
> Gut oder Gunst einer Frau,
> gleich schwillt ihm der Kamm, doch nicht der Verstand:
> Nur an Dünkel nimmt er zu.“

Wer heute mit Geld, Verdienst, seinem Haus oder seinem Auto Eindruck „schinden“ will, wozu besonders Parvenus, also Neureiche, neigen, wird wegen solcher Dinge nicht geschätzt; wir müssen mutmaßen,

daß er durch Äußerlichkeiten ersetzen will, was ihm an innerem Werte fehlt.

Besonders der fälische Menschenschlag, der sowieso langsamer, bedächtiger ist als der nordische (der rasch und beweglich ist), stellt sich nicht in den Vordergrund, ist eher verschlossen. Helmuth von Moltke war eine solche kennzeichnend fälische Persönlichkeit, und von ihm stammt der Ausspruch: „Mehr sein als scheinen – viel leisten und wenig hervortreten." Generalstabschef Schlieffen hat in einer Würdigung Moltkes sein Wesen genauso umrissen: „Wenig reden, viel leisten, mehr sein als scheinen!" Aus diesem Geist heraus war es den Senatoren der Hansestadt Hamburg lange verboten, Orden anzunehmen, wobei mitgespielt haben mag, daß man, um Orden anderer Staaten zu erlangen, die Interessen der Vaterstadt hintanstellen könnte. „Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung an uns reißen wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich außer Fassung bringen." (Moltke).

Für fälische Menschen ist dies kein Problem; sie müssen eher ermuntert werden, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, ebenso wie nordische und fälische Jugendliche, die beide eher Spätentwickler sind und als solche sich oftmals in der Klassengemeinschaft zurückhalten. Dazu kommt noch das germanische Abstandsgefühl, das bei älteren Menschen unserer Art dann zu „vornehmer Zurückhaltung" führen kann. Der erwachsene nordische Mensch hingegen sollte sich das „Mehr Sein als Scheinen" öfter vor Augen halten.

Burghardt hat den fälischen Menschen „schlichter" als den nordischen gefunden, und das ist sicherlich richtig. Unter Schlichtheit versteht man meist ein gewisses Auftreten. Wir sprechen von schlichtem Aussehen, schlichter Kleidung, unauffälligem Gehaben und schlichtem Wesen. Von den Schweden haben Beobachter ihres Volkscharakters gesagt, daß sie nicht auffallen wollen, wenn nicht innere Gründe wesentlicher Art dazu zwingen. Absonderlichkeiten bei Benehmen, Auftreten und Kleidung führen dazu, daß die betreffenden Personen isoliert werden; ein luftleerer Raum entsteht um sie. Das ist fälischer Art. Die Nordischen haben durchaus Freude an aufwendiger Kleidung gehabt; in einer Saga wird berichtet, als einer, der von Wikingfahrt zurückkam, mit auffälliger Kleidung, Pelzbesatz und Goldschmuck versehen war, daß gerade die Frauen kaum ein Auge von ihm wenden konnten. „Kleider machen Leute", wobei der Hintergrund ist, daß die Kleidung den ersten Eindruck vermittelt, bevor wir sonst noch etwas von einem Menschen

gehört haben. Ein weiterer Grund mag sein, daß bei allen höher entwickelten Lebewesen die Neigung ausgebildet ist, auf die Haut, das Fell, das Gefieder zu achten; wenn ein Tier krank oder von Parasiten befallen ist, ist das Fell bzw. Gefieder stumpf und nicht so glänzend. Auch dies mag unbewußt bei unserer Wertung der Kleidung eine Rolle spielen. Gleichwohl haben oftmals gerade große Menschen unserer Art keinen Wert auf Kleidung oder „Aufmachung“ gelegt, gerade deswegen, weil sie um ihre Leistung wußten. Ihnen war klar, daß man durch Kleidung etwas vortäuschen kann, was man gar nicht darstellt, so daß sie aus einer Abneigung gegen „Veräußerlichung“ ihre Kleidung zuweilen sogar vernachlässigt haben. Geringschätzung der Kleidung ist bei ihnen der Ausdruck eines gefestigten Selbstbewußtseins, das sich nicht viel schert um das Urteil der anderen; sie sind Persönlichkeiten, die in sich selber und im eigenen Wertbewußtsein ruhen. Dieses Wertbewußtsein kann kein anderer ihnen ersetzen.

Es versteht sich, daß solche Menschen ihre Kleidung auch nicht der Mode unterwerfen, sondern dem eigenen Geschmack oder der Bequemlichkeit beim Tragen. Es ist erschreckend, wieviel Geld – besonders von Frauen – ausgegeben wird, um der letzten Mode entsprechend gekleidet zu sein, nicht „unmodern“ zu erscheinen. Ob diese Mode dem jeweiligen Frauentyp entspricht oder nicht, ob es die Figur hervorhebt oder geradezu sackmäßig verhüllt, ob die Modefarbe zum Teint oder der Haarfarbe paßt oder nicht, das spielt überhaupt keine Rolle; Hauptsache man geht mit der Zeit. Die preußische Königin Luise ist – nicht nur was die Frage der Kleidung angeht – mit ihrem natürlichen, offenen und ungezwungenen Wesen ein Beispiel dafür, daß es auch anders geht. Genausowenig, wie wir uns ungeprüft dem Urteil eines anderen unterwerfen dürfen, sollten wir uns nach den Vorstellungen einiger Modezaren richten, sondern nach dem eigenen und sicheren Geschmack.

Schon das Havamal hat in der bereits zitierten Strophe gemahnt, sich seiner Kleidung nicht zu schämen: „Sauber und satt besuche das Thing, sei einfach auch dein Kleid; seiner Schuhe und Hosen schäme sich keiner, seines Hengstes auch nicht, selbst wenn er nichts taugt.“ Und Angelus Silesius nimmt diesen Gedanken auf: „Mensch, all's was außer dir, das gibt dir keinen Wert, das Kleid macht keinen Mann, der Sattel macht kein Pferd.“ Aus den genannten Gründen war es immer wieder erforderlich, vor der Täuschung, die durch die Kleidung hervorgerufen werden kann, zu warnen.

Schon Spervogel sagt:

„Legt sich ein reines Weib auch schlichte Kleider an,
sie kleidet ihre Tugend, wenn ich's verstehen kann,
daß sie gar wohl geblümet geht,
so wie die lichte Sonne steht
am hellen Tag mit ihrem Schein
lauter und reine.
Wieviel die Falsche Kleider trägt,
ihre Ehre ist doch kleine."

Allerdings weiß Spervogel auch:

„Was ich euch sage, das ist wahr:
Wer seinem Weib durch's ganze Jahr
kaufet feiner Kleider viel,
doch selber sich nichts kaufet,
da wächst leicht solche Hoffart draus,
daß sie ihm ein Stiefkind taufet."

Allgemein verbreitet ist die Auffassung, die Willibald von Gluck bekundet: „Nichts macht einen so schlechten Eindruck, als sich selbst zu loben." Aber dazu gehört als lustige Anmerkung das, was Salomon und Markolf schon im Mittelalter schrieben: „Wer böse Nachbarn hat, der lobe sich selber, das ist mein Rat."

Küre 6

Das Sittengesetz in uns gebietet Streben nach Gesundheit, Schönheit und Wohlgeratenheit an Leib und Seele, Pflege und Bejahung des Leibes und Freude an ihm.

Körper, Geist und Seele bilden eine Einheit. Kein Teil darf zugunsten eines anderen vernachlässigt werden. Wer die Seele über den Leib erhöht, der mißachtet einen Teil seiner Selbst. Wer nur den Geist schätzt, das Gemüt aber als unerheblich sieht, ist ebensowenig eine ganzheitliche Persönlichkeit und verliert sich in blutlosem Intellektualismus.

Wie in der Musik im Dreiklang kein Ton der alleinherrschende sein darf, sondern alle drei bei aller Sonderheit gleichwertig sind, so müssen auch Körper, Geist und Seele zur Harmonie zusammenklingen, weil wir nur da von einer Persönlichkeit sprechen können, wo keine der drei Wesensseiten die anderen überschattet. Unser Ideal ist der Mensch, der einen strahlenden Geist mit einem herrlichen Körper und einer großen Seele verbindet.

Christen haben immer wieder – weil nur die Seele in den Himmel fahren könne und man sich nur um geistliche Dinge kümmern möge, damit dies geschähe – ihren Körper, Vernunft und Verstand gering gewertet. Um dem Körper nicht zuviel Ehre anzutun, ja ihn geradezu abzutöten, haben sich viele Heilige überhaupt nicht gewaschen, so daß sie schließlich vor Schmutz starrten, und ihren Leib gegeißelt. Der heilige Benedikt hat sich nackt in ein Gestrüpp von Dornen und Brennesseln gestürzt und sich darin gewälzt, weil ihm ein holdes weibliches Wesen als Versuchung erschien. Der heilige Simeon der Stylite stand jahrelang immer nur auf einem Bein auf einem hohen Pfahl. Die heilige Rita wusch sich viele Jahre hindurch nicht mehr, bis ihre Leibwäsche verfault war, die Würmer auf ihrem Kopfe wuchsen und der ganze Körper von Schmutz und Wunden zerfressen war. Die heiligen Reklusen ließen sich so einmauern, daß sie nur eine kleine Öffnung zur Nahrungsaufnahme und zur Belehrung der staunenden Gläubigen frei hatten, und predigten solange von der Eitelkeit des irdischen Leibes, bis sie allmählich in ihrem eigenen Unrat umkamen. Der heilige Ignatius, der sich selbst wie viele andere Heilige mit Bußgürteln und Geißeln zermarterte, legt in seiner Schrift „Die geistlichen Übungen" dar, daß der menschliche Leib nichts anderes sei als eine eiternde Wunde, ein Geschwür, das nur lauter Gift atme. Stundenlang könnte man nach den frommen Büchern der Kirche von

den widerlichsten Selbstzerfleischungen, von den sinnlosesten Marterformen und Marterwerkzeugen zur Abtötung des Leibes, von den widernatürlichsten Kasteiungen und Bußübungen erzählen. Und diese Einstellung ist nicht finsteres Mittelalter, sondern die Angehörigen des in der katholischen Kirche immer mächtiger werdenden Ordens „Opus Dei" müssen noch heute täglich mehrere Stunden „Bußgürtel" mit scharfen Zacken zur Geißelung ihres Leibes tragen!

Die großen Seuchenzüge des Mittelalters wären ohne die Unreinheit, die mit dem Christentum in Germanien eingezogen war, gar nicht möglich gewesen. Die Seife ist eine germanische Erfindung, und Sonnabend war traditionell bei allen germanischen Völkern der Badetag, wo sie in den Waschzuber stiegen. Hier mögen auch Rassenunterschiede eine Rolle spielen; der schwedische Anthropologe Lundborg hat gefunden, daß nordische Menschen reinlicher sind als mediterrane. Was im Schloß Versailles der Brauch war, daß man sich hinter Vorhänge stellte, um sich zu „erleichtern" (was Bedienstete dann wegmachen durften), und den Körper bloß nicht mit Wasser, sondern nur mit Puder und Parfum in Verbindung brachte, war bei uns undenkbar.

Aber nicht nur Reinlichkeit ist der Gesundheit förderlich, sondern ebenso richtiges Essen. Wir sollten möglichst abwechslungsreich essen, so daß unser Säure-Basenhaushalt im Gleichgewicht ist. Säurebildend ist Getreide (bis auf Buchweizen), also Brot, ferner Fleisch, Zucker, Alkohol, Tee, Kaffee u. a. und Reis. Basisch sind Kartoffeln, Gemüse, Salat und Obst. Man sollte jeden Tag etwas Frischkost zu sich nehmen, also Lebensmittel, die nicht durch Erhitzen denaturiert worden sind, mindestens 1 Apfel und 1 Wurzel. Ferner sollten wir Aufputschmittel wie Kaffee oder schwarzen Tee nur in geringem Umfang oder gar nicht zu uns nehmen. Zu viel Alkohol schädigt die Leber, den Willen und den Verstand. Es versteht sich, daß wir Drogen und Rauschgift nicht nur ablehnen, sondern einen wirksamen Kampf des Staates dagegen wollen. Auch Nikotin schädigt ebenso wie Kaffee oder andere „Genußgifte" unsere Gesundheit; das Problem bei Nikotin ist – ebenso wie bei Alkohol –, daß Endorphine ausgeschüttet werden, und deswegen eine Gewöhnung daran entstehen kann. Das Beste ist, man fängt mit dem Rauchen erst gar nicht an.

Viele Krankheiten kommen aber auch, weil wir zu wenig Bewegung, zu wenig Licht und Luft (Sauerstoff) haben. Man hat ausgerechnet, daß unsere Vorfahren, als sie auf der Stufe des Rentierjägers waren, täglich etwa dreißig Kilometer gewandert sind. Als sie zum Ackerbau übergin-

gen, haben sie sich auch noch ausgiebig körperlich betätigt und sind an der frischen Luft gewesen, der Sonne, Wind und Wetter ausgesetzt. Im niederdeutschen Bauernhaus ist die Temperatur etwa 6 Grad höher als die Außentemperatur; eine hermetische Abschließung, wie wir sie in unseren modernen Häusern haben, gab es nicht. Mangel an Sauerstoff wie Mangel an Bewegung führen heute zu einer Reihe von Krankheiten. Als Ausgleich sollten wir häufiger zu Fuß gehen. Wir müssen nicht mit dem Auto zum Briefkasten fahren. Mehr gehen, weniger fahren! Früher war es üblich, daß die Eltern mit ihren Kindern am Sonntag zwei Stunden wanderten. Auch meine Eltern haben das mit mir noch gemacht, wobei wir Jungs das natürlich nicht „spannend“ fanden. Heute, wo es Playstation, Internet u. a. gibt, werden Kinder sicherlich noch schwieriger zum Spazierengehen heranzuholen sein. Aber wenn sie keinen Freiluftsport machen, dann sollte man auch heute noch so etwas tun, vielleicht mit einem gemeinsamen Fußballspiel auf einer Wiese als Abschluß. Die Jugendbewegung hat sich ganz Deutschland erwandert, bei jedem Wind und Wetter. Wer einen Schreibtischberuf hat, suche sich ein Steckenpferd, beispielsweise Freizeitgärtner, wo er körperlich gefordert wird.

Bei heutiger oftmals lediglich im Büro ausgeübter Tätigkeit sollten wir unseren Leib in Luft, Sonne und erfrischendem Wasser, bei Spiel und Sport, Tanz und Gymnastik in Zucht halten, weil so die männlichen und weiblichen Körper die ihnen angemessene Anspannung und Haltung bewahren. Wessen Leib der Träger seines Geistes ist, für den sind Leibesübungen eine schlichte, naturgewollte Selbstverständlichkeit. Anstrengungen zu vollbringen ist nicht mit orientalischer Leibesabtötung zu verwechseln. Der nordische Mensch will seinen Leib nicht abtöten, sondern vervollkommnen; er will ihn nicht der Leiblichkeit entkleiden, sondern ihn zu voller Entfaltung und Belebung der leiblichen Kräfte bringen.

Ein gutes Mittel, um gesund zu bleiben, ist, ein einfaches Leben zu führen. Auch die Gesetze des Lebens sind einfach. Vieles von dem, was in der modernen Zivilisation als Nervenkitzel für die Freizeit angeboten wird, steht zur Forderung unserer Gesunderhaltung im Gegensatz. Unser Volk warnt: „Gesundheit schätzt man erst, wenn man sie verloren hat“, und „Gesundheit ist leichter verloren als wieder gewonnen.“ Eine Abhärtung des Körpers durch kaltes Wasser, seine Forderung gelegentlich bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit ist durchaus sinnvoll; aber vor Übertreibungen hüte man sich. Der Fakir Asiens, der durch intensive Übungen seinen Körper nicht mehr spürt,

keine Schmerzen mehr empfindet und seinen Leib den unglaublichsten Martern aussetzen kann, ohne dabei etwas zu empfinden, ist für uns kein Vorbild. Der Schmerz hat eine sinnvolle Funktion, wie in Küre 11 des Artbekenntnisses ausgesprochen, und überall da, wo man den Leib und seine Bedürfnisse „besiegen" will, haben wir keine artgläubigen Vorstellungen. Wo der Leib seiner „irdischen Schwere entkleidet", wo er „vergeistigt" werden soll, wird dem Leib seine natürliche Aufgabe genommen, versucht man sich gegen die natürliche Ordnung aufzulehnen. Nicht Abtötung des Leibes, sondern seine Entfaltung und Entwicklung, Entwicklung seiner Fähigkeiten und Durchbildung seiner Kräfte sind uns Bedürfnis.

Nietzsches Forderung war: die große Gesundheit. Dieser Begriff sagt schon, daß hier Gesundheit umfassend genommen wird. Ein Körper, der dauernd geschädigt wird, sei es durch falsche Nahrung, Alkohol, Nikotin, Drogen oder nervliche Überreizung, wird auch zu seelischen und physischen „Durchhängern" führen, so wie umgekehrt Enttäuschungen und Mißerfolge auch zu „Frustessen", Alkohol oder Drogen führen. Ein Geist, der die Seele mit Schmutz und Unrat füttert, wird auch den Menschen im Innersten verderben, das Schöne ersticken, das Edle herabziehen und den Körper entweihen. Nicht nur den Körper haben wir zu pflegen, sondern auch unsere Seele. „Es ist unglaublich, wieviel Kraft die Seele dem Körper zu verleihen vermag." (Wilhelm von Humboldt). Als die Römer noch nordisch geprägt waren, hatten sie die Forderung: „Mens sana in corpore sano", d. h. ein gesunder Geist in einem gesunden Körper, oder – um die Seele mit einzubeziehen – ein gesunder Sinn in einem gesunden Körper. Das Innere und Äußere sollen sich entsprechen. Härtet Euren Körper ab, das hält auch Geist und Seele frisch und gesund! Gesundheit des Körpers, des Geistes und der Seele ist das höchste Gut für das ganze Leben. Es gibt das Sprichwort: „Gesundheit ist nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts". Das ist zwar etwas überspitzt ausgedrückt, weist aber in die richtige Richtung. „Wo keine körperliche Gesundheit und Kraft ist, da ist auch keine Energie des Geistes, kein Mut, keine erhabene Empfindung." (Fichte). Wie sehr die Überzeugung körperlicher Tüchtigkeit das eigene Mutgefühl fördert, ja den Angriffsgeist weckt, können wir beim körperlich durchtrainierten deutschen Heer des 2. Weltkrieges sehen, ferner an herausragenden Soldaten wie Hans-Ulrich Rudel.

Ein Mensch, der einen Gleichklang von Körper, Geist und Seele hat, den empfinden wir als schön. Solche Mädchen und auch noch manche

Frau, z. B. Luise von Preußen, wurden als „anmutig“ gepriesen. Anmut bedeutet natürliche, ebenmäßige, auf das Seelische ausstrahlende körperliche Schönheit. Verzerrung der natürlichen Schönheit durch unnatürliches Muskelathletentum, Schönheitsoperationen, widernatürliche Leibeskasteiungen, unweibliche Vermännlichung oder „reine Vergeistigung“ stehen im Gegensatz zu dieser Anmut. In weiblicher Sportübung und Gymnastik, am besten im Freien, formt sich die natürliche Schönheit, in frischen, fröhlichen Spielen und Tänzen strahlt die weibliche Anmut aus, belebt Feste und Feiern und bereichert jede Gemeinschaft. „Schöne Gestalt hat große Gewalt.“ (Altes Sprichwort). Anmut drückt die weibliche Harmonie geistiger und seelischer Kräfte, das Zusammenklingen von Verstand und Gemüt aus. Und wenn wir von der Anmut eines Mädchens oder einer Frau sprechen, dann ist gerade in diesem Wort auch die seelische Innigkeit zum Ausdruck gebracht. „Woher stammt Schönheit? Aus Glück, lautet die Antwort – aus Harmonie des Wesens – aus Gesundheit.“ (Stammler).

Harmonie wird von uns als angenehm oder sogar beglückend empfunden. Zunächst bei der harmonischen Abfolge von Tönen in der Musik, weiter im „goldenen Schnitt“ bei Bauwerken oder Skulpturen. „Schön ist, was an die Natur erinnert und also das Gefühl der unendlichen Lebensfülle anregt.“ (Schlegel). Wir Menschen haben den angeborenen Sinn für Harmonie, Ebenmaß, auch bei Gestalten, bei Bewegungen, bei der Frage, inwieweit einzelne Körperteile zu anderen passen. Unharmonische Abweichungen werden von uns unbewußt wahrgenommen; sie deuten auf Störungen hin, sei es krankhafte Veränderung, sei es Rassenmischung, und hatten deshalb bis in die Neuzeit, wo für Lebensuntüchtige der Staat hilfreich einspringt, die allergrößte Bedeutung bei der Gattenwahl. Solcher Gleichklang ist viel wichtiger als Reichtum, als soziale Stellung. Ererbte Gesundheit war früher überlebensnotwendig bei der Heranschaffung von Nahrung, Grundbedingung für persönliches Glück und für gesunde Kinder. Lieber arm und gesund sein, als reich und krank. „Besser ein gesunder Bauer als ein kranker Kaiser.“ (Volksmund). Die überragende Bedeutung der Gesundheit ist zwar durch Krankenkassen, Krankenhäuser, Pflegeheime u. a. gemindert worden, aber um den Preis, daß wir – wie schon Goethe prophezeite – bald eine Menschheit haben, wo die eine Hälfte die Krankenpfleger der anderen Hälfte ist. Denn so schrieb Goethe an Charlotte von Stein: „Auch muß ich selbst sagen, halt ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter werden wird.“ Friedrich

Ritter hat nachdrücklich und mit guten Belegen dargelegt, woher dies kommt: Jede Zivilisation führt dazu, daß durch Erfindungen einiger weniger die Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen von vielen verbessert werden, ihr Leben verlängert wird, Menschen, die sonst früh gestorben wären, sich fortpflanzen können und damit ihr Erbgut, was krankheitsanfällig und nicht so leistungsfähig ist, an Kinder weitergeben können.

Wenn wir von Gesundheit reden, so denken wir dabei nicht nur an uns selbst, sondern natürlich auch an unsere Kinder. Jede Mutter achtet darauf, ihre Kinder zu behüten, Gefahren fernzuhalten, sie mit genügend und gesunder Ernährung zu versehen. Wenige haben aber erkannt, daß alles dieses wenig nützt, wenn die Kinder krankheitsanfällig sind. Wer in eine erbkranke Familie hereinheiratet, hat – selbst wenn er selbst erbgesund ist – nicht die Gewähr, daß seine Kinder auch erbgesund sind; zu einem gewissen Prozentsatz werden sie krankheitsanfällig sein für die Krankheit, die in der Familie des Ehepartners verbreitet ist. Die mit der Artgemeinschaft-GGG vereinigten Nordungen haben schon vor dem Dritten Reich, wo dies Gesetz wurde, den Austausch von Erbgesundheitszeugnissen von Verlobten vor der Ehe bei ihren Mitgliedern zur Pflicht gemacht. „Mängel, die im Blute sitzen, kann man nicht vertreiben durch Schwitzen.“ (Volksmund).

„Die Ahnen schreiten mit
auf allen Deinen Wegen. –
Vergiß es nicht, o Mensch!
Du bist mit Fluch und Segen
beerbt aus alter Zeit
und gehst mit dieser Bürde
ein in die Ewigkeit. -

Du selbst bist Ahn und Enkel.
Drum laß dir weislich raten:
Belad dich nicht mit Schuld!
Aus allen Deinen Taten
baut sich das Erbe auf -
und wessen Gott Du opferst,
deß Stempel drückt sich drauf!“

Georg Nikolaus

Selbst wenn beide Ehepartner aus erbgesunden Familien kommen, können durch Strahlungen oder Drogen (bei LSD beispielsweise erwie-

sen) Erbschädigungen auftreten. Und in einem weiteren Falle gefährden wir die Gesundheit unserer Kinder: durch Rassenmischung. Rassen sind in vielen Jahrzehntausenden entstanden und einem bestimmten Lebensraum angepaßt; sie sind in sich harmonisch, so daß derjenige, der für Harmonie einen Blick hat, den rassereinen Menschen gleich welcher Rasse als schön empfindet. Durch Rassenmischung werden diese harmonischen Genkomplexe zerschlagen; das große Gesicht wird von der einen Rasse geerbt, die kleine Nase von der anderen Rasse, die Zähne von dieser Rasse, der Kiefer von jener Rasse, was dann nicht zueinander paßt. Aber auch die inneren Organe passen teilweise nicht zueinander, und im Tierversuch (Bastardisierung von Fischen) ist nachgewiesen, daß Rassenmischung zu erhöhter Krebshäufigkeit führt. Mischlinge zwischen nordischen Norwegern und Lappen hatten gehäuft Tuberkulose und Hüftgelenksluxationen zur Folge. Fehlstellungen bei Kiefern und Zähnen sind Folge von Rassenmischung, ebenso Gebärschwierigkeiten, wo das Becken der Frau der einen Rasse nicht zum Kopf des Kindes der anderen Rasse paßt. Bei weißen Kanadiern, die gemischte Augen hatten, wurde eine vielfach höhere Schizophreniehäufigkeit als bei rein blauäugigen oder rein braunäugigen Kanadiern gefunden. Gespaltener Körper – gespaltene Seele.

Wem die Gesundheit seiner Enkel am Herzen liegt, der achte mithin darauf, daß sich seine Kinder einen Partner suchen, der ihnen möglichst ähnelt.

Der germanische Mensch will sein Leben aus innerer Sauberkeit heraus gestalten. Bei manchen Menschen spürt man es beim ersten Zusammensein, bei anderen in jahrelanger Erfahrung, daß ihr ganzes Wesen von lauterer Sauberkeit erfüllt ist. So wie sie äußerlich sauber sind, haben sie auch eine lautere Gesinnung. Ein sauberes Äußeres, ein klares Auge, und Ehrlichkeit als Bestandteil der charakterlichen Sauberkeit. Wir müssen unseren Gefährten und Artgenossen stets klar ins Auge sehen können. Mit Unsauberkeit beschmutzt man immer nur sich selbst.

„Bedenke, daß ein Gott in deinem Leibe wohnt;
und vor Entweihung sei der Tempel stets verschont."

Friedrich Rückert

Gerhard Krüger sagt dazu: „Hütet das Geheimnis der schönsten Stunden, die zwei Menschen miteinander erleben können, in Euch! Schließt es ab gegen den Ton der Straße! Geht behutsam damit um, denn in diesen Stunden zwischen Mann und Weib könnt Ihr, wenn Ihr sie recht er-

lebt, einen Hauch der Unendlichkeit, des Ewigen, der göttlichen Schöpfungskraft in Euch selbst ahnen und spüren! Das sind dann Gottesstunden, in denen die ganze Innigkeit und doch stürmische Urkraft der Natur, zu der wir gliedhaft gehören, lebendig ist.

Laßt Euch das Geschlechtliche nicht verächtlich machen! Zieht es auch nicht selbst in Staub und Kot! Aber hütet Euch auch davor, Euch an diese Urkraft, die hemmungslos werden kann, zu verlieren! Hier gilt es, mehr noch als sonst, darum zu kämpfen, Herr über sich selbst zu sein, Zucht zu üben.

Ein Mädchen verliert seinen natürlichen Zauber, wenn es nur ein einziges Mal in diesem Kampf um die körperliche und auch innere Reinheit versagte. Der Glanz unberührten Mädchentums ist ein zarter Hauch, ist wie ein Schmelz, der allzu leicht getrübt oder gar zerstört werden kann."

Und er mahnt dann die Jungen, sie möchten an ihre Mutter denken, an ihre Schwestern denken, auf deren Ehre sich die Ehre der Familie aufbauen soll. „Wenn Ihr Euch dessen stets bewußt bleibt, werdet Ihr in diesen zartesten Fragen menschlicher Beziehungen auch immer recht handeln."

Er verweist darauf: „Nur wer das Göttliche auch im Leib erkennt und ehrt, kann geistig und seelisch sauber und rein sein." Aus genau diesem Grunde – weil sie nämlich den Leib nicht ehren – finden wir die Geilheit und Unzucht bei vielen Priestern. Diese geht dann einher mit geheuchelter und von manchen christlichen Schafen auch gelebter Prüderie, also einer Einstellung, wonach das Geschlechtliche etwas Minderwertiges sei: „Geschlechtliches Begehren ist absolut unmöglich ohne Schuld", betonte schon Papst Gregor der Große. Da alle Menschen – bis auf einige Sonderlinge – geschlechtliches Begehren empfinden, wurden dadurch fast alle Menschen durch die Kirche zu Sündern gemacht. Ihnen allen drohte also die von den Geistlichen erschreckend ausgemalte Hölle. Von ihren Ängsten und Selbstzweifeln konnten sie nur durch Geständnis (Beichte), Sühne (Erfüllung von kirchlichen Auflagen, Spenden, Ablaß) und Verzeihung (Absolution der Priester) wenigstens kurzzeitig – bis zu einer neuen „Sünde" – befreit werden. Dadurch verschaffte sich die Kirche Macht über die Herzen und den Geldbeutel der Gläubigen. Ein verlogeneres und wirksameres Herrschaftsinstrument hat es wohl nie in der Geschichte gegeben!

Wenn wir die Prüderie ablehnen, dann doch nicht die natürliche Scham. Wir legen keine falschen Maßstäbe an natürliche Beziehungen

an. Unser heidnisches Körpergefühl sagt uns, daß das Geschlechtsverhalten zwar dem Sittengesetz untersteht, aber schön, würdig, herrlich, bejahenswert und lebensfördernd ist. Dabei hat die Natur Unterschiede zwischen Mann und Frau gesetzt. Der Mann braucht nicht sehr wählerisch zu sein: er kann hunderte von Kindern zeugen. Mehr als 25 Kinder hat aber keine Frau bekommen, und gewöhnlich sind es noch weniger, so daß sie genau prüfen muß, wen sie als Erzeuger ihrer Kinder wählt. Zwar gibt es heute die Anti-Babypille, die eine unerwünschte Schwangerschaft verhüten kann. Diese Pille gibt es aber erst seit einigen Jahren, und in so kurzer Zeit kann sich nicht ein in Jahrhunderttausenden gewachsenes erbliches Verhalten ändern. Wir gewichten Menschen unterschiedlich, und auch heute noch werden Mädchen als „leichte Mädchen" eingestuft, die mit Zärtlichkeiten allzu freigebig sind. Solche achten dann auch nicht auf die Herkunft des Partners, wodurch dann – durch Unachtsamkeit oder Versagen der Verhütungsmittel – ungewollter Nachwuchs entstehen kann, oder durch Geschlechtskrankheiten Unfruchtbarkeit. Für uns jedenfalls ist Reinheit des Erbes sittliche Verpflichtung. Göttliches offenbart sich nur in ungebrochenen Seelen, und diese wachsen nur aus harmonischen Verbindungen.

„Glücklich, wem in erster Liebe
die Geliebte sich ergeben,
wem sie in der ganzen Fülle
gab das unberührte Leben.

Sicher wird sie ihn umschließen
in unwandelbarer Liebe,
und ein Stern ihm wird sie bleiben,
wird die Welt auch schwer und trübe.

Aber glücklicher sie selber,
die das seltne Glück errungen,
daß sie nie um Truggestalten
zärtlich ihren Arm geschlungen.

Die den frommen Kinderglauben
ihrer Liebe nicht zerstörte,
die zugleich schon dem Geliebten
und sich selber noch gehörte."

Theodor Storm

Wir bejahen den Leib und betrachten ihn nicht als „Gefäß der Sünde" wie das Christentum. In dem zu seinen Zeiten schon weitgehend entnor-

deten Rom wunderte sich Tacitus darüber, daß jugendliche Germanen beider Geschlechter nackt zusammen im Fluß badeten, ohne daß dies zu geschlechtlicher Aufreizung führte. Bei den aus dem Norden eingewanderten Spartanern wurden die Sportwettkämpfe der Jünglinge nackt ausgetragen, und die Mädchen durften zusehen und lernten so den Körper eines zukünftigen Ehebewerbers und seine Kraft und Geschicklichkeit einzuschätzen. Als das Christentum siegte, verbot es dergleichen sofort. Um den sogenannten Gefahren des Leibes zu begegnen, wurde vorgeschrieben, daß der Leib möglichst verhüllt werden muß. Das Gesicht durfte gerade noch offen gezeigt werden. Der katholische Jugendpatron, der hl. Aloysius, hat aber „vorbildhaft" nach seinen kirchlichen Biographen nicht einmal seiner eigenen Mutter ins Angesicht zu blicken gewagt, um in keine unkeusche Versuchung zu kommen. Vom übrigen Körper dürfen z. B. nach den Kleidervorschriften der Fuldaer Bischofskonferenz lediglich der Hals, die Arme unterhalb der Ellenbogen und die Beine unterhalb der Knie frei und unverhüllt gezeigt werden. Das Baden (mit Badeanzug) war nach kirchlichen Bestimmungen lediglich getrennt nach Geschlechtern erlaubt. Der Besuch von Familienbädern galt noch bis ins letzte Jahrhundert hinein als freiwilliges Aufsuchen schwerer sittlicher Gefahren und damit als schwere Sünde. In manchen katholischen Mädchenpensionaten war bis vor 70 Jahren sogar das Einzelbad in der in Kabinen abgeschlossenen Badewanne nur unter Bekleidung mit einem langen, bis an die Knöchel reichenden Hemd erlaubt. Die Mönche und Nonnen, die in ganz besonderer Weise „nach Vollkommenheit streben", tragen ihren Leib deshalb völlig vermummt und bis zum Hals und Gesicht sowie bis zu den Knöcheln eingewickelt in dicke Tücher, um für sich und die Mitmenschen keinen Anreiz zur „Unkeuschheit" zu bilden.

Da nach christlicher Auffassung der Körper zur Sünde aufreizt, mußte er verhüllt werden; bei den germanischen Völkern kam dann aber vor hundert Jahren mit zunehmendem Bedeutungsverlust des Christentums die Freikörperkultur auf. Man wollte den Körper ohne störende Kleidung Luft, Wind, Sonne und Wasser aussetzen. Wir sind für große innere und äußere Freiheit in den Ausdrucksformen gesunder Leiblichkeit und schönen Körpergefühls. Gegen Nacktbaden der Geschlechter, wie es in Schweden und Pommern lange Brauch war, oder sich im skandinavischen Saunaleben zeigt, ist deshalb nichts einzuwenden. Der nordische Mensch liebt den freien, gesunden, wohlgebauten Körper als Gefäß des Göttlichen. (Wer aber nicht wohlgebaut ist, sollte manchmal seine Formen besser verhüllen). Allerdings ist darauf zu verweisen, daß

der fälische Mensch wegen seiner größeren Vorsicht, seines tiefergelegten Persönlichkeitskernes (wie es Burghardt ausdrückt), wegen größerer Unzugänglichkeit und einer gewissen Verschlossenheit (wie Lenz sagt), wohl eher Schwierigkeiten beim Nacktbaden sieht.

Auch die bildliche Darstellung des nackten menschlichen Körpers, sofern er schön ist, wird durch uns nicht verurteilt. Auch hier ist aber ein Unterschied zu machen. Wer Aufnahmen aus den 30er Jahren sieht, die von unbekleideten Männern und Mädchen am Strand aufgenommen wurden, oder die betonte Körperdarstellung in Leni Riefenstahls Olympiafilm 3736, und diese vergleicht mit Nacktbildern heutiger Illustrierten, wo die Frauen sich bemühen, möglichst lasziv auszusehen, und die Geschlechtsmerkmale möglichst groß ins Bild gerückt werden müssen, der sieht, daß das Pendel von der christlichen Prüderie heute zu sehr zur anderen Seite ausgeschlagen ist.

Für uns jedenfalls haben wir den richtigen Standpunkt gefunden.

Wir wissen aus unserer Geschichte, daß manche brauchtümliche Handlungen unbekleidet vorgenommen werden mußten, um wirksam zu sein. Aus diesem Geist heraus haben Mädchen des Wandervogels zur Sonnenwende 3723 mit nacktem Tanz um das Feuer die Blocksbergsszene aus dem goetheschen „Faust“ aufgeführt. Männliche Mitglieder des Altwandervogels waren als Wache gebeten worden, und Dr. Kusserow schreibt, daß der Glanz der reinen Leiber unter dem Feuerschein des lodernden Holzhaufens in die Stämme der Kiefern strahlte.

„Das Gute des Lebens ist dieses: Das Traum- und Wunderland der Jugend, die Arbeit der Kraftzeit, der Feierabend des Alters. Gesundheit und Pflege der Gesundheit und Reinlichkeit des Leibes und der Seele. Genügende, reinliche Nahrung und Wohnung, Luft und Licht. Arbeit, die menschenwürdig und für den Arbeiter selbst und das Volk wertvoll ist. Genügend Ruhe und Freizeit. Zugang zur Natur und Kultur, den Allgemeingütern des Volkes.“ (Gustav Frenssen).

Die große Gesundheit. „Feuer ist das Beste dem Menschen, und der Sonne Schein; heile Knochen, wer sie behalten kann, und ein Leben schandenlos.“ (Havamal, wie eingangs schon erwähnt). Aber wer nicht gesund ist, für den hat das Sittengedicht auch gleich den Trost:

> „Ganz unglücklich ist niemand, ist er gleich nicht gesund:
> Einer erfreut sich an seinem Sohn,
> einer an Freunden, einer an vielem Gut,
> einer an tüchtiger Tat.“

Und die Schätzung des Leibes hörte bei unseren Vorfahren auch nicht mit dem Tode auf. Während Jesus zu einem Jünger, der seinen soeben gestorbenen Vater begraben wollte, sagte, er solle sofort mit ihm gehen: „Laß die Toten die Toten begraben", heißt es im Sigrdrifumal sogar für fremde Tote:

„Das rate ich dir gleichfalls, begrabe immer,
wen auf dem Felde du findst,
ob sie siechtot sind, ob sie seetot sind
oder waffentot auch.
Ein Bad soll man bieten dem Toten,
waschen Hände und Haupt,
ihn kämmen und trocknen, eh er kommt in den Sarg."

Den Orientalen gilt der Tote als unrein; im germanischen Bereich spricht man von „Totenpflege". Auch dies mithin konsequente Fortsetzung der im Tiefsten anderen Auffassung der Körperlichkeit.

Die Erziehung eines schönen, gesunden, gewandten und kräftigen Geschlechts ist das Ziel der Leibespflege. Die Erziehung eines guten und edlen Geschlechts wird gleichzeitig damit oft leichter erreicht als durch lange Moralpauken und aufdringliche Belehrungen.

Küre 7

Das Sittengesetz in uns gebietet Streben nach Wissen und Weisheit und nach Vorsorge aus Voraussicht, nicht ängstlich, doch besonnen, nach Überlegenheit aus Überlegung, Scharfsinn und Weitblick, wenn nötig Verschwiegenheit.

Es gibt Lebewesen, die schärfer sehen, schneller laufen, ausdauernder wandern und besser schwimmen können als wir, auch solche, die im Verhältnis zu ihrem Körpergewicht viel stärker sind. Das, was uns so erfolgreich im Lebenskampf gemacht hat, ist unser Verstand, unser Gehirn. Deswegen könnte jemand vielleicht der Auffassung sein, das „Streben nach Wissen und Weisheit" hätte überhaupt nicht erwähnt zu werden brauchen, da es allgemeinmenschliche Selbstverständlichkeit sei. So ist es aber nicht. Es gibt Rassen, bei denen sind andere Dinge viel wichtiger. Bei der mediterranen Rasse ist es sehr viel wichtiger, auf die anderen Menschen Eindruck zu machen, als sich fortzubilden. Man befindet sich immer auf der Bühne, wie der Rassenforscher Clauß treffend dargestellt hat, und da zählt die Darstellung, nicht das Wissen oder der innere Wert. (Dementsprechend vermerkte Orson Welles: „Italien besteht aus fünfzig Millionen Schauspielern. Die schlechtesten von ihnen stehen auf der Bühne."). Aber auch manche Religionen schätzen den Erwerb von Wissen und Weisheit nicht, weil diese nämlich den Priestern vorbehalten sein sollen; um deren Macht zu sichern, soll das gewöhnliche Volk möglichst wenig wissen. Es besteht ja auch die „Gefahr", die sich mit dem Fortschreiten der Wissenschaften ergeben könnte, daß bestimmte Dogmen der Religion als falsch von den Gläubigen erkannt werden. Die Christen haben deswegen – anders als der frühe Islam – von Anfang an eine gewalttätige Feindseligkeit gegen die Wissenschaft entfacht, Philosophen schon im Altertum umgebracht, die Bibliothek von Alexandria, die größte wissenschaftliche Bibliothek der Antike, angezündet. „Natur und Geist – so spricht man nicht zu Christen. Deshalb verbrennt man Atheisten, weil solche Reden höchst gefährlich sind." (Goethe). Die antike Welt wußte, daß die Erde eine Kugel ist, und der ungefähre Umfang war berechnet; das christliche Mittelalter dachte sich die Erde als Scheibe. Schon die Bibel preist die als selig, die „geistig arm" sind. Kirchenvater Augustinus, der auch von Luther begeistert verehrt wurde, erklärt: „Gott und die Seele begehre ich zu kennen, nichts sonst." Kirchenvater Origines ergänzt: „Klugheit, Wissenschaft, Gelehrsamkeit heißen bei uns Übel. Aber wer einfältig, wer unwissend, wer ein Kind, wer ein

Narr ist, der komme getrost zu uns!" Tertullian betont wie viele andere: „Seit Jesus bedürfen wir des Forschens nicht mehr ... Nichts außerhalb der Glaubensregeln wissen, heißt alle Wissenschaften besitzen." Wohingegen Nietzsche fordert: „Unverzagt, wo du stehst, grab tief hinein! Drunten ist die Quelle! Laß die dunklen Männer schrein: ‚Stets ist drunten – Hölle!'" Aber auch im Buddhismus geht es um „innere Erleuchtung", wozu Selbstversenkung helfen soll. Wissenschaftliche Studien nützen dazu nichts. Das germanische Heidentum dachte ausweislich des Havamal anders: „Wertere Last trägt auf dem Weg man nie als starken Verstand: er nützt Dir mehr in der Fremde als Gold; er ist der Hilflosen Hort."

Der Heide Friedrich der Große bekennt: „Wir verdanken den Wissenschaften die glücklichsten Augenblicke unseres Lebens. Wenn jede andere Freude vorübergeht, diese bleibt; sie ist die treue Gefährtin in jedem Alter und in jeder Lage." Und Johann Gottlieb Fichte sieht die Verbindung zur Religion: „Wahre wissenschaftliche Begeisterung geht entweder von Religion aus, oder sie führt zu derselben hin." Friedrich Nietzsche betont: „Wissend reinigt sich der Leib; mit Wissen versuchend erhöht er sich; dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe; dem Erhöhten wird die Seele fröhlich."

Faust ist oft als Urbild des Deutschen bezeichnet worden; er ist Symbol für menschlichen Wissensdurst; viele fälische Menschen sind faustische Menschen.

Um die Gläubigen bei der Stange zu halten, hat die katholische Kirche bereits vor etlichen Jahrhunderten einen Index aufgestellt, ein Verzeichnis verbotener Bücher, das bis heute gilt, und das die Bücher bezeichnet, die ein Katholik nicht lesen darf. Immerhin, alle paar hundert Jahre werden die Entscheidungen einmal überprüft, und seit einigen Jahren ist es nunmehr den Katholiken erlaubt, die Schriften von Keppler und Kopernikus zu lesen. Die Bundesrepublik erweist sich auch darin als fest in der abendländischen Tradition stehend, als hier Bücher verboten werden, zwischenzeitlich etliche Hundert und damit viel mehr, als 33 symbolisch – als die Volksbüchereien durchforstet wurden – verbrannt wurden; das, was aufgrund christdemokratischer Gesetze heute möglich ist, nämlich auf dem neudeutschen Index stehende Bücher einem Privatmann aus der Bibliothek zu holen – gegen Zahlung des ursprünglich aufgewandten Kaufpreises –, war im Dritten Reich, das nicht christlich geprägt war, aber undenkbar.

Für uns Artgläubige gibt es keine verbotenen Bücher. Ob es das „Kapital" von Karl Marx ist, der mittelalterliche „Hexenhammer", die Aus-

führungen des Jesuiten Loyola, die Bücher der „Frankfurter Schule“ (Horkheimer, Markuse, Ardorno, Reich u. a.), sie können – so gewünscht – gelesen werden. Gerhard Krüger betont: „Haltet Euren Blick stets in die Weite, nicht in die Enge gerichtet. Ein freier Geist muß stark genug sein, jede Anregung, von wo sie auch kommen mag, aufzugreifen und zu verarbeiten. Erst in der Auseinandersetzung, die uns zur letzten Klärung anspornt, im Streitgespräch und im ständigen Austausch der Erfahrungen erreichen wir die volle Höhe des uns Möglichen.“ Und er fährt fort: „Sicherlich braucht jeder Mensch, jedes Volk einmal Zeiten der Besinnung auf sich selbst, auf die in ihm ruhenden Kräfte, auf seine Eigenart. Jedoch das darf niemals zur Abkapselung oder Dogmatisierung, den beiden schlimmsten Feinden des Geistes, führen. Sollen wir uns etwa fürchten vor den geistigen Verführungskünsten anderer? Es gibt auch auf geistigem Gebiet eine lächerliche Bakterienangst. Wer stark und innerlich wirklich gefestigt ist, kann über solche Furcht lächeln. Wer sich isoliert von seiner geistigen Umwelt, bleibt stehen. Hinter chinesischen Mauern – gleichgültig welcher Art – gibt es keinen geistigen Fortschritt, deshalb müssen sie alle dermaleinst einstürzen. Wer ein Volk mit großer Überlieferung und Anlage geistig versklavt, muß und wird eines Tages zwangsläufig den gefährlichsten geistigen Sklavenaufstand hervorrufen.“ Im Internet-Zeitalter ist eine geistige chinesische Mauer unmöglich; und das ist gut so, weil – wie Dr. Krüger sehr richtig sagt – wir nur dann auf die Dauer bestehen können, wenn wir unsere Weltanschauung (wenn auch nicht ununterbrochen, und bei jedem kleinen Einwand) immer wieder einmal auf ihre Tragfähigkeit abklopfen müssen.

Nicht nur zur Verteidigung religiöser Dogmen werden Erkenntnisse unterdrückt. Dasselbe geschieht, um uns stolz machende Ereignisse unserer Geschichte zu nehmen. Von der Darstellung der Germanen als primitive Barbaren, denen aus dem Süden und dem Orient erst Kultur gebracht werden mußte, bis hin zur jüngsten Vergangenheit und Gegenwart wird gefälscht und unterdrückt. Die Gründe dafür hat George Orwell in „1984“ angesprochen: „Wer die Vergangenheit beherrscht, beherrscht die Zukunft, und wer die Gegenwart beherrscht, beherrscht die Vergangenheit.“

Und warum? „Die Vergangenheit ist das einzige Arsenal, wo wir das Rüstzeug finden, unsere Zukunft zu gestalten; wir erinnern uns nicht ohne Grund.“ (José Ortega y Gasset). „Alle Gegenwart ist eine große Tradition.“ (Johann Peter Eckermann). „Erzähle mir die Vergangen-

heit, und ich werde die Zukunft erkennen.“ (Konfuzius). Und deshalb ist für diejenigen, die ein Volk zugrunderichten wollen, folgendes wichtig: „Will man ein Volk vernichten, nimmt man ihm zuerst das Gedächtnis.“ (Reiner Kunze).

Denn: „Wer nichts weiß, muß alles glauben.“ (Marie von Ebner-Eschenbach). So geschieht es bei uns heute, wo Geschichtsunterricht sich weitgehend in der richtigen oder verfälschten Historie von deutschen (nicht etwa britischen beim Burenkrieg oder amerikanischen gegenüber den Indianern oder im 2. Weltkrieg) Konzentrationslagern erschöpft. Demgegenüber – mir insoweit aus der Seele sprechend, weil mein Großvater Dr. Hans Gummel Museumsdirektor war und u.a. eine in Armin Mohlers Buch über die konservative Revolution erwähnte Forschungsgeschichte von Deutschland geschrieben hat – betonte Goethe: „Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleibt im Dunkeln unerfahren, mag von Tag zu Tage leben.“

Deshalb sagt selbst Søren Kierkegaard: „Das Leben wird vorwärts gelebt, aber rückwärts verstanden.“ Und Karlheinz Deschner: „Wer prophezeien will, braucht nur zurückzuschauen.“

Wer sich sein eigenes Geschichts- und Weltbild erarbeitet, gerät allerdings schnell in die Minderheit. Schon im Mittelalter galt: „Weisheit steht einsam manchen Tag, der Torheit folgen viele nach.“ (Freidank). „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität“, sagte Goethe zu Eckermann am 12. Februar 1829 n. ü. Ztr., so daß bei ihm geradezu ein Mißtrauen dagegen besteht, mit der Mehrheit übereinzustimmen: „Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß“. Und er dichtete weiter: „Und war es endlich Dir gelungen, und bist Du vom Gefühl durchdrungen: Was fruchtbar ist, allein ist wahr; du prüfst das allgemeine Walten, es wird nach seiner Weise schalten, geselle dich zur kleinsten Schar.“

Goethe hat auch die Gründe dafür genannt: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Und ebenso betonte er gegenüber Friedrich von Müller am 17. Mai 1829 n. ü. Ztr.: „Die Menge, die Majorität, ist notwendig immer absurd und verkehrt, denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit.“

Deswegen fordert er: „Ursprünglich eignen Sinn laß dir nicht rauben! Woran die Menge glaubt, ist leicht zu glauben.“

Und ebenso sah es Friedrich Schiller: „Es wird der zahlreichere Teil der Menschen durch den Kampf mit der Not viel zu sehr ermüdet und angespannt, als daß er sich zu einem neuen und harten Kampf mit dem Irrtum aufraffen könnte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen. Und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft haben."

Und derselbe noch schärfer im „Demetrius": „Was ist die Mehrheit! Mehrheit ist der Unsinn; Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen. Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat? Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl? Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt, um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen. Man soll die Stimmen wägen, und nicht zählen; der Staat muß untergehn, früh oder spät, wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."

Deswegen nimmt Marie von Ebner-Eschenbach gegen ein vielverwendetes Sprichwort Stellung: „Der Gescheitere gibt nach! Ein unsterbliches Wort. Es begründet die Weltherrschaft der Dummheit." Dementsprechend hat Paul de Lagarde betont: „Wem es nicht ein Genuß ist, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen."

Ein deutsches Sprichwort sagt: „Die Dümmsten sind die Schlimmsten", und daß die Begabungen unterschiedlich verteilt sind, weiß schon die Edda: „Wie Körner im Sand, klein an Verstand, ist kleiner Seelen Sinn; denn nicht gleichbegabt sind alle Menschen, zwei Hälften hat die Welt."

Man glaube aber nicht, die Dummheit sei nur in der breiten Masse vertreten. Viel schlimmer – weil von den Instinkten losgelöst – sind halbgebildete „Spiegel"- und „Zeit"-Leser, für die die Definition im Großen Brockhaus (Band V, 1954 n. ü. Ztr., S. 703) kennzeichnend ist: „Intellektueller, ein Mensch, der seinem Verstande nicht gewachsen ist." Richard W. Eichler nennt den Grund: „Die Unbildung zahlloser Vielwisser ist leicht erklärt: Was sie nicht wirklich anrührt, können sie zwar speichern, aber sich nicht aneignen."

Der norwegische Anthropologe Bryn schreibt der nordischen Rasse eine große Wißbegier zu; sie sei dabei allerdings nicht so ausdauernd wie die fälische Rasse. Besonders der fälische Mensch neigt zur Grübelei, wie Professor Lenz bemerkt, als Ausfluß seiner Tiefe und Innerlichkeit.

Nordischer wie fälischer Mensch zeigen aber auch da Mut, so wie es Gustav Frenssen sagt: „Immer auf die Wahrheit und Wirklichkeit los, immer dicht heran, und wenn sie ein Gesicht hat wie des Teufels Großmutter.“ Zeiten des politischen Niederbruchs eines Volkes sollten Zeiten der Besinnung auf das eigene Wesen, der geistigen Befreiung, des Suchens nach neuen Wegen sein. Dabei muß man aber nicht nur die Kraft haben, die natürliche Ordnung und ihre Gesetze zu erkennen, sondern auch den Mut, die persönlichen Folgerungen und die Folgen aus ihr, aus der Geschichte, zu tragen. „Ich lerne vom Leben, ich lerne, solange ich lebe, ich lerne noch heute.“ (Otto von Bismarck im hohen Alter).

Allerdings darf Weisheit nicht mit Klugheit verwechselt werden. Friedrich Schiller nimmt Weisheit und Klugheit geradezu als Gegensätze:

> „Willst du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen,
> wag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
> Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
> jenes nicht, wo dereinst landet dein mutiger Flug.“

Ähnlich meint Marie von Ebner-Eschenbach: „Der Weise ist selten klug“, und fast wortgleich Friedrich von Bodenstedt: „Der weise Mann ist selten klug, und der kluge selten weise.“ – „Klugheit tötet Weisheit; das ist eine der wenigen zugleich traurigen wie wahren Tatsachen.“ (Gilbert Keith Chesterton).

Klugheit hat für den nordischen Menschen oftmals den Beigeschmack der Feigheit, so wie Marie von Ebner-Eschenbach sagt: „Es gibt Fälle, in denen vernünftig sein, feig sein heißt.“ Carl von Clausewitz sagt dementsprechend: „Die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, ist das Verderblichste, was Furcht und Angst einflößen können.“ Friedrich Hölderlin mahnt: „Opfere dein Gewissen nie der Klugheit.“ Und Friedrich der Große betont: „Klugheit ist geeignet, zu bewahren, allein die Kühnheit versteht zu erwerben.“

Doch Vorsicht ist nicht Feigheit. Das Havamal: „Auf seinen Verstand versteife man sich nicht, Acht habe man immer; wer klug und wortkarg zum Wirte kommt, schadet sich selten: Denn festeren Freund als kluge Vorsicht mag der Mann nicht haben.“ Und weiter: „Der nur weiß, der weithin zieht und viele Fahrten tat, was im Inneren jeder andere hegt, wenn sich seine Weisheit bewährt.“ Vorsicht ist besser als Nachsicht. „Von seinen Waffen gehe weg der Mann keinen Fuß auf dem Feld, denn er weiß nicht genau, wann des Speers er draußen bedarf.“ Nachts bleibt

man den Loddfafnir-Sprüchen besser im Hause: „Steh' nachts nicht auf, mußt du nicht aus auf Kundschaft, oder den Abort aufsuchen."

So wie im Umgang mit Menschen Vorsicht nach dem Havamal angebracht ist, so Vorsorge allgemein. Loddfafnir wird geraten: „Auf Fels und Föhrde, wenn du fahren willst, nimm Mundkost reichlich mit." Und weiter: „Der Nacht freut sich, wer des Vorrats gewiß ist." In den Eiszeiten konnten unsere Vorfahren nur überleben, wenn sie Vorrat für den Winter sowohl an Nahrung wie an Feuerholz reichlich hatten, und wer das nicht hatte, ging zugrunde; Beispiele finden wir im Havamal, daß man Holzvorrat für den Winter und Schindeln fürs Dach als reichlichen Vorrat hinlegen solle. „Vorsorge verhütet Nachsorge", weiß auch unser Volk. Nicht nur Privatpersonen haben Vorsorge zu tragen; Helmuth von Moltke sagt zurecht: „Je besser unsere Streitmacht zu Wasser und zu Lande organisiert ist, je vollständiger ausgerüstet, je bereiter für den Krieg, um so eher dürfen wir hoffen, den Frieden zu bewahren oder aber den unvermeidlichen Kampf mit Ehren und Erfolg zu bestehen."

Rat kann bei Entscheidungen oftmals nützlich sein: „Dein Ohr leih jedem, wenigen deine Stimme, nimm Rat von allen, aber spar dein Urteil." (William Shakespeare). Deutsche Lebensphilosophie sagt ähnlich: „Anwälte und Ärzte erteilen nur Rat, wenn sie gefragt werden. Nimm Dir ein Beispiel daran!" Besonders Frauen wollen, wenn sie einem Mann Probleme erzählen, im Regelfall keinen Rat, sondern nur jemanden, dem sie ihr Herz ausschütten können und der ihnen verständnisvoll zuhört. Wer stattdessen sich unterfängt, ihnen Ratschläge zu geben, kommt meist übel an. Dabei soll man den Loddfafnir-Sprüchen der Edda zufolge nicht den Rat der Alten verschmähen: „Des grauen Sprechers spotte niemals: gut ist oft Greisenwort", aber auch: „Worte wechseln sollst Du wahrlich nicht mit törichtem Tropf." Hebbel sagt dasselbe: „Man soll nie mit jemandem disputieren, der sich nicht auf gleichem Niveau befindet. Wie kann man mit einem Menschen fechten, dem man das Fechten selbst erst beibringen, ja das Schwert erst schmieden soll!" Wer schwierige Fragen zu entscheiden hat, sollte sich von denjenigen, die ihn beraten, die verschiedenen Standpunkte schriftlich darlegen lassen, weil dies alle Beteiligten zum letzten Durchfeilen und Durchdenken zwingt. In Rede und Gegenrede gilt es anschließend, die Kraft der eigenen Überzeugung zu beweisen und unter den gegeneinander stehenden Vorschlägen das Richtige auszuwählen. „Der Alten Rat, der Jungen Tat macht Krummes grad." (Volksmund). Das Havamal gibt zu Bedenken: „Glücklich ist, wer sein ganzes Leben Achtung und Einsicht hat; denn schlecht ist der

Rat, den aus des andern Brust man häufig erhält." Und ebenso mahnen die Loddfafnir-Sprüche: „Üblem Mann sollst du niemals anvertrauen deine Not. Denn von schlechtem Mann wird dir schwerlich je Gutes vergolten werden." Deshalb empfiehlt Goethe: „Höret den Rat verständiger Freunde, das hilft euch am besten!" Aber vergessen wir auch nicht das Sprichwort: „Ein Löffel voll Tat ist besser als ein Scheffel voll Rat."

Wenn die Entscheidung getroffen ist, gilt es, sie zielstrebig umzusetzen. Allzu leichte Beeinflußbarkeit, Unentschiedenheit und Wankelmut sind gefährliche Laster. Aber: Zielklarheit und Anpassung an die jeweiligen schicksalhaften oder geschichtlichen Gegebenheiten sind keineswegs Gegensätze, wie Gerhard Krüger zurecht sagt. Friedrich der Große: „Der schlimmste Weg, den man wählen kann, ist der, keinen zu wählen."

Wissen alleine macht's auch nicht. Johann Wolfgang von Goethe: „Es ist nicht genug, zu wissen, man muß es auch anwenden; es ist nicht genug, zu wollen, man muß es auch tun." Und dementsprechend im Faust: „Am Anfang war die Tat." Das Sprichwort weiß: „Drei Dinge machen einen guten Meister: Wissen, Können und Wollen."

Und da können Bücher manchmal sogar eine Gefahr sein: „Wer sich beständig, ausschlußweise mit Büchern beschäftigt, ist für das praktische Leben schon halb verloren." (Johann Gottfried Seume). Bücher können insoweit verführen, wobei den Grund dafür Börries Frhr. von Münchhausen aufgezeigt hat: „Bücher sind bessere Freunde als Menschen, denn sie reden nur, wenn wir es wollen, und schweigen, wenn wir anderes vorhaben. Sie geben immer und fordern nie. Sie sind die ewig Geduldigen, die Jahre und Jahrzehnte warten können, ohne daß ihre Gedanken bitter, ihre Gefühle kühl werden. Sie altern nicht, sie sind nicht launisch, sie haben immer Zeit für uns, wenn wir zu ihnen kommen."

Lieber weniger Wissen als Mangel an Tatkraft. Heinrich von Kleist: „Wissen kann unmöglich das Höchste sein. Handeln ist besser als Wissen." Karl Freiherr von und zum Stein gibt zu Bedenken: „In großen Situationen entscheidet der Charakter mehr als Geist und Wissen." Auch ein Gebildeter wie Johann Gottfried von Herder warnt vor einer Überschätzung des bloßen Wissens: „Auf Charakter kommt es bei unserer Existenz am meisten an, nicht auf vermehrte Kenntnisse und Wissenschaften. Diese sind feiner geschliffene Werkzeuge, mit denen viel Gutes, aber auch viel Unnützes und Schädliches geschehen kann; es kommt auf die Hand an, die sie führt." Charakter ist zum Handeln gefragt, und Charakter ist teils ererbt, teils durch Erziehung und andere Umwelteinflüsse vermittelt.

Helmuth von Moltke: „Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. Das bloße Wissen hebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Soldatenstand hat unsere Schlachten gewonnen.“ Und Friedrich Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe ergänzt: „Die Erziehung der Jugend ist vor allem eine Frage des Vorbildes. Die Jugend braucht Ideale! Es kommt nicht darauf an, ihr ein Höchstmaß an Wissen zu vermitteln, sondern sie zu gesundem, natürlichem Denken und Handeln zu erziehen. Sie muß vor allem lernen, aus der Gesetzmäßigkeit der Natur und ihrer ethischen Bedeutung die Richtlinien für das eigene und das Leben des Volkes abzulesen.“ Es gibt ein Zuviel-Wissen und Zuviel-Grübeln, dann nämlich, wenn aus dem Wissen gefolgert wird, wie oft Pläne fehlgeschlagen sind, und wie viele Einzelheiten zu bedenken wären, bevor man zum Handeln kommen könne. „Mit dem Wissen wächst der Zweifel.“ (Goethe). Das Havamal weiß schon: „Unweiser Mann durchwacht die Nächte, und sorgt um alle Sachen; matt ist er, wenn der Morgen kommt; der Jammer währt, wie er war.“ Deshalb Schiller: „Wer gar zu viel denkt, wird wenig leisten.“

Nicht aus theoretischen Erwägungen und prinzipiellen Erörterungen gewinnt der Mensch letzte Sicherheit seines Wollens, seiner Weltanschauung, sondern nur in der Erprobung des konkreten Lebens wird menschliches Denken und Handeln zu jener inneren Helligkeit erhoben, die letzte Reife des Wissens und der Einsicht bedeutet. Zur Lebensbewältigung gilt sicherlich das Wort von Francis Bacon „Wissen ist Macht“, aber es gilt auch Peter Roseggers Einwand:

„Wissen ist Macht –
wie schief doch gedacht.
Wissen ist wenig –
Können ist König.“

„Wissen ist gut, doch Können ist besser.“ (Emanuel Geibel). Und Bettina von Arnim betont: „Echte Bildung geht hervor aus der Übung der Kräfte, die in uns liegen.“

Beides, Verstand und Gefühl, müssen zusammenspielen, wenn sich der Erfolg einstellen soll. Friedrich Hölderlin: „Und was du tust, tue es nie in der Hitze. Überdenke kalt! Und führe mit Feuer aus!“ Nicht allein die Schärfe des Verstandes, sondern die Größe der Seele, die Kraft des Herzens unterscheidet den freien Geist vom Spießer, den Tatmenschen

vom Spintisierer. „Ein Herz, glühend von großer Leidenschaft, ein Hirn, kalt und klar, die Machtverhältnisse besonnen erwägend – das ist die Stimmung der Seele, die dem Patrioten geziemt in einer Nation, die um ihr Dasein ringt.“ (Treitschke).

Johann Wolfgang von Goethe verweist auf einen ganz wichtigen Umstand: „Wer handelt, darf nicht zweifeln, er muß vom Glauben an seine Zwecke, seine Ideale erfüllt und getrieben sein.“ Die Bedeutung des Glaubens stellt auch Novalis heraus: „Wissenschaft ist nur die eine Hälfte, Glauben ist die andere.“ Aus eigener Erfahrung bekennt Graf Zeppelin, gegen dessen „utopische Luftschiffe“ viele Einwendungen gebracht worden waren: „Man muß nur wollen, man muß daran glauben, dann wird es gelingen.“ Ernst Jünger ergänzt: „Nur der Glaube hat alles Mächtige geschaffen, was je entstand.“Ernst Moritz Arndt weiß: „Wo das große Herz waltet, da ist Glück; wo das kleine Herz waltet, da ist Unglück. Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie; wen nach großen Taten gelüstet, der geht gewiß in kleinlichen Sorgen und Dingen nicht unter.“

Damit ist angesprochen, daß wir uns von Sorgen nicht wieder drücken lassen sollen. Ein alter Spruch sagt: „Die Sorgen sind wie Gespenster: wer sich nicht vor ihnen fürchtet, dem können sie nichts anhaben.“ Und Goethe beschwichtigt: „Laß nur die Sorge sein, das gibt sich alles schon; und fällt der Himmel ein, kommt doch eine Lerche davon.“ Das Schlimmste an den Sorgen sind nicht die Probleme, sondern die Lähmung, die von der Fixierung auf die Not ausgeht. Da weiß unser Volk Rat: „Wenn’s trüb hergeht, nicht trostlos sein; auf Regen folget Sonnenschein!“ Und Friedrich Rückert fordert auf: „Schlägt Dir die Hoffnung fehl, nie fehle Dir das Hoffen! Ein Tor ist zugetan, doch tausend sind noch offen.“

Wenn wir den Glauben im eigentlichen Sinne, also die Gesamtheit der religiösen und ethischen Vorstellungen eines Menschen, betrachten, gilt auch hier, daß Glaube und Tat Hand in Hand gehen müssen, wie der Volksmund sagt: „Ein Glaube ohne Tat ist ein Feld ohne Saat.“ Dabei ist der Inhalt des Glaubens von größter Bedeutung, und Friedrich Rückert schildert: „Des Menschen Glaube prägt in seinem Tun sich aus, formt seine Züg’ und blickt ihm zu dem Aug’ heraus. Sein Glaub’ ist es, der ihn aufrichtet oder bückt, zum Himmel ihn erhebt, zum Boden niederdrückt.“

Der vielleicht größte Unterschied zwischen nordischen und fälischen Menschen betrifft die Schweigsamkeit. Der fälische Mensch ist ruhig und schweigsam; das spricht jene Geschichte an, die in einer fälischen Ecke

unseres Vaterlandes erzählt wird: Die beiden Freunde Peer und Sönke gehen an einen Deich und setzen sich, Pfeife rauchend, nebeneinander auf eine Bank. Nach 1 1/2 Stunden sagt Peer zu Sönke: „Schöner Sonnenuntergang heute." Darauf sagt Sönke: „Hmmm." Mehr wird nicht gesagt, bis sie nach weiteren 1 1/2 Stunden nach Hause gehen. Als Sönke von seiner Frau gefragt wird, wie es war, meint Sönke abfällig: „Peer war geschwätzig." Diesen Witz ersann sicherlich ein nordischer Zeitgenosse, denn die Nordischen sind beweglich, wendiger, spielerischer, redelustiger und redebegabter. Dabei bleibt dann aber auch nicht aus, daß die Worte nicht so gut abgewogen sind, daß auch einmal Unsinn erzählt wird, daß man sich an irgendetwas, was man früher gesagt hat, nicht mehr erinnert, und dann bei fälischen Dorfgenossen als unzuverlässig gilt, weil man sich bei dem vielen Gerede nun mal nicht alles gemerkt hat. „Schweigen können zeugt von Kraft, schweigen wollen von Nachsicht, schweigen müssen vom Geist der Zeit." (Karl Julius Weber). Und so auch das Volk: „Reden ist Silber, schweigen ist Gold", sowie: „Rede wenig, rede wahr; zehre wenig, zahle bar."

Größter Hochachtung erfreuen sich im Germanentum die Männer, die nicht nur gut und mitreißend reden konnten, sondern ihren Worten dann auch die entsprechenden Taten folgen ließen. Frühestes geschichtliches Beispiel hierfür ist Armin, der Befreier Germaniens, von dem die römischen Geschichtsschreiber nicht nur seinen persönlichen Mut im Kampf und seine strategisch kluge Schlachtplanung hervorheben, sondern auch seine Rednergabe, mit der es ihm gelang, nicht nur die Angehörigen seines Stammes, sondern auch von Nachbarstämmen zum Aufstand zu begeistern. Ein Wort sagt: „Eine gute Anrede ans Heer ist eine halbgewonnene Schlacht." Aber nicht viel weniger geachtet wurden bei uns Männer wie Helmuth von Moltke, der „der große Schweiger" genannt wurde; er sagte wenig, aber wenn er etwas sagte, hatte das Hand und Fuß, traf den Nagel auf den Kopf. „Wo Worte selten, haben sie Gewicht." (William Shakespeare).

Dementsprechend finden wir schon in der Edda eine Reihe von Ermahnungen, die aus nordischem bzw. fälischem Denken geprägt sind. Bei den Odinsbeispielen heißt es über das Verhalten eines Gastgebers: „Fröhlich sei der Mann und freundlich zum Gast, nach geselliger Sitte, besonnen und gesprächig; so erscheint er verständig, und erlangt dann das Gute. Erztölpel heißt, wer zu allem schweigt, das ist des Unklugen Art." Und gleich anschließend in Anspielung auf den Erwerb des Dichtermetes, den Odin durch Betörung von Suttungs Tochter Gunnlöd er-

warb: „Zum alten Riesen zog ich, nun bin ich zurück. Nichts verschaffte mir Schweigen dort: viele Worte sprach ich mir zum Vorteil in Suttungs Saal. Gunnlöd schenkte mir auf goldnem Sessel einen Trunk des teuren Mets." Und ähnlich heißt es im Sittengedicht: „Fragen und sagen der Fähige soll, der gescheit erscheinen will" und weiter: „Erfahren heißt, wer fragen kann und antworten auch: nicht länger gelingts den Leuten, zu verbergen, welches Sinnes sie sind."

Gerade weil es so ist, wird der nicht Verständige gewarnt: „Der Unweise meint alles zu wissen, wenn er im Winkel weilt; er weiß nicht, was er erwidern soll, wird er von anderen befragt." Oder auch: „Mancher dünkt sich klug, wenn ihn keiner befragt, und er sicher im Trocknen sitzt." Und deshalb erfolgt gleich anschließend im Havamal der Ratschlag: „Der Unweise, der zu andern kommt, schweigt am besten still. Niemand merkt, daß er nichts versteht, wenn die Zunge er zügeln kann. Viel schwatzt der Mann, der nicht schweigen kann, unverantwortlich aus; rasche Zunge, die man im Zaum nicht hält, spricht sich oft Unheil an." Und auch ein alter deutscher Spruch sagt: „Verschlossener Mund und offene Augen haben noch niemand geschadet."

Deswegen rät das Havamal: „Verstand braucht, wer weithin zieht; daheim hat man Nachsicht. Augenzwinkern der Unkluge weckt, der bei Besonnenen sitzt."

So ähnlich heißt es in der mittelalterlichen „Vridankes Bescheidenheit": „Wer viel redet, wohl ihm dann, weiß nur, was er sprach, der Mann." Und weiter: „Wer nicht weise reden kann, der schweig' und heiß' ein weiser Mann." Ähnlich Hugo von Trimberg: „Wer reden und auch schweigen kann zur Zeit, der ist ein weiser Mann." Denn: „Zuviel reden und zuviel schweigen, das ist allen Narren eigen." (alter Spruch). Ebenso Friedrich von Bodenstedt: „Zwei Dinge sind schädlich für jeden, der die Stufen des Glücks will ersteigen: Schweigen wenn Zeit ist, zu reden, und reden, wenn Zeit ist zu schweigen." Wobei Kaiser Heinrich VI. anmerkt: „Wer die Kunst, zu schweigen, nicht versteht, der weiß auch nicht, zur rechten Zeit zu reden." Als „Kunst" sieht das Schweigen schon ein alter plattdeutscher Spruch: „Swygen, dat is kunst, claffen, dat brynget ungunst." Allerdings weiß das Volk auch: „Auf gute Anrede folgt guter Bescheid."

Marie von Ebner-Eschenbach vermerkt: „Die Wortkargen imponieren immer. Man glaubt schwer, daß jemand kein anderes Geheimnis zu bewahren hat als das seiner Unbedeutenheit." Und genauso sieht es Grillparzer: „Wer Förderliches nicht vermag zu sagen, tut klüger,

schweigt er völlig." Aber ihr Verhalten ist auch der Versammlung von Nutzen; Gottfried Keller bemerkte zurecht: „Am allgemeinen mitzudenken ist immer nötig, mitzuschwatzen aber nicht." Und Georg Stammler ermahnt: „Nicht zu allem reden! Es wird soviel geschwatzt. Zeige du still, wer du bist; wenn du Worte brauchst, so laß sie nur den Vorhof sein zu Taten." Ebenso Ludwig Uhland: „Laß' deine Taten sein wie deine Worte, und deine Worte wie dein Herz!" Und deshalb mahnt Erich Ludendorff: „Das Wort allein, auch das gute und tapfere, bleibt immer ein leicht verfliegender Schall. Seinen Wert verleiht ihm erst, der danach lebt und handelt." So sieht es auch Emanuel Geibel:

„Was du gründlich verstehst, das mache!
Was du gründlich erfuhrst, das sprich!
Bist du Meister im eignen Fache,
schmäht kein Schweigen im fremden dich.
Das Reden von allem magst du gönnen
denen, die selbst nichts machen können."

Schopenhauer warnt: „Jedes überflüssige Wort wirkt seinem Zwecke gerade entgegen." Wenger meint: „Wenn die Wahrheit dein Leben durchleuchtet, brauchst du nicht von ihr zu reden." So meint Sturm: „Sprich' nicht wortreich, viel! Rede knapp und hart! Schweige, oder befiel! Das ist Mannes Art." Das Volk weiß: „Laß die Zunge nicht schneller als die Gedanken sein." So wie schon Freidank wußte: „Mit Klugheit sprechen – groß Geschick! Gesprochen Wort kehrt nicht zurück."

Wer viel redet, gerät in den Geruch, mit seinen Reden sein Nichthandeln verbergen zu wollen; wir haben es oft genug an Politikern gesehen. Richard Wagner klagte schon: „Wir sprechen zu viel, aber wir sehen zu wenig."

Es ist auch ein Fehler, anzunehmen, daß man alles sagen müsse, was man vielleicht sagen könne. „Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagest!" (Matthias Claudius). Wir sollen auch keinen anderen – außer einen Feind – zum Reden zwingen. Liselotte von der Pfalz sagt dazu richtig: „Die Kunst zu heucheln verstehe ich nicht, aber ich kann schweigen. Also wenn man nicht will, daß ich sagen soll, was ich denke, so ist es nicht nötig, mich sprechen zu machen."

Verschwiegenheit meint, Geheimnisse zu bewahren. Das Havamal weiß: „Umsichtig und verschwiegen sei jeder und im Zutraun zögerlich. Worte, die andern anvertraut wurden, büßt man oft bitter. Einer wisse es, nicht sonst noch jemand; der Bezirk weiß, was drei wissen." (Genauso

noch unser heutiges Sprichwort: „Was dreie wissen, wissen hundert.“). Und weiter: „Bedachtsam und verschwiegen und schlachtkühn sei eines Königs Kind.“ Ein deutscher Spruch sagt, warum dies so wichtig sei: „Verschweige, was Du tun willst, so kommt Dir niemand dazwischen.“

Wie steht es mit dem „Ehrenwort“? An sich kann man von jedem von uns verlangen, daß er ein ihm anvertrautes Geheimnis – wenn derjenige, der es ihm mitteilt, möchte, daß es ein Geheimnis bleibt – auch bewahrt, ohne daß eine besondere Zusicherung nötig wäre. Mancher ist sich aber vielleicht der Bedeutung des Geheimnisses nicht bewußt. In einem solchen Fall kann ich den anderen durch die Abnahme des Ehrenwortes besonders stark binden und ihn dadurch auf die Wichtigkeit der Mitteilung aufmerksam machen. Da er dann seine Ehre verpfändet hat, wäre er ein Schuft, wenn er dann sein Ehrenwort bräche. „Was drei wissen, weiß die ganze Welt“ sagt der Volksmund, wie es schon die Edda weiß, und wollte damit sagen, daß Dinge, die unter dem „Siegel der Verschwiegenheit“ anvertraut wurden, oftmals eben dann doch hinsichtlich der Geheimhaltung nicht so ernst genommen wurden, wie sie hätten ernst genommen werden müssen. Da mag ein Ehrenwort ein zusätzlicher Schutz sein, weil es denjenigen, der es bricht, aus der Gemeinschaft ausschließt.

Eigene Geheimnisse sowie fremde, einem anvertraute Geheimnisse zu bewahren, ist selbstverständlich. Fremde Geheimnisse sind nicht nur zu hüten, wenn sie einem von einem Freund anvertraut wurden. In der Not pflegt der Mensch unserer Art aber oft auch sein eigenes Inneres vor anderen zu bewahren, was früher „Keuschheit der Seele“ genannt wurde. Zuweilen würde durch eine Aussprache eine Linderung der Not erreicht. Andererseits: Es scheinen sehr viele sich um ihren Kopf geredet zu haben, denn das Havamal bemüht sogar die Runen: „Was wirst du finden, befragst du die Runen, die hochheiligen, die die Götter schufen, und die Fimbulthul färbte: Am besten tut, wer schweigt.“ So führte Siegfrieds Reden zu seiner Ermordung durch Hagen im Nibelungenlied, indem er Kriemhild das Geheimnis der Erringung Gunthers Frau Brünhild durch ihn verriet, was Kriemhild dann im Streit der beiden Frauen, wer in die Kirche zuerst gehen dürfe, einsetzte, und sich dadurch den Haß Brünhilds zuzog. Frauen können – wohl einfach deswegen, weil sie (durchschnittlich) mehr, öfter und schneller als Männer reden, Geheimnisse schwerer bewahren, weshalb ein alter Reimspruch sagt: „Wer etwas will verschwiegen habn, der darf es keinem Weibe sagn.“

Auch bei Kindern merken wir, daß oft die Klügsten und Aufmerksamsten schweigen, beobachten, erwägen, abwarten und sich zurückhal-

ten, um ein ruhiges, eigenes Urteil zu gewinnen. Zurückhaltung, das Abstandhalten und Scham, sich selbst bloßzustellen, sind besonders fälische Eigenarten. Die Lehrer wollen aber – sei es, weil sie das im Unterricht entlastet, sei es, weil zwischenzeitlich weniger germanische Menschen in den Schulen sind und deswegen südländisches, unverbindliches Geschwätz die Norm geworden ist – lieber Kinder, die „sich beteiligen", auch wenn die Beiträge nicht in die Tiefe gehen. Ein Italiener oder Südfranzose, der ein Bild erläutern soll, wird eine umfangreiche Geschichte dazu erzählen. In romanischen Romanen werden Gefühlsäußerungen breit ausgewalzt und angesprochen. Die isländische Saga enthält kaum Dialoge; sie hat mit wortkargen Menschen zu tun. Durch kleine Andeutungen, einfache Redewendungen werden immense Seelenwelten beschrieben. Was in Seele und Denken des anderen vorgeht, wird deutlich, und zwar so gut, daß wir uns besser in die handelnden Personen hineinversetzen können, als wenn eine seitenlange zergliedernde Seelenkunde oder ellenlange Ergüsse, wo das innerste Seelenleben nach außen gekehrt wird, gebracht würden. Hamsun, Löns, sie hatten diese Wortkargheit, die an vornehme und berechtigte Scham grenzt. Wortreichtum, Ausgesponnenheit von Worten, Gedanken und Szenen, Gefühlsergüsse sind Ausdruck einer andersrassigen und fremden Seelenverfassung. Die Überbewertung des Mündlichen dürfte auch durch die Lehrer der 68er Studenten-Generation in die Schule getragen worden sein; für sie ist „Diskussion" ja das Zauberwort, alles muß zerquatscht werden, zerredet werden, und mit Breittreten von Gemeinplätzen, dem Hinwerfen unverstandener Fremdwörter (permanent, progressiv usw.) sollen dann Sachfragen geklärt werden. Mit Rücksicht darauf wird dem Mündlichen zwischenzeitlich auf den allgemeinbildenden Schulen ein Anteil von 70 % (nur 30 % für die Klassenarbeiten) eingeräumt. Damit ist einerseits der Willkür des Lehrers Tür und Tor geöffnet, weil nachprüfbare Vergleichsmöglichkeiten, wie sie bei Arbeiten vorliegen, nicht gegeben sind; andererseits führt dies zu einer erheblichen Benachteiligung fälischer Menschen oder Menschen mit einem starken fälischen Einschlag. Manche Menschenarten haben den Glauben, damit wäre schon etwas getan, daß man redet (am besten mit Händen und Füßen), während andere meinen, daß sich der Charakter durch Ruhe, Reife, Beobachten und Innenschau formt. Besonders mediterrane Menschen wollen sich in den Vordergrund drängen, selbst wenn sie an sich nicht über die Befähigung verfügen, vorne zu stehen, wohingegen andere, selbstkritischere, im Hintergrund bleiben. Solange die Notengebung nicht verändert wird, begünstigt sie einseitig nichtgermanische Kinder. Wegen der Bedeutung der

Abiturnoten für die Studienmöglichkeiten beeinträchtigt dies nachhaltig die Chancen für die künftige Berufswahl von fälischen Menschen.

Abschließend sollen noch einige ergänzende Bemerkungen zu Vorsicht und Besonnenheit gemacht werden. Dies sind mehr fälische als nordische Tugenden. Ich habe auf Heuslers Wort hingewiesen, daß die Tollkühnheit manche Schlacht bei den Germanen verloren hat, aber gleichwohl am Helden geliebt wurde. Bei den Befreiungskämpfen Armins, die der Vernichtungsschlacht gegen Varus folgten, wurde eine beispielsweise dadurch verloren, daß Armins Onkel die in einem Lager verschanzten Römer, die (zur Täuschung) laut jammerten und klagten, sofort im befestigten Lager angreifen wollte, und gegen Armins Rat folgten seinem Ruf „Mir nach" fast alle germanischen Krieger; als sie am Besteigen des Lagerwalls waren, machten die Römer aus zwei Toren Ausfälle und faßten die total Überraschten vernichtend im Rücken. Voraussicht hatte Armin, der die Tricks der Römer kannte und sich hervorragend auf ihre Kriegführung eingestellt hatte. Voraussicht bedeutet, sich zu überlegen, was auf eine beabsichtigte Handlung und Tat höchstwahrscheinlich als Wirkung erfolgen werde. Daraus folgt Besonnenheit. Mit erheblichen Schwierigkeiten gelang es Bismarck, seinen Kaiser zu einem maßvollen Frieden mit Österreich 3666 sowie zum Verzicht eines triumphalen Einmarsches des preußischen Heeres in Wien zu bringen. Er sah voraus, daß eine solche Demütigung Österreich zum langjährigen Feind Preußens und einer deutschen Einigung machen würde, die aber schon Frankreich auf jeden Fall verhindern wollte. Deswegen mußte Österreich neutral gestellt werden. Diese Voraussicht hatte auch der fälische Moltke, der forderte: „Eine weise Politik bemißt ihre Ziele nicht nach dem Begehrenswerten, sondern nach dem Notwendigen." Beide konnten Maß halten, was andere Große, besonders nordische Große, nicht konnten. Beispielhaft soll nur der nach einer vorhandenen Büste und Beschreibungen (blond, blauäugig) rein nordische Alexander der Große erwähnt werden. Mit seinen Mazedoniern und den anderen Griechen marschierte er von einer gewonnen Schlacht zur anderen, schlug ein Reich nach dem anderen, zwang seine Soldaten, um das Riesenreich zu einigen, einheimische Frauen zu heiraten, und zog über 6 000 km nach Indien herein und herum. Als er siegreich zurückkehrte, machte er Susa zu seiner Residenz und erlag dort einem Fieber. Durch Überdehnung des Reiches und Rassenvermischung brach sein Reich rasch zusammen.

Dieselbe Maßlosigkeit – gleichwohl von seinem Volk geliebt und verehrt – finden wir beim schwedischen König Karl XII. Er führte 3500 n. St. den nordischen Krieg gegen Dänemark, August den Starken (der

nicht nur Sachsen, sondern auch Polen beherrschte) und Peter den Großen, besiegte die Russen 3500, erzwang in Polen 3504 die Wahl eines neuen Königs und drang in Kursachsen ein. Bei Poltawa wurde er 3509 durch Peter den Großen geschlagen, konnte aber in die Türkei fliehen. 3514 kam er zurück und starb durch einen Schuß von hinten im Kampf um die norwegische Festung Frederikshall. Was wollte er in der Ukraine, 3 500 km von Stockholm entfernt? Die Schweden kümmerte es nicht, auch nicht die hohen Verluste, die sein Zug gekostet hat; es ist sein Wagemut, der sie auch heute immer noch bezaubert.

Englands Weltreich hat zwar länger gehalten als das von Alexander dem Großen, ist aber auch durch Verbrauchen der besten Kräfte in den Kolonien und einer Überdehnung zugrunde gegangen, wobei auch hier die Rassenmischung als Folge der Kolonialzeit im Mutterland die übelsten Folgen für die Zukunft haben wird.

Die USA lassen sich dies nicht zur Warnung dienen, sondern wollen weltweit herrschen, und werden – weil weniger klug als die Briten – sehr rasch kollabieren. Und all die Italienzüge der deutschen Kaiser, geblendet vom Begriff „Heiliges römisches Reich deutscher Nation"... Italien gehört geopolitisch zum Mittelmeer, war durch Deutschland auf die Dauer nicht zu beherrschen, lenkte auch ab von den Lebensfragen, die wir in Mitteleuropa zu lösen hatten. Beherrschen konnte es nur der, der dort auch dauernd lebte, wie Friedrich der II. mit seinem glanzvollen Hofstaat in Palermo, der eine weise und gerechte Herrschaft durch Schaffung guter Gesetze einführte. Haben es die Italiener gedankt? Der letzte Staufer, Konradin, starb auf Geheiß des Papstes als blonder Jüngling in Italien auf dem Schafott.

Das jetzt angestrebte „Europa vom Atlantik bis zum Ural, vom Nordkap bis nach Jerusalem" ist ebenso Wahngebilde, das Kräfte verschwendet und in die Irre gehen läßt, weil man kein Gefühl für Maß und Grenze mehr hat, weil die Besonnenheit fehlt. „Der Süden aber ist der Tod. Höret, höret die Mahnung", sagt Ernst Bertram, ein Dichter unserer Art.

Auch mal etwas Unvernünftiges zu machen, auch mal zu den Sternen zu greifen, das steckt aber tief in uns. Das „In-die-Ferne-Schweifen", ohne Maß und Ziel, das unerhörte Wagnis, der grenzenlose Einsatz für eine erhoffte oder ersehnte Vision – diese Anlage in vielen von uns (und es sind nicht die Schlechtesten) birgt die große Gefahr des Untergangs, des Unglücks, der Tragik. Das ist ein nordischer Wesenszug, der uns viel Blut gekostet hat, und der uns vielleicht auch noch viel kosten wird in der Zukunft.

Aus unserem Wesen verbannen können wir diesen Zug nicht. Wie weit sollen wir aber diese Neigung zurückzudrängen versuchen?

Dazu stellen wir einmal die Gegenfrage: Was wäre die Welt ohne diesen Zug des Nordmenschen über alle Grenzen, seinen Griff nach den Sternen? Was wäre ein Leben in bloßer Nüchternheit, nur den Tageszwecken dienend, wert, wenn nicht auch das große Wagnis in ihm enthalten wäre? Was wäre das Dasein ohne Dichtung, Musik, Heldentum, Träumen, Sinnen und Entwerfen? Wo würden die großen Erfinder und Entdecker bleiben, die Livingston, Stanley, Nansen, Edison, Robert Koch, Heyerdahl, Amundsen, Scott, die Kopernikus, Galilei, Bruno und Keppler, die großen Künstler und Schriftsteller Schiller, Bach, van Gogh, Kleist und Hebbel, die großen Soldaten Yorck, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Ziethen, Wittmann, Peiper, Panzermeyer, Rudel, Prien, Hartmann und so viele andere, nicht zu vergessen die Spinner und Eigenbrödler, die Ulenspegel und Don Quichotte, alle Gestalten und Verkörperungen unseres Wesens, alle aus unserer Art stammend. Wie sähe unser Geistesleben aus ohne Homer, Platon, Dante, Cervantes und Goethe, ohne Shakespeare, Svinborne, Stevenson, Dickens, Morgan, Hamsun und Ipsen, Eggers und Bangert?

Sie alle überschritten die Grenzen, so wie es Wernher von Braun ganz bildlich tat. Wie könnten wir sie, Helden und Staatsmänner, Entdecker und Erfinder, Grübler und Tüftler, Dichter und Denker, Musiker und Maler jemals entbehren?

Paul Ernst stellt fest: „Jeder bedeutende Mensch geht notwendig über die Schranken hinweg, denn die Schranken sind eben für die Bedürfnisse der großen Menge berechnet, d. h. für die Unbedeutenden." Und Schiller sagt dann paradox, was sich als Aufsatzthema eignet: „Wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern." Anne Germaine de Stael sagt von den Deutschen, weil sie sich als Französin besonders mit ihnen als Nachbarn befaßt hat, was aber für alle Germanen gilt: „Die Deutschen bilden gleichsam den Vortrab der Armee des menschlichen Geistes, sie schlagen neue Wege ein, versuchen unbekannte Mittel..."

De Vries verweist darauf, daß beim Germanen, der oftmals so kontrolliert und sachlich ist, manchmal ein „lechzendes Verlangen nach etwas, das außerhalb der Grenzen des Alltäglichen" liege, durchbricht, da er die Wirklichkeit einem Traumbild zuliebe verlassen kann, den Wohlstand, den lange Jahre der Arbeit ihm erbrachten, er beim Würfelspiel auf einen Wurf setzt. Es ist verwandt mit dem Trieb, der zu Ent-

deckungsfahrten führte, dem Streben nach Welten, die an der anderen Seite des Horizonts liegen. Auch die Wanderlust germanischer Stämme ist zum Teil daraus zu erklären; die Kimbern hätten sich in Gallien auf fruchtbarem Boden niederlassen können, wollten aber weiter südlich – vielleicht gab es ja doch noch besseren Boden irgendwo. Der Durst nach dem Unbekannten ist der Sauerteig des germanischen Geistes, schreibt de Vries. Ein unbeugsamer, stiller Arbeiter ist der Germane, treu seinem Boden und seiner Familie, mit seinen alten Überlieferungen verwachsen, mißtrauisch gegen alles, was auf einen Bruch seiner Gewohnheiten abzielt. Doch plötzlich zweifelt er an dem Glück, das er in den Händen hält, treibt es ihn hinaus, ein merkwürdigeres, ein größeres Glück zu suchen. So kommen die Irrfahrer und Grübler zustande. Der Spleen der Engländer wie der Weltschmerz der Deutschen sind späte Nachfahren dieses Geistes. Im tiefsten Kern – so de Vries – sei der germanische Geist romantisch. Der romantische Trieb führt den Menschen bis zu den äußersten Grenzen der Wirklichkeit, teils in Abwegigkeiten, teils in unentdecktes Neuland mit Epoche schaffenden Folgen. Dann nämlich, wenn sich die geträumten Utopien und Visionen mit der angeborenen Sachlichkeit glücklich verbinden.

Auch Dr. Kusserow hat die Frage nach dem Maß einmal anders angerissen und weitergefragt, ob man dann, wenn man das Geniale, das Über-das-Normale-Hinausgehende nicht missen wolle, dann auch seine gefährlichen Seiten in Kauf nehmen müsse. Solche Menschen könnten nicht mit den Maßstäben des Nutzens und der Nützlichkeit gemessen werden; sonst würden wir uns am Letzten, das wir haben, an dem göttlichen Funken in uns, der in unserer Art in der ihr gemessenen Weise zum Ausdruck komme, vergreifen. Menschenwerke der Genialen sind oftmals gefährlich, aber auch fruchtbar, anregend und großartig.

Was folgt daraus? Zunächst einmal, daß es immer nur einzelne sind, die befähigt sind, die Grenzen zu übersteigen. Alle anderen, die keine überschäumenden Kräfte samt Fähigkeiten haben, sollen ihre Kräfte zusammenhalten und sich erreichbare Ziele setzen. Ein Graf Luckner riß wegen Schulschwierigkeiten von zu Hause aus, ging als Schiffsjunge auf ein Segelschiff, segelte als Kapitän eines Hilfskreuzern im ersten Weltkrieg unter der schwarz-weiß-roten und der Piratenflagge gegen Engländer und meisterte sein Leben; und das unterscheidet ihn von vielen anderen „Ausreißern“ oder „Abbrechern“, denen die Ausbildung in einem Beruf oder in einem Handwerk zu mühselig ist, die aber immer was neues anfangen, bis sie schließlich in der absoluten Gammelei, der Ver-

wahrlosung und dem Verkommen enden. Das ist praktisch eine Umkehrung des Genialen; während der bedeutende Mensch sich um seines in ihm steckenden Wertes willen und der Berufung zum Werk wegen, die er fühlt, quält und müht, wirft der Gammler das Werk, die Arbeit, den Beruf um seiner Eigensucht und Faulheit willen hin. Denn alle Genies hatten einen Charakterzug: Zusammenfassung aller Kräfte auf ein Ziel, und sei dieses Ziel von der Allgemeinheit auch noch so sehr belächelt oder als abwegig eingestuft. Sicherlich – viele der Gescheiterten sind vergessen, aber ohne die, die in ihren Taten überlebten, wäre die Welt sehr viel ärmer.

Und den anderen müssen wir sagen, in welcher Richtung sie die Grenzen durchstoßen sollen. Und wir müssen ihnen sagen, daß es die großen Wagemutigen gegeben hat, aber auch die Großen, die „mit der Kunst des Möglichen" (Bismarck) dauerhafte Reiche geschaffen haben. Und Bismarck war es auch, der sagte: „Man darf seine Maßregel niemals nach dem Maßstab dessen treffen, was man vielleicht erreichen kann, sondern nur danach, was man erreichen muß." Eine solche Lehre ist für manchen zu nüchtern, solche Lehre begeistert oftmals nicht; solche Lehre hat aber Erfolg, jedenfalls auf dem Gebiet der Politik, und da hat sie ihre eigentliche Berechtigung. Erfinder, Entdecker, Künstler – sie müssen sich verausgaben und dabei oftmals verschwenden. Aber auch Staatsmänner haben zuweilen unerreichbar Scheinendes erreicht und können uns ein Vorbild sein. „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt." (Goethe).

„Wenn Menschenherzen brechen und Menschenseelen verzweifeln, dann blicken aus dem Dämmerlicht der Vergangenheit die großen Überwinder von Not und Sorge, von Schmach und Elend, von geistiger Unfreiheit und körperlichem Zwange auf sie hernieder und reichen den verzagenden Sterblichen ihre ewigen Hände!

Wehe dem Volke, das sich schämt, sie zu erfassen!"

Deshalb fordert Nietzsche zurecht: „Die Aufgabe des Gebildeten ist: wahrhaftig zu sein und sich wirklich in ein Verhältnis zu allem Großen zu setzen. Bildung ist das Leben im Sinne großer Geister mit dem Zweck großer Ziele."

Küre 8

Das Sittengesetz in uns gebietet selbstverantwortliche Steigerung unserer Kraft, Macht zu wollen und sich ihrer mit Bedacht zu bedienen.

Diese Küre ist Nietzsches Frucht. „Ich lehre das Nein zu allem, das schwach macht, was erschöpft. Ich lehre das Ja zu allem, was stärkt, was Kraft aufspeichert, was das Gefühl der Kraft rechtfertigt." So lautet seine Lehre. Kräfte lassen sich nicht mitteilen, sondern nur wecken, wie Ludwig Büchner betont. Heinrich Anacker weckt sie: „Was du beginnst, vollbringe ganz. Die Halbheit ist das Böse. Es winkt dem Starken nur der Kranz, dem Starken nur ein Morgenglanz, der ihn aus Nacht und dunklem Schacht ins helle Licht erlöse!

Frag nicht, was du an Kraft drangibst, frag nach dem Werk alleine! Nur, wenn du es verzehrend liebst und keine Tat auf morgen schiebst, erhebt es sich einst königlich in makelloser Reine!"

Dementsprechend heißt ein deutscher Sinnspruch: „Beginne nicht mit einem großen Vorsatz, sondern mit einer kleinen Tat." Vorbilder können bei manchem dazu hilfreich sein, wenngleich Goethe mit seiner Wendung einen falschen Absolutheitsanspruch stellt: „Ein jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet."

Marie von Ebner-Eschenbach sagt zurecht: „Wenn es einen Glauben gibt, der Berge versetzen kann, so ist der Glaube an die eigene Kraft." Da junge Menschen gewöhnlich größere körperliche Kraft haben als ältere, ist dieses Kraftgefühl, der Glaube an die eigene Kraft, besonders bei ihnen groß. Das macht sie bereit, Aufbruch zu wagen. Dazu hilft jugendliche Begeisterung, die sich allerdings hüten muß vor jenen, die nur in ihren Worten groß sind. Gerhard Krüger gibt seinen Söhnen mit auf den Weg: „Schöpferische Leistung kann nur vollbringen, wer sich die Unschuld der Begeisterung, die Unschuld zur Tat bewahrt hat. Erhaltet euch jene jugendliche Reinheit der Gesinnung, die euch nicht jedem Mitmenschen mit Mißtrauen oder mit der Verschlagenheit des Geschäftstüchtigen entgegentreten läßt. Kraft zu gläubiger Hingabe und Vertrauen, zu höchstem Einsatz ist Wesensmerkmal echter Jugend. Das Leben erzieht früh genug zur Skepsis, zu allzu vorsichtig nüchternem Abwägen.

Wer trotz schwerster Schicksalskämpfe und -prüfungen sich nicht vom Leben täuschen läßt, sondern die ursprüngliche Kraft und die Fähigkeit

zu auflodherndem Einsatzwillen in sich trägt, der wird nicht vergreisen. Nur solche Fähigkeit vermag Glück und Leid, Jugend und Reife, Gläubigkeit und Lebenserfahrung zur schönsten Einheit zu verbinden."

Und ebenso sieht es Heinrich Anacker in seinem mitreißenden Gedicht: „Jungsein":

„Jungsein
heißt tatengewillt und voll Schwung sein,
trotzen den engen, den ängstlichen Gleisen,
die uns von Halbheit zu Halbheit weisen...
Lieber den Malstein der Grenze zerschlagen,
lieber das Leben, das schäumende wagen,
Kämpfe und Stürme, die wild uns umwehn,
lachend bestehn!

Jungsein
heißt glühend bereit zum Sprung sein.
Was uns scheidet von Müden und Alten,
sind nicht die Krücken, sind nicht die Falten:
ewiges Licht hellt die Runen der Jahre,
ewiger Lenz blüht um silberne Haare,
wenn nur gleich göttlichen Falken der Geist
sonnenwärts kreist."

Aus dem Kraftgefühl heraus verachtet die Jugend auch die Lüge: „Wo die Schwäche ist, ist auch die Lüge; der Weg des Starken ist gerade." (Jean Paul).

Und so, wie jeder Jüngling seine eigene Kraft erproben will, und sich damit durchsetzen will und muß, so ist dies bei den Völkern. „Nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal der Nation. Nur durch Opfer und harte Arbeit sind wir überhaupt erst wieder eine Nation geworden." (Helmuth von Moltke). „In der ganzen Lebensgeschichte eines Volks ist sein heiligster Augenblick, wo es aus seiner Ohnmacht erwacht, aus dem Scheintode auflebt, sich seiner zum erstenmal selbst bewußt wird, an seine heiligen Rechte denkt und an die ewige Pflicht, sie zu behaupten." (Friedrich Ludwig Jahn).

Das Christentum scheint eine andere Grundlage zu haben, indem die Mächtigen im Neuen Testament geschmäht werden. Aber Nietzsche hat nachgewiesen, daß diese Verleumdung der Macht nur eine besonders geschickte Art der Schwachen war, um darüber die Starken zu beherrschen. Die Priester wußten, daß sie mit dem Schwert sich nicht durchset-

zen konnten; deshalb erklärten sie, es sei ihnen verboten, eine Waffe zu tragen, ließen sich gleichzeitig aber durch die Gesetze stärker schützen als Adlige. Im Kampf oder bei Turnieren hätten sie sich lächerlich gemacht; deshalb erklärten sie es als gottgefällig, nicht kämpfen zu dürfen, und zogen sich Frauenkleider an. Die Herrschaft übten sie dann anders aus: Über die Beichte erfuhren sie die Geheimnisse ihrer Gläubigen, hatten sich die Macht zugeteilt, sie von „Sünden" lossprechen zu können, wenn bestimmte Bußübungen durchgeführt worden seien, oder durch „Ablaß" die „Sünden" von ihnen zu nehmen, konnten sogar Kaiser und Könige zum Kniefall durch die Auferlegung des Kirchenbannes zwingen, so daß der Papst als Versinnbildlichung seiner Macht sich sogar eine dreifach gestufte Krone aufsetzte, wohingegen selbst ein Kaiser nur eine einfache Krone trug. Nietzsche entlarvte diese versteckte Art der Priester, ihre Herrschaft auszuüben, und prangerte die Verlogenheit dieser Spezies Mensch an. Um als Schwache besser herrschen zu können, haben sie ständig versucht, den Starken den Glauben an die eigene Kraft zu nehmen („All euer Tun ist eitel und nichtig, ihr seid schwache Menschen..."). Aber nicht nur im Christentum gab es den Versuch der Priesterherrschaft; in anderen Kulturkreisen entwickelte sich vergleichbares, z. B. beim Baal-Kult des Orients oder dem Vorrang der keltischen Druiden gegenüber dem König.

Nur die Germanen haben es nicht zu einer Priesterherrschaft kommen lassen, wenngleich auch hier eine vergleichbare Entwicklung von den Priestern vorangetrieben wurde: die angelsächsischen Priester durften auch keine Waffe tragen, trugen Frauenkleidern verwandte lange Gewänder und ritten auf einer Stute.

Gegen verlogene Priesterheuchelei vertreten wir unsere Meinung offen. Wir stehen dazu, daß wir die Macht wollen. Macht an sich ist nicht „böse"; es kommt darauf an, wofür sie eingesetzt wird. Ohne Macht können wir unsere Vorstellungen nicht verwirklichen, die aber zur Gesundung unseres Volkes und unserer Art verwirklicht werden müssen.

Wir wollen eine Steigerung unserer Kraft. „Es kommt bei der Entwicklung nicht so sehr darauf an, wo man steht, sondern darauf, in welcher Richtung man sich bewegt." (Fridtjof Nansen). Wir können steigen oder sinken, wie es Goethe so großartig in Verse gefaßt hat: „Nutze deine jungen Tage, lerne zeitig klüger sein; auf des Glückes großer Waage steht die Zunge selten ein. Du mußt steigen oder sinken, du mußt herrschen und gewinnen oder dienen und verlieren, leiden oder triumphieren, Amboß oder Hammer sein." So auch Gerhard Schumann:

„Laß, was sterben muß, sinken und modern, was Kraft hat, was Licht hat, will steigen und lodern." Ebenso meint Emanuel Geibel: „Um keinen Preis gestehe du der Mittelmäßigkeit was zu! Hast du dich erst mit ihr vertragen, so wird dir's bald bei ihr behagen, bis du zuletzt, du weißt nicht wie, geworden bist so flach wie sie." Der Auffassung ist auch Marie von Ebner-Eschenbach: „Es hat noch niemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte." Allerdings kann das auch zu Schwierigkeiten führen, wie Heinrich Pestalozzi sagt: „Kraftvolle Menschen lieben, was ihre Kraft anstrengt. Aber alle Schwächlinge lieben es nicht, solche Männer in ihrer Mitte zu haben."

Friedrich Hebbel fordert aus demselben Geist wie Ebner-Eschenbach: „Die größte Torheit ist's, gebeugt ins Leben einzutreten. Das Leben ist dem Widerstrebenden geweiht; wir sollen uns aufrichten, so hoch wir können, und solange, bis wir anstoßen." Schiller ermuntert: „Nichts ist zu hoch, wonach der Starke nicht Befugnis hat, die Leiter anzusetzen."

Natürlich droht das Scheitern. „Wer nach den Sternen greift, hat keine Sprossenleiter, die ihn gesichert bis ans Ziel führt", sagt Gerhard Krüger, und er fährt fort: „Je höher das Ziel, um so seltener wird es erreicht, um so größer ist die Gefahr für den Strebenden, vom Grat in die Tiefe des Abgrundes zu stürzen. Soll man aber deshalb das Ziel aufgeben? Den Angriff auf die höchsten Höhen nicht wagen?" und weiter meint er, daß das die ausgeglichensten Menschen seien, die sich an die Grenzen der eigenen Kraft halten. „Wer aber wollte leugnen, daß viele Höchstleistungen ihre Entstehung zwar nicht der Maßlosigkeit, aber dem Willen verdanken, über die Grenzen hinaus zu stoßen! Ist nicht jeder schöpferische Zeugungsakt ein Überfließen unserer Kraft über die eigenen Grenzen? – Der deutsche Mensch trägt, wie seine Geschichte erweist, zwei Anlagen der Entwicklung in sich: In die Weite nach den Sternen greifen und oft dabei jauchzend in den Tod zu stürzen oder aus der Kraft und Gebundenheit in Art und Landschaft, die ihn prägten, zu handeln, ein bewußt beschränktes Ziel anzusteuern und auch zu erreichen. Euch ist durch das Schicksal persönlich und für die Nation wohl der zweite Weg der bewußten Beschränkung vorgeschrieben. Seid dessen eingedenk! Trotzdem aber rufe ich Euch zu: Wenn das Gesetz in Euch es fordert, dann strebt dennoch nach den Sternen, greift nach dem Höchsten, der heimlichen Krone des Reiches trotz aller Gefahr! Man muß als Einzelner und als Volk, wenn der innere Auftrag und Anruf so machtvoll und unwiderstehlich ist, auch gefährdet leben können. Wer

seinem Wesen, seinen Anlagen nach sich auf den höchsten Graten bewegen muß, der soll es tun, auch wenn der Weg an den steilsten Abgründen vorbei führt und die Gefahr des Absturzes in die tiefsten Tiefen besteht. Seid Euch stets bewußt, daß dieser Weg immer von tiefster Tragik, herbstem persönlichen Leid umwittert ist. Nur der soll ihn gehen, der die Kraft in sich birgt, das Schicksal herauszufordern und trotz aller Schläge es auch zu tragen. Wer dann aber nach den Sternen greift, erfüllt damit nur zu seinem Glück und Weh ein in ihm selbst ruhendes Lebensgesetz."

Und genauso sieht es Hermann Löns: „Hoch zu wachsen und vom Blitz getroffen zu werden, ist schließlich doch besser, als krüppelig zu bleiben und verschont von Blitz und Sturm. – Es gibt Menschen, die anders denken: die leben, damit sie im Alter nicht verhungern. Aber das ist dann auch kein Leben!"

Aus diesem Geist heraus gingen sie auf See, wie Schiller so treffend darstellt: „Männlich steht der Gute an dem Steuer: mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen, Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen; herrschend blickt er auf die grimme Tiefe und vertrauet, scheiternd oder landend, seinen Göttern."

Steigerung der eigenen Kraft ist deshalb geboten, weil fremde Kraft uns jederzeit entzogen werden kann. „Der Starke ist am mächtigsten allein", wußte schon Schiller. Und Goethe sieht in uns sogar göttliche Kraft:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
die Sonne könnt' es nie erblicken;
läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Um die Kraft zu steigern, braucht man den Willen dazu, wie ein norwegisches Sprichwort sagt: „Drei Dinge braucht man zu allem: Kraft, Verstand und Willen." Unser Volksmund sagt: „Kraft und Wille sind alles; sie sind der Anfang aller Dinge." Und aus demselben Geist: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg." Wenn unser Wille so stark ist, daß keine Not ihn mehr zu zwingen vermag, dann wird unser Wille auch die Not meistern. Pestalozzi war nicht der erste, der erkannte: „Wenn der Mensch ernstlich will, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt." „Der Mensch vermag unendlich viel, wenn er nur will." Ja sogar: „In unserem Willen liegt der Sieg." (Friedrich Ludwig Jahn). „Den Menschen macht sein Wille groß und klein." (Schiller). Dementsprechend sagt Nietzsche: „Das Glück des Mannes heißt: ich will, das Glück des Weibes heißt: er will". Und Shakespeare: „Der gute Wille ist die Hauptsache."

„Es gibt ein Wort, das Tore sprengt,
das sich durch alle Nebel drängt,
das alle Mauern niederrennt
und weder Schild noch Schranke kennt,
es gibt ein Wort, das trotzt und siegt,
das jede Lanze niederbiegt,
ein Wort, das Berg auf Berge türmt,
bis es zuletzt den Himmel stürmt
und Jovis Hand den Blitz entreißt,
ein Wort, das trotzig, stark und still;
es heißt: Ich will.“

Bogislav von Selchow

Friedrich Schiller vermerkt: „Den Menschen macht sein Wille groß und klein.“ Dann winkt auch der Erfolg: „Wolle nur! Und aus den Tiefen des Abgrunds herauf rufst du die heiligen, schützenden Kräfte, und sie segnen und schirmen dein Werk!“ (Friedrich Hebbel). Und derselbe: „Woher kommt es wohl, daß alles, was auf Erden jemals bedeutend war, über Christentum dachte, wie ich? Einem erst die Augen ausstechen, um ihn dann zu führen: ob das wirklich eine Tugend ist? Es gibt keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen. Durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste Talent, was jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zusammen, und soweit er dieses Talent ausbildet, diese Kraft entwickelt, soweit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt mit ihm in Verhältnis.“

Eine Steigerung unserer Kraft wollen wir selbst verantworten, uns nicht durch andere vorschreiben lassen, wo unsere Grenzen sind. Schon bei nordischen Kindern finden wir, daß sie sich gern mit ganz eigenen Dingen beschäftigen, sie nur für sich sind, und selbstgestaltete Spiele und Tätigkeiten wählen. Diese Selbstgestaltung kann dann im Erwachsenenleben so weit gehen, daß im Extrem dies zu Eigenbrötelei und dazu führt, daß der nordische Mensch von seiner Umwelt nicht mehr verstanden wird. Teils zurecht, teils verkannt, und eine spätere Zeit erkennt dann erst die Größe.

Und wo bleibt das Recht? Recht haben immer die Mächtigen gesetzt; das Recht folgte immer schon der Macht. „Das Recht ist stark nur in des Starken Hand, und das Gesetz nur gültig für den Schwachen.“ (Ernst Raupach). „Welch’ ein künstliches Netz ist doch das Gesetz: Kleines ist gefangen, Großes durchgegangen“, sagt Friedrich von Logau, so wie das Volk weiß: „Die Kleinen hängt man, und die Großen läßt man laufen“,

so daß dem Volk klar ist: „Mit einer Handvoll Gewalt kommt man weiter als mit einem Sack voll Recht.“ Wenn ein Kleiner den Holocaust leugnet, bekommt er 5 Jahre Gefängnis; wenn ein Großer Kokain verbreitet und zur Prostitution verschleppte Frauen benutzt, bekommt er eine kleine Geldstrafe. „Das Ziel des Rechts ist der Friede, das Mittel dazu der Kampf. Alles Recht der Welt ist erstritten worden.“ (Rudolf von Ihering). „Wer da siegt, hat recht!“ (Christian Dietrich Grabbe). Ebenso der Volksmund: „Der Stärkere hat nun einmal Recht.“ Die Amerikaner, die in Nürnberg nach dem zweiten Weltkrieg deutsche Soldaten und Politiker „wegen Führung eines Angriffskrieges“ (was vorher nie strafbar war) aufhängten, haben später – obwohl die von ihnen mitgegründete UNO einen Krieg nur mit Zustimmung des Sicherheitsrates erlaubt – zahlreiche Angriffskriege ohne UNO-Zustimmung geführt. Schon Aristoteles wußte: „Immer sind es die Schwächeren, die nach Recht und Gleichheit suchen, die Stärkeren aber kümmern sich nicht darum.“ So auch unser Volk: „Die Gewaltigen handeln mit Geld, die Schwachen mit Recht.“

Also muß es Staaten darum gehen, mächtig zu sein – dann haben sie auch recht. Und umgekehrt gilt: „Wer sein Recht nicht wahret, gibt es auf.“ (Ernst Raupach). Deswegen sagt Helmuth von Moltke zurecht: „Eine schwache Regierung ist ein Unglück für jedes Land und eine Gefahr für die Nachbarn.“ Und der Historiker Theodor Mommsen sagt kühl: „Wenn eine Regierung nicht regieren kann, hört sie auf, legitim zu sein; und es hat, wer die Macht hat, auch das Recht, sie zu stürzen.“

Viele Menschen möchten keine Verantwortung tragen. Sie empfinden die Last auf ihren Schultern zu hoch. Der Durchschnittsmensch möchte sogar – wenn ihm Verantwortung zufällt, nach der er sich nicht gedrängt hat – sich der Verantwortung möglichst entziehen.

Wir sehen dies anders. Die Verantwortlichkeit gibt uns die Möglichkeit zur eigenen Gestaltung, Dinge, die uns wichtig sind, voranzubringen. So, wie wir es als Volk ablehnen müssen, uns von anderen Völkern sagen zu lassen, ob und wie wir unsere Interessen zu vertreten haben, so lehnen wir auch als Einzelmenschen von Fremden gesetzte Grenzen ab.

Für Menschen, die keine Verantwortung tragen wollen, ist die marxistische Umwelttheorie sehr attraktiv. Danach bestimme allein die gesellschaftliche Umwelt das Denken und den Charakter. Der beherrschende Faktor im Leben sei das Milieu. Die Umstände, unter denen der Mensch aufwachse, die mit ihm zusammenlebenden Menschen, die Klasse, der er angehöre, bestimmten seine Entwicklung allein. Fortentwickelt wurde

von Soziologen diese These dann dahin, daß der Verbrecher keine Strafe verdiene, sondern als Opfer seines Milieus nur Mitleid; Gefängnisse müßten zu therapeutischen Anstalten für diese bedauernswerten Menschen umgewandelt werden. Diese von einem Juden entworfene Theorie wollte nur die von anderen Juden aufgestellte These konterkarrieren, wobei dann das Pendel zu sehr in die Gegenrichtung ausschlug. Das orientalische Christentum ging und geht ja von der Erbsünde des Menschen aus, der von Natur aus schlecht und verworfen sei, sich aus eigener Kraft auch nicht aus der ihm eigenen Sündhaftigkeit befreien könne, auch nicht durch gute Taten, sondern nur durch die Gnade Gottes. Sein eigener Verstand sei sowieso schwach, alles sein Bemühen vergeblich; helfen könne nur die unerforschliche Gnade Gottes, wobei man diese im Katholizismus durch auferlegte Kirchenstrafen, früher Ablaßzahlungen, erreichen könne.

Auch bei dieser christlichen Auffassung ist die Verantwortlichkeit des Einzelnen aufgehoben; er ist schließlich vom Schöpfer so geschaffen worden, wie er ist, und durch Evas Apfelhingabe und Adams Zubeißen für alle Ewigkeit bis zum Jüngsten Gericht verdammt. Nach biblischer Auffassung ist der Mensch der Sünde „verfallen" („Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; das Böse aber, das ich nicht will, das tue ich") und könne deshalb nur „durch Gnade Gottes" erlöst werden. Paulus und Augustin folgt die katholische Auffassung, daß der Mensch von Natur verderbt sei, und davon überzeugt waren auch Calvin und Luther. Sie können sich auf verschiedene Jesu-Worte berufen, z. B.: „Was aus dem Menschen herauskommt, das macht ihn unrein..." (Markus 7,20). Selbstverantwortung wird damit untergraben, und Luther spricht konsequent aus, daß eigene gute Werke dem Sünder nicht helfen könnten, sondern nur der Glaube. Damit werden Verantwortungslosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber den Folgen eigener Fehler geradezu gezüchtet.

Der nordische Mensch hingegen schiebt nicht die Schuld auf andere, seien es das Milieu oder Adam und Eva. Er steht für das ein, was er getan hat. Es ist nicht seine Art, sich um irgendwelche Schuld herumzudrücken, anderen Menschen oder den Umständen die Schuld aufzubürden, oder sonstwie nach mildernden Umständen zu suchen; was sich im übrigen auch deswegen verbieten würde, weil die Zwillingsforschung den überragenden Anteil der Erbanlagen herausgearbeitet hat. Der nordische Mensch sieht zwar das Hemmende, Schlechte und Negative im Leben, läßt sich dadurch aber nicht niederziehen. Sein Auge richtet sich immer wieder auf das Gute, Schöne und Edle, das ihm in der Weltord-

nung begegnet. Sein grundsätzlicher Optimismus und Idealismus ist dabei nie unwirklich. In seiner heroischen Haltung überwindet er deshalb auch alle Tragik des Lebens. Wie die Sonne durch alle Nacht und Wolken hindurch immer wieder leuchtet, wärmt und strahlt, so geht der nordische Mensch voll Vertrauen in seine Kräfte in die Zukunft. Deswegen ist er gewillt, Verantwortung zu tragen, Entscheidungen zu treffen, und kann dies auch. Hell und klar und voll Größe ist seine innere Haltung, mit der er voll sittlicher Verantwortung im Leben steht.

Wer seine Kraft gesteigert hat, der hat Macht. Aber auch: „Der hat Macht, an den die Menge glaubt." (Ernst Raupach).

In genialer Art und Weise stellt Nietzsche den Willen zur Macht dar. Diesen finden wir bei allen Lebewesen, und wenn Christen bei Starken Demut fordern, dann wollen da Schwache über Starke Macht erringen. Wenn Nietzsche allerdings sagt, daß kein anderer Antrieb sonst Bedeutung hätte, so ist dies genauso einseitig, wie das absolute Gebot (allerdings nicht gelebt!) des Christentums der Nächstenliebe. In einem Jahrhundert, das noch christlich geprägt war, konnte Nietzsche nur aufrütteln, wenn er das Pendel weit zur anderen Seite ausschwingen ließ. Er mußte Kontraste, Gegenpole setzen, damit die Welt verstand, was alles faul und verlogen war am Christentum. Wir haben das zurechtgerückt, und deshalb gibt es 24 Küren, und nicht nur eine. Es bleibt aber Nietzsches Verdienst, den Starken ihr gutes Gewissen wiedergegeben und mit der Verketzerung der Macht ein für allemal aufgeräumt zu haben.

Und wenn es einmal Rückschläge gibt? Wenn uns Schicksalsschläge nicht zerbrechen, dann machen sie uns widerstandsfähiger, härter und reifer: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker." (Nietzsche). Und Helmuth von Moltke begründet dies so: „Not und Elend sind unentbehrliche Elemente in der Weltordnung; was wäre aus der menschlichen Gesellschaft geworden, wenn dieser scharfe Zwang nicht zum Denken und Handeln triebe." Es kommt darauf an, wie wir dem Unglück begegnen; wir dürfen es nicht zulassen, daß es mächtiger wird als wir; dann dient es dazu, unsere Kraft zu erhöhen. Entscheidende Bedeutung hier hat der Glaube. „Stärker als Eisen, härter als Stahl ist die göttliche Kraft des Glaubens. Sie kann man nicht in Fesseln schlagen. Sie kann man weder durch das Schwert noch durch Hunger und Not bezwingen, überhaupt nicht durch Mittel der äußerlichen Gewalt brechen und auch nicht durch seelischen Terror vernichten." (Gerhard Krüger). Damit aber kein Mißverständnis entsteht, sagt er weiter: „Nicht auf ein Jenseitiges, auf das Diesseitige, Lebendige, muß Euer Tun gerichtet sein. Aber aus Eu-

rem Innersten, dem Inseitigen, muß Euch die Kraft dazu kommen." Und weiter: „Fragwürdig ist jedes Ziel, das im Jenseitigen errichtet wurde. Jedes Wollen, das nicht aus der Kraft des Seins, der Erde, der Natur, der Wirklichkeit seinen Ursprung nimmt. Handeln müssen wir aus der Verpflichtung vor den ewigen Gesetzen dieser Welt, – sagen wir ruhig – vor dem Irdischen; daraus erst erwächst uns die Sicherheit des Weltgefühls und des Selbstgefühls." Und er fordert seine Kinder auf: „Das Leben müßt Ihr lieben, meine Söhne, Lebenswillen, Lebensbejahung in Euch tragen, wenn Ihr Schöpfer sein wollt. Denn das ist die Voraussetzung für alles Schaffen und Leisten, für alle Tat und jedes Werk. Der Erde müßt Ihr dienen, dem Irdischen verbunden sein. Sogleich muß ein heiliges Feuer in Euch glühen, wenn Ihr Euch ins Göttliche erheben, ins Weite streben wollt."

Siege fallen einem aber nur selten in den Schoß, auch Friedrich der Große hat nicht jede Schlacht gewonnen, hätte den Siebenjährigen Krieg wohl auch verloren, wenn nicht seine russische Erzfeindin Katharina gestorben und durch Peter den Großen, der sein Bewunderer war und sofort aus der Kriegskoalition gegen ihn ausschied, ersetzt worden wäre. Um Widrigkeiten zu bestehen, um sich durchzusetzen, benötigt man Härte. „Wenn Ihr das Angenehme verachtet und das weiche Bett und von dem Weichlichen Euch nicht weit genug betten könnt: da ist der Ursprung Eurer Tugend. Gelobt sei, was hart macht!" (Nietzsche). Das Leben fordert, hart zu sein. Hart sein um des Lebens willen, um ein Kämpfer zu werden, um einst Sieger zu sein. Unsere Umwelt ist gegeben. Lastende Hitze des Sommers, beißende Kälte des Winters, langer Marsch in Nacht und Nässe. – Ausharren an einer Werkbank, an einem Maschinengewehr. Hunger ertragen, Durst leiden, auf der bloßen Erde liegen können, im Kampfe nicht nachgeben, nie, niemals, und wenn alles aussichtslos erscheint; dem Feind noch die leergeschossene Pistole ins Gesicht schleudern, ihm an den Hals fahren, ohne Rücksicht auf sich selbst, ihn noch mitnehmen, wenn man selbst schon sterben muß. Kämpfer sein; Kämpfer sein auch im Glauben an seine Sache, auch wenn alle sagen, daß sie falsch sei, weiterglauben, weiterhandeln. Wir dürfen in Kampf und Arbeit niemals nachgeben, und wenn es tausendmal mißlingt, dann müssen wir es eben tausendundeinmal wagen. Jeder bereite sich auf seinen Kampf vor. Jeder übe sich so, als ob er einmal den entscheidenden Kampf um unsere Art führen müsse. Jeder muß marschieren, Hunger, Durst leiden, auf der nackten Erde schlafen können, alle Entbehrungen mit frohem Mut durchhalten, Kämpfer sein von dem Augenblick an, wo er begriffen hat, um was es geht. Wir brauchen Männer, hart und federnd

wie Stahl, härter als alles, was es in der Welt gibt. Sie werden die Zukunft meistern, gemeinsam mit den Frauen, die zu ihnen stehen.

„Wie werden wir Leistungsträger, wie ertüchtigen wir uns? Wenn ihr Helden und frei werden wollt im Leben, lernt früh entbehren.“ (Ernst Moritz Arndt). Gottfried Wilhelm von Leibniz meint: „Es ist auch hochnötig, dahin zu sehn, daß die Tugend der Tapferkeit durchgehends den Gemütern eingepflanzet, und die Leiber beizeiten gehärtet werden, allerhand Ungemach auszustehen. Soll man demnach junge Leute, wes Standes sie auch seien, früh aufzustehn, nie müßig zu sein, harte Kost zu genießen, Hitze und Kälte zu vertragen gewöhnen.“ Bis auf das „frühe Aufstehen“ entspricht dies auch noch der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis; es gibt „Lerchen“ und „Eulen“, d. h. die innere Uhr von verschiedenen Menschen ist unterschiedlich, es gibt Frühaufsteher und Nachtmenschen, und in der letzten Phase des Nachtschlafes werden gewöhnlich aus dem Kurzzeitgedächtnis die am Vortage gelernten Dinge in das Langzeitgedächtnis abgespeichert, so daß zu frühes Aufstehen mit einem guten Lernerfolg bei geborenen Langschläfern unvereinbar ist.

Emanuel Geibel gibt folgenden guten Ratschlag:

> „Sorgen sind meist von der Nesseln Art:
> sie brennen, rührst du sie an zu zart;
> fasse sie nur an herzhaft,
> so ist der Griff nicht schmerzhaft.“

Goethe meint:

> „Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
> deswegen haltet Euch nicht wie Schlaraffen;
> harte Bissen gibt es zu kauen:
> wir müssen erwürgen oder verdauen.“

Und aus dem gleichen Geist dichtet Hans Baumann:

> „Kind, die Sterne gehen weit,
> du hast große Augen,
> fragen mich die ganze Zeit,
> was die Not kann taugen.
>
> Kind, das ist das allerbest,
> was die Not kann taugen:
> die macht dir die Hände fest,
> macht dir große Augen.

Große Augen brauchst du wohl,
wenn du groß wirst werden,
starke Hände, um der Not
einmal Herr zu werden.

Kaltes Haus und hartes Brot –
laß das Fragen gehen.
Einmal wirst du alle Not
gut und recht verstehen."

Und Werner Beumelburg sagt dementsprechend: „Es ist durchaus nicht unseres Wirkens Sinn und Ziel, denen, die nach uns kommen, ein Paradies zu erobern. Es hieße jene Härte des Schicksals, die uns geformt hat, verleugnen, wenn wir sie der Jugend ersparen wollten." Dementsprechend betonen Volkssprüche: „Not macht erfinderisch", „Not lehrt Künste", „Not macht den Bären tanzen", „Not ist die Mutter der Erfindungen", und deswegen kann man „aus der Not eine Tugend machen". Das sind Sprüche aus germanischer Art, wohingegen Christen den Wert der Not anderswo sehen: „Not lehrt beten". Emanuel Geibel hingegen betont: „In der Not erst magst Du zeigen, wer Du bist und was Du kannst", denn nach seiner Auffassung gilt: „Not bricht Eisen."

Ähnlich auch Erwin Guido Kolbenheyer:

„Wer kann unsre Seele töten,
wer das junge Blut verderben!
Ringt der Baum in Sturmesnöten,
rinnt der Stamm aus offnen Kerben:
Tief im Boden – tausend Streben,
eng geschlungen,
in die schwere deutsche Erde hart gedrungen –
hält die Wurzel und saugt Leben.

Wer kann unsre Herzen zwingen,
wer die hellen Augen blenden!
Not lehrt deine Pulse singen,
Not wird deine Blicke wenden.
Tief in dich, wo – tausend Streben,
eng geschlungen,
in die schwere deutsche Erde hart gedrungen –
deines Blutes Wurzeln leben.

Wer kann unsre Hände binden,
wer den Flammengeist vernichten!
Unser Werk wird Freiheit finden,
wird die lange Nacht durchlichten:
Bodentreu, durch tausend Streben,
eng geschlungen,
in die schwere deutsche Erde hart gedrungen,
quillt uns Leben, unser Leben."

Das Gebot „Gelobt sei, was hart macht!" gilt nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für Völker. Die Vandalen, die siegreich durch ganz Europa zogen, hatten sich dem mühelosen Leben in Afrika so ergeben, daß sie in drei Generationen kampfuntüchtig vom oströmischen Kaiser restlos geschlagen und vernichtet wurden, wobei die überlebenden Reste in die Sklaverei geführt wurden. Alle Menschen und Völker, die der Verweichlichung verfallen, steigen ab und gehen ihrer Vernichtung entgegen.

Demzufolge hat Nietzsche gesagt: „Prüfet das Leben der besten und fruchtbarsten Menschen und Völker und fragt euch, ob ein Baum, der stolz in die Höhe wachsen soll, des schlechten Wetters und der Stürme entbehren könne: ob Ungunst und Widerstand von außen, ob irgendwelche Arten Haß, Eifersucht, Eigensinn, Mißtrauen, Härte, Habgier und Gewaltsamkeit nicht zu den begünstigenden Umständen gehören, ohne welche ein großes Wachstum selbst in der Jugend kaum möglich ist?" Wären bei der nordischen und fälischen Rasse die Eigenarten, die wir heute an den besten Vertretern unserer Art bewundern, herausgezüchtet worden, wenn sie nicht in einer unglaublich harten Umwelt hätten leben müssen?

Gerade in Wohlstandszeiten müssen wir uns zu charakterlicher Härte erziehen, um der Gefahr der Erschlaffung zu entgehen. Charakterliche Härte und Stärke sind aber nicht gleichzusetzen mit Abtöten von natürlichen Bedürfnissen. Wir können genießen, wenn wir nicht zum Sklaven unserer Sinne werden; wir müssen uns erholen und haben unsere Ruhe auch verdient, wenn sie mit harter Anstrengung wechselt; wir sind leidenschaftlich, aber nicht zuchtlos; wir können Ruhe von Faulheit, berechtigten Stolz von dummer Überheblichkeit, natürliche Sinnlichkeit von gemeiner Schamlosigkeit unterscheiden. Charakterliche Härte ist angesagt, um ein Abgleiten in nur einen Pol zu vermeiden. Zu einem wohlgebildeten Charakter gehört das Ausgeglichensein.

Dabei muß Härte aber notfalls auch gegen andere geübt werden. Sei es, daß im Kriege Befehle gegeben werden müssen, die Menschenleben kosten. Sei es, daß im Frieden auch einem lieben Menschen gegenüber ein ernstes Wort gesprochen werden muß, oder auch einmal Kindern gegenüber eine Strafe verhängt werden muß. Einfacher wäre es sicherlich, sich um solche Entscheidungen herumzudrücken. Man ist aber nur dann zur Menschenführung geeignet, wenn man dort, wo die Notwendigkeit es erfordert, hart ist. Erste Voraussetzung, um das sein zu können, ist aber Härte gegen sich selbst.

Nur zur Klarstellung: Charakterliche Härte hat nichts mit kalter Brutalität, oberflächlicher Willkür, Herrschsucht zu tun.

Unsere Forderung muß sein: „Das Beste soll herrschen, das Beste will auch herrschen! Und wo die Lehre anders lautet, da fehlt es am Besten." (Friedrich Nietzsche). Denn: „Macht ist Pflicht – Freiheit ist Verantwortlichkeit", jedenfalls nach unserer von Marie von Ebner-Eschenbach vorgegebenen Vorstellung. Friedrich Schiller setzt auch auf die Eigengestaltung: „Das edelste Vorrecht des Menschen ist, sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten Willen zu tun."

Aber kann zu starke Machtentfaltung uns nicht erneut in einen Krieg verwickeln, weil andere Staaten einer noch größeren Machtentfaltung von uns vorbeugen wollen? „Je stärker wir sind, desto unwahrscheinlicher ist der Krieg", sagte schon Bismarck, der eine Friedensordnung schuf, die über 40 Jahre hielt. Moltke hat es in klassischer Kürze gesagt: „Nur das Schwert hält das Schwert in der Scheide."

Wenn wir uns also verteidigen wollen, müssen wir starke Kräfte im Staat aufbauen. Der ständige Abbau der Truppenstärke in der Bundesrepublik und die Verzettelung und Fehleinsätze als Eingreiftruppe in verschiedenen Regionen der Welt hat unsere Kraft als Nation und damit Verteidigungsfähigkeit erheblich herabgesetzt. Wir müssen unsere eigenen Kräfte bündeln. „Vereinte Kraft ist stark", betonte Kaiser Otto III., und so sagt ein Sprichwort: „Vereinte Kraft bricht Burg und Strom." Vorausgesetzt, es handelt sich um gebündelte Kräfte, da natürlich Schillers Wort Geltung erhält: „Der Starke ist am mächtigsten allein." Der Panzergeneral Guderian sagte als Grundsatz für den Einsatz der Panzer: „Nicht kleckern, sondern klotzen!", und auch wir dürfen uns im Privatleben nicht verzetteln.

Auch Geld kann Macht geben, indem Druck auf Regierungen oder Medien ausgeübt wird, im eigenen gewünschten Sinne zu handeln bzw.

zu berichten. Zu Rathenaus Zeiten waren die wahren Herrscher nach seinem Bekunden 300 Menschen auf der Welt, von denen er einer war; heute sind es weniger. Es gibt ganz wenige Männer, die auf diese Weise in den westlichen Industrieländern die öffentliche Meinung beherrschen und damit machen. Die sogenannten „öffentlich-rechtlichen Anstalten“ (Funk und Fernsehen im Staatsbesitz) könnten ein Gegengewicht bilden, bilden es aber nicht, weil die Verantwortlichen dort genauso unter dem Meinungsdruck stehen wie die Angestellten der Medienunternehmer. Zu bestimmten Geschehnissen wie beispielsweise den Auseinandersetzungen in Palästina gibt es keine wahrheitsgemäße Berichterstattung aus diesen Gründen. Wer Menschen kennt, die vor Ort waren, weiß, was da in den westlichen Medien im Interesse Israels zusammengelogen wird.

Insoweit kann Reichtum Macht geben, und es wäre schön, wenn einige klarblickende Menschen unserer Art ihr Vermögen so einsetzen würden, daß damit ein Gegengewicht gegen das verderbliche Wirken der Massenmedien gebildet werden könnte. In diesem Punkt stimmen wir Albert Schweitzer zu: „Auf das allein kommt es an: Daß jeder das, was er besitzt, als etwas bewertet, mit dem er wirken soll.“ Bis dahin müssen wir uns mit Richard Wagner trösten: „Vernichtet sei der Wahn, der den Menschen untertan macht seinem eigenen Werke, dem Eigentume. Das höchste Gut des Menschen ist seine schaffende Kraft, das ist der Quell, dem ewig alles Glück entspringt, und nicht im Erzeugten, im Erzeugen selbst, im Betätigen einer Kraft liegt euer wahrer höchster Genuß.“ Auf diese Kraft stellt auch Friedrich List ab, wenn auch aus einem anderen Grunde: „Die Kraft, Reichtümer zu schaffen, ist unendlich wichtiger als der Reichtum selbst; sie verbürgt nicht nur den Besitz und die Vermehrung des Erworbenen, sondern auch den Ersatz des Verlorenen.“ Und seine Mahnung gilt auch der Nation: „Macht ist wichtiger als Reichtum... weil die Macht der Nation eine Kraft ist, neue produktive Hilfsquellen zu eröffnen, und weil die produktiven Kräfte der Baum sind, an welchem die Reichtümer wachsen, und weil der Baum, welcher die Frucht trägt, wertvoller ist, als die Frucht selbst.“ Vergessen wir bei allem aber einen Gesichtspunkt nicht: Es gibt nur einen wesentlichen Reichtum, und das ist Kinderreichtum; er bleibt uns, wenn wir gestorben sind, und überdauert uns.

Daß man viel fordern und verlangen darf, aber nicht maßlos werden soll, ist sehr schön im niederdeutschen Märchen vom „Fischer un sine Fru“ geschildert. Die Eheleute wohnen in einem Pisspott, der Fischer fängt einen sprechenden Butt, der ihm sagt, wenn er ihn wieder freilasse,

werde er ihm Wünsche erfüllen. Er wünscht sich ein kleines Häuschen, das hat er. Seine Frau ist damit aber nicht zufrieden; so geht er wieder ans Meer und bittet den Fisch um ein großes Haus, das er auch bekommt. Dann will sie ein Schloß, was auch noch problemlos geht; aber als sie schon Königin werden will, wird die See sehr unruhig, und als sie Papst werden will – was ihr aber auch noch gewährt wird – tobt die See schon. Auch dies reicht ihr aber nicht, sondern sie möchte dann der „liebe Gott" werden. Da war es dann genug: Alle erfüllten Wünsche wurden rückgängig gemacht, und die Eheleute saßen wieder in ihrem Pisspott.

Daß wir uns der Macht mit Bedacht bedienen sollen, wußten ausweislich des Havamal unsere Vorfahren schon vor vielen Jahrhunderten: „Der Macht muß der Mann, wenn er klug ist, sich mit Bedacht bedienen, denn bald wird er finden, wenn er sich Feinde macht, daß dem Starken ein Stärk'rer lebt."

Küre 9

Das Sittengesetz in uns gebietet Selbsthilfe, wo irgend möglich.

Vorgebliche christliche Auffassung ist, alles geduldig und demütig hinzunehmen, was „Gott bestimmt“ habe. Wenn er Übel sende, müsse es geduldig ertragen werden, bis Gott Hilfe schicke. Demgegenüber betont Gorch Fock als nordischer Kopf: „Was wir selbst tun können, das dürfen wir Gott nicht überlassen.“ Und so auch unser Volk, das sich mit den christlichen Forderungen nicht anfreunden mochte, wie der Spruch zeigt: „Hilf' Dir selbst, dann hilft Dir Gott!“ Heinrich von Treitschke fordert dementsprechend vom Staat: „Jede Wirksamkeit der Regierung ist segensreich, welche die Selbständigkeit der Bürger hervorruft, fördert, läutert; jede von Übel, welche die Selbständigkeit des Einzelnen unterdrückt.“ Die Politiker der Bundesrepublik machen heute das Gegenteil: Von der zwangsweisen Renten- und Krankenversicherung bis zur Pflegeversicherung wird der Bürger zunehmend mehr entmündigt, mit der verderblichsten Wirkung für unsere Leistungsfähigkeit als Volk.

Warum Selbsthilfe bei Menschen unserer Art so hoch im Kurs steht? Einmal aus dem Selbstbewußtsein heraus, etwas selbst schaffen zu wollen, und zwar aus eigener Kraft. Aus Selbstsicherheit heraus denkt man, selbst alles schaffen zu können. Dazu kommt, daß man sich irgendwie abhängig fühlt, wenn man Hilfe annimmt. Gesteigert ist dies noch beim fälischen Menschen. Wie Burkhardt aus einer schwedischen Volkskunde wiedergibt, empfängt der Schwede ungern Wohltaten, und lebt so, daß er kaum des anderen bedarf. Der Anthropologe Lenz findet kennzeichnend bei fälischen Menschen, daß diese zwar gern anderen beistehen, sich selbst aber nicht helfen lassen. Das war so schon vor tausend Jahren, wie das Havamal – schon oben erwähnt – bemerkt: „Das Herz blutet jedem, der erbitten muß sein Mahl alle Mittag.“

Wer auf Selbsthilfe setzt, darf nicht aufwendig leben wollen – denn dazu benötigt er andere. Jeder, der Diener hat, gibt einen Teil seiner Selbstbestimmung auf. Jeder, der ohne einen gewissen Luxus nicht leben kann, macht sich abhängig von diesen Luxusgütern, benötigt Geld, muß Zeit aufwenden, um sich diese zu verschaffen. Wer keine Bedürfnisse hat, braucht sie nicht zu befriedigen. Nach Nietzsches Auffassung waren die antiken Philosophen ganz allgemein auf eine Einfachheit des Lebens gerichtet und lehrten eine gewisse Bedürfnislosigkeit. Diogenes, der es sich in seiner Tonne bekanntlich wohl sein ließ, ist der bekannteste Warner vor dem Luxus. Wieviel eingebildete Güter gibt es, auf die wir ver-

zichten können, ohne dadurch ärmer zu werden. Ein Bischof der Amisch sagte, er blättere gerne in Kaufhauskatalogen: da sähe er, wieviele Dinge es gäbe, die er nicht benötige. Die Amisch leben als Bauern, und schon Theokrit ist im 3. Jhd. vor der üblichen Zeitrechnung nachdrücklich für ein einfaches Leben eingetreten, wobei er als erneuernd besonders das Landleben pries und der städtischen Zivilisation entgegensetzte. „Der Verzicht nimmt nicht. Der Verzicht gibt. Er gibt die unerschöpfliche Kraft des Einfachen" (Martin Heidegger). Und deshalb ja auch die Mahnung im Havamal: „Gut ist ein Hof, ist er groß auch nicht..." (siehe Küre 3).

Vielleicht hat die Betonung der Selbsthilfe auch noch einen anderen Grund. Beim Versuch, Hilfe zu leisten, ist es nicht selten zu Mißverständnissen und Mißhelligkeiten gekommen. Das Havamal mahnt: „Schuhe nicht sollst du noch Schäfte machen für andere als für dich; sitzt der Schuh nicht, ist krumm der Schaft, wünscht man dir alles Übel."

Die Selbsthilfe ist auch deswegen ein Wert, weil durch das Gewöhnen an Fremdhilfe der Wille, sich selbst zu erhalten, untergraben wird. In verhängnisvoller Weise hat die Entwicklungshilfe dazu geführt, daß viele arme Menschen in der Dritten Welt nicht mehr mühselig ihre Äcker bebauen oder Herden hüten, sondern sich von den Hilfslieferungen der UNESCO abhängig gemacht haben. Wenn diese Hilfslieferungen einmal ausfallen, müssen sie zugrunde gehen, weil sie keine Kenntnisse und Mittel zur Eigenexistenz mehr haben.

Der Wohlfahrtsstaat schwächt die Eigeninitiative, macht die Menschen wegen Beförderung der Unmündigkeit geradezu untüchtig, sich selbst zu helfen. Deshalb brechen solche Staaten früher oder später zusammen.

Ebenso wichtig ist Selbsthilfe im Völkerleben. Die USA haben oftmals Verbündete wegen wechselnder Interessenlage fallen lassen oder sich sogar gegen sie gestellt, sei es der Schah in Persien, sei es die antikommunistische Regierung in Südvietnam, sei es ihr Verbündeter gegen den Iran Saddam Hussein, sei es ihr Verbündeter gegen die Sowjets in Afghanistan Osama bin Laden. Carl von Clausewitz mahnt deshalb: „Es gibt keine Hilfe außer uns selbst; es gibt keine Rettung außer der, welche in unserer Kraft, in unserem Verstande, in unserem Herzen ist." Wer sich auf andere verläßt, ist oftmals schon verlassen gewesen. Deshalb hat die kleine Schweiz sich nie auf andere verlassen (und ist damit gutgefahen), hat Hochrüstung betrieben und mit einem Milizsystem ein „Volk in Waffen" geschaffen, das die Eroberung als zu verlustbringend für je-

den möglichen Feind darstellte. Dasselbe gilt bei der Wirtschaft. Weitgehende wirtschaftliche Autarkie würde unsere Arbeitsplätze von der Weltkonjunktur und der Kaufkraft in anderen Ländern unabhängig machen und damit das Übel der Arbeitslosigkeit ausrotten.

Selbsthilfe gilt aber auch auf seelischem Gebiet. Wer kennt nicht Menschen, die mit ihren Problemen und Problömchen bei jedem Zusammentreffen mit uns diese Dinge aufwärmen, über die Verhältnisse klagen, unser Mitgefühl erheischen. Weil sie selbst schwach sind, versuchen sie, die Stärkeren auszusaugen. Wenn Hilfe möglich wäre, könnten wir sie leisten; was ich hier aber vor Augen habe, sind meist persönliche Probleme, die oft schon viele Jahre bestehen und von anderen Menschen gar nicht gelöst werden können. Wer sieht, daß sich ein „Kraftsauger" an ihn gehängt hat, der muß die Verbindung kappen.

Der Grund dafür, daß letztlich Hilfe in solchen Fällen nicht geleistet werden kann, ist von Frenssen ausgesprochen worden: „Es kommt nie vor, daß ein Mensch einen anderen ganz versteht. Es kommt auch nie vor, daß er ihn ganz liebt. Es ist Streit und Mißverständnis gesetzt zwischen Mensch und Mensch, und jeder ist zu jeder Zeit seines Lebens einsam. Das soll er wissen." Und der ebenso nordische Friedrich Hebbel stellt fest: „,Leben heißt: tief einsam sein."

Gerhard Krüger sagt, daß wir das Bewußtsein unserer Einsamkeit haben, aber sogleich die Sehnsucht nach dem Freund, dem Gefährten, der Liebsten, im höchsten Sinne nach der verstehenden, helfenden, uns ergänzenden Frau. Trotz aller Tragik enttäuschender Lebenserfahrungen bleibe diese Sehnsucht lebendig.

Wenn wir auch die Gemeinschaft schätzen, in der Familie, bei der Arbeit, bei Festen und Feiern, bei Erholung und Sport, so sehen wir aber auch, daß gerade der schöpferische Mensch stille Stunden braucht, um ganz allein irgendwo in der Einsamkeit Gedanken reifen zu lassen, Werke zu gestalten, an seinem eigenen Inneren zu formen. Das kann im eigenen Heim in einer stillen Arbeitsstube sein, im Wald, an einer Quelle, auf einer Bergeshöhe, am Meeresstrand, an der Ahnenstätte. In diesen Stunden der Einsamkeit legt man sich Rechenschaft ab über die vergangene Zeit, über ein vollbrachtes Werk oder einen vollendeten Auftrag. Man überlegt, was man gut und was man schlecht gemacht hat, wo man versagt hat und wo man Erfolg hatte. Man forscht nach, was die Ursache des Erfolges oder Mißerfolges war, warum man Lob oder Tadel empfing, wo die Quellen von Fehlern und Irrtümern lagen.

Ehrlich, ungeschminkt und ungekünstelt muß diese Gewissensforschung sein. Klar und sachlich müssen wir uns sagen, was recht war und weiter so gemacht werden kann. Und nüchtern gestehen wir uns ein, was falsch war, und geloben uns, es ein anderes Mal besser zu machen.

Falsch wäre ein langes Klagen und Grübeln, unfruchtbar wären Gewissensbisse; innere Zermarterungen wären Kräftevergeudung. Allein der Vorsatz, es das nächste Mal besser zu machen, eine größere Leistung zu erbringen, hilft weiter. Wir müssen vorwärtsgerichtet, lebensbejahend sein.

In den Stunden der Einsamkeit halten wir dann auch Rückschau auf unser Verhältnis zu den Mitmenschen. Haben wir Familienangehörigen genug Liebe und Freude geschenkt? Haben wir den Kontakt zu Freunden gepflegt? Waren wir gegenüber Gefolgsleuten jederzeit kameradschaftlich? Falls nicht, überlegen wir uns, wie wir mit einem Wort, einer kleinen Tat Dinge einrenken können.

Haben wir ein großes Werk zu gestalten, einen wichtigen Auftrag auszuführen, stehen wir vor einer schwerwiegenden Entscheidung, dann ist es sinnvoll, sich ebenfalls für eine kurze Zeit in der Einsamkeit dafür zu sammeln. Wenn wir vor großen Entschlüssen stehen, oder aber uns über wesentliche Dinge klar sein wollen, müssen wir in die Stille gehen. Aus der Stille gewinnen wir Kraft. „Wer sich nach Kraft sehnt, der werde ganz stille, körperlich und innerlich, und lerne schweigen“ (Lhotzky). Die Kräfte, die wir in der Gemeinschaft, bei Festen und Feiern in uns aufgenommen haben, kommen vielfach in der Einsamkeit zur schöpferischen Gestaltung, werden oft in stillen Stunden plötzlich fruchtbar, um dann erneut der Gemeinschaft zu dienen. Gemeinschaft und Einsamkeit ergänzen sich gegenseitig wie das Atemholen und Ausatmen und bedeuten gemeinsam fruchtbringendes Leben. Dieses Leben aber bereichert nicht nur uns, sondern auch unsere ganze Gemeinschaft, Volk und Art. Wer sich in der Einsamkeit nie wohl fühlt, immer Betriebsamkeit um sich haben muß, wird oftmals oberflächlich und innerlich leer. Wer großen Aufgaben gewachsen sein will, der suche von Zeit zu Zeit stille Stunden der Einsamkeit. Sie stellen ihn mit neuer Kraft, mit klarem Blick und größerem Glauben wieder mitten hinein ins Leben. Und damit auch in die Gemeinschaften, von der die Artgemeinschaft-GGG allzeit eine Gemeinschaft inneren Friedens sein möge!

Wir dürfen nie vergessen: Das Individuum ist ein neuzeitlicher Begriff, der erst mit dem Auflösen der Familienbande entstehen konnte. Der Schwerpunkt des germanischen Lebens bleibt in der Sippe. Aller-

dings ist damit nicht gesagt, daß der Germane etwa keine Persönlichkeit gewesen sei; das Gegenteil ist richtig. Solange er sich von der Kraft, die ihm aus dem Kreise der Blutsverwandten zuströmte, getragen fühlte, solange gab es für ihn keinen Gedanken, keine Tat, die zu kühn gewesen wäre. Der Germane weiß, daß bei allem, was er tut, seine Sippe hinter ihm steht, sofern seine Taten sich innerhalb der von der Sitte gezogenen Grenzen bewegen. Dieses Sicherheitsgefühl erhöht die Kraft des Germanen. Die gesamte altgermanische Dichtung bietet uns das Bild von Persönlichkeiten, die sich, nach Maßgabe ihrer Veranlagung, ihrer seelischen Beschaffenheit, nach allen Seiten hin entwickeln. Sie werden durch Widerstand leicht zum Äußersten aufgestachelt und schrecken vor keiner Folgewirkung ihrer Taten zurück. So wie sie sich früher im Sippenverband durch die Kraft getragen fühlten, so später – als diese Bande durch staatliche Einflüsse zurücktraten – in Gilden, Genossenschaften, in der Nachbarschaft. Und so gibt auch heute Menschen unserer Art die Artgemeinschaft-GGG Kraft zum Bestehen in einer zunehmend wirren und chaotischen Welt.

Der Mensch ist von Natur Gemeinschaftswesen. Überspitzter Individualismus und entarteter Liberalismus, die lediglich den Einzelnen bzw. den einzelnen Betrieb sehen und dessen Interessen, verkennen, daß der Mensch von Anfang an, so wie er geboren ist, auf die Gemeinschaft angewiesen ist, ohne die Gemeinschaft die Frau ihr Kind nicht großziehen könnte, in Frühzeiten auch nur eine Jagdgemeinschaft mehrerer Männer Erfolg hatte, indem einige den anderen das Wild zutrieben. Und doch bleibt er – so weiter Gerhard Krüger – im Grunde seiner Seele zutiefst einsam. „Je größer der Mensch, je tiefer seine Seele, je leuchtender der göttliche Funke seines Genies ist, desto tiefer ist das Bewußtsein, das schicksalhafte Erlebnis der geistigen Einsamkeit. Wie auch den Bergsteiger auf dem höchsten Gebirgsgrat zwischen Firnschnee und Gletschereis die ganze Klarheit und Kühle der Bergwelt und in ihr das Bewußtsein des Alleinseins erschreckend oder erhebend durchschauert." Robert Hamerling meint: „Wer Höchstes sucht, geht immer eigne Bahn; das Beste haben Menschen nie gemeinsam. Wer glücklich werden will, erst sei er einsam!" Jede Sehnsucht läßt allein, und jedes Heldentum.

Küre 10

Das Sittengesetz in uns gebietet Selbstbeherrschung, Gleichmut und Gelassenheit sowie Sachlichkeit.

Die Völker und Rassen sind verschieden, und so auch ihre Einstellung zur Selbstbeherrschung. Bei der mediterranen Rasse gelten exzessive Gefühlsäußerungen nicht als peinlich, sondern sind geradezu gefordert, weil anders Schmerz oder Freude der betroffenen Person gar nicht geglaubt würde. Die nordischen Stämme, die aus Mitteleuropa nach Griechenland einwanderten, mischten sich dort mit der mediterranen Urbevölkerung und haben dadurch verschiedene Züge dieser Urbevölkerung übernommen, beispielsweise die Knabenliebe und auch die Tatsache, daß Männer ungehemmt ihrer Trauer Ausdruck geben. Zum homerischen Helden gehört, daß er lautstark in Tränen ausbricht. Bei den Germanen war dagegen Selbstbeherrschung vom Helden gefordert: das willensstarke Verbeißen der leiblichen und seelischen Schmerzen. Heusler schreibt, eine Gestalt wie der Philoktet des Sophokles, der laut und lange seine Qual hinaus schreit, hätte den Sagakrieger weibisch angemutet. Bei uns gehört der Vorwurf, einer habe geweint, er habe „Weinstimme in der Kehle gehabt", zu den unertragbaren. Wo das äußerste Maß von Beklemmung zu schildern ist, da läßt der Erzähler an dem schweigenden Helden Waffenhemd oder Rock entzwei gehen (Thule 3, 227). Über das Ächzen von Verwundeten höhnt man, da den Indianern gleich, und die Saga malt aus, wie man dem Tapferen nichts anmerkt, wenn ihm das Speereisen unterm Knie oder die Pfeilspitze in der Zungenwurzel steckt (Thule 7, 117). Der rechte Kriegsmann soll, wenn ihn der Hieb trifft, nicht den Schnurrbart verziehen, und wenn die Klinge seine Braue streift, nicht mit der Wimper zucken. Ein Nachklang hiervon ist in den heutigen Mensuren der schlagenden Studentenverbindungen zu sehen, wo ein Hieb, den man nicht abwehren kann, kassiert werden muß; es ist unzulässig und führt dazu, daß man von dem eigenen Bund aus der Partie herausgenommen wird und die Partie nicht zählt, wenn man einen Schritt zur Seite macht, den Kopf wegzieht – oder gar „Aua" sagt, wenn es einen getroffen hat. Das Bewahren des Gleichmuts erscheint bei englischen Dichtern der letzten Jahrhunderte als Blüte der Mannesbildung.

Die Selbstbeherrschung ist für die germanische Frau natürlich genauso ein Wert. Sie ist dann gefordert, wenn sie hormonell bedingt Sehnsucht hat, aber dann auf einen Mann trifft, den sie noch nicht geprüft hat, bei dem sie sich noch nicht sicher sein kann, den sie zu wenig kennt, der

nicht ihrer Art ist. Marie von Ebner-Eschenbach meint: „Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben". Und sie ergänzt: „Soweit deine Selbstbeherrschung geht, soweit geht deine Freiheit." Auch Matthias Claudius sieht es so: „Niemand ist frei, der nicht Herr über sich selbst ist." Und vor ihnen sagte schon Johann Peter Hebbel: „Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch tun, aber nicht einmal, sondern immer."

Diese Selbstbeherrschung hat der germanische Mensch nicht nur bei Schmerz und Leid, sondern auch gegenüber dem Tod. Die Selbstbeherrschung gipfelt im tapferen Sterben. Ein Mann von den Färöern kehrt mit seinen Leuten von einem Gefecht heim; ruhig steht er am Steuer und sagt auf die Frage, ob er schwer verwundet sei, nur kurz: Das wisse er nicht genau. Am Lande angekommen stellt er sich an einen Schuppen. Als die anderen nach ihm sehen, steht er da, starr und tot (Thule Band 13). Der Skalde Thormod, der einem König diente, hat eine Pfeilspitze „dem Herzen zunächst"; er setzt selber die Zange an und zieht sie heraus mit einem zu sich selbst gesagten Wort, halb scherzend, halb innig (als er etwas Fett mit dem Herzen herauszieht): „Des Burschens Herz ist gut genährt! Dafür müssen wir unserem König dankbar sein." Dann stirbt er (Thule Band 15).

In Gedichtform hat Otto Gmelin diese Haltung gebracht: „Klage nicht, jammere nicht, hier ist das Feld; hier bist du Schwächling oder auch Held. Segnet die Not dich, so juble ihr zu! Fällt auch das Leben dich, Sieger bist du."

Gleichmut und Gelassenheit gegenüber dem Tod ergeben sich beim Germanen daraus, daß er sich eingebunden fühlt in die Gesetzmäßigkeit von Sommer und Winter, Leben und Tod, Sonnenschein und Regen, Gesundheit und Krankheit, Frieden und Krieg, Glück und Unglück. Es gibt nicht nur die Jugend, sondern auch das Alter, nicht nur Blühen, sondern auch Verwelken, und aus der Erkenntnis aller dieser Dinge können Todesfälle, Unwetter und Naturkatastrophen, persönliches Mißgeschick oder ein Unglück des Stammes, Zufälligkeiten oder Schicksalsschläge jeglicher Art germanische Menschen nicht völlig verwirren oder gänzlich aus der Fassung bringen. Das ist nicht gleichbedeutend mit orientalischem Fatalismus; der Germane weiß, daß er gegen alle Widerwärtigkeiten ankämpfen muß und kämpft auch dagegen an. Mißgeschicke müssen

durchschritten werden, Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt werden, Unbill muß überwunden werden. Er weiß, daß nach der Finsternis wieder die Sonne leuchtet, den langen Nächten des Winters die langen Tage des Sommers folgen, und aus dieser ganzen Gewißheit heraus wird er im Glück nicht übermütig und ausgelassen und im Unglück nicht überwältigt und niedergeschlagen.

Das finden wir auch im Mittelalter beim Minnesänger Spervogel ausgesprochen:

> „Man soll den Mantel kehren, wie das Wetter geht.
> Ein tüchtger Mann nehm seine Sach just wie sie steht.
> Sein Unglück trag er nicht zu schwer,
> vom Glücke mach er wenig her!"

Und derselbe betont: „Es ziemt wohl Helden, nach Leiden frohen Muts zu sein. Kein Mißgeschick war je so groß, daß nicht dabei ein Glück gewesen: das wollen wir bedenken. Uns mag wohl ein Gewinn auf Schaden folgen. Wir haben ein zum Untergehn bestimmtes Gut verloren: Ihr stolzen Helden, bleibet unbekümmert. Darum wollen wir nicht verzagen: Es wird erneut versucht." Als Trost kann der alte Spruch gelten: „Allzeit gewinnen macht verdächtig, allzeit verlieren macht verächtlich."

Schiller sagt zurecht: „Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren! Wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz."

Mein Vater Dr. med. Heinz Rieger pflegte zu sagen: „Der Mensch muß abschreiben können", wenn ein finanzieller Verlust ihn traf. Alles das, was mit Geld gekauft und dann verloren wurde, zählt nicht wirklich. Entweder wir können es mit Geld ersetzen, oder es war doch nur ein materieller Verlust. – Die germanische Haltung bedeutet keineswegs Gefühlslosigkeit oder Oberflächlichkeit dem Leben gegenüber; der germanische Mensch hat seelische Tiefe, wie Burkhardt im einzelnen nachweist. So bedeutet auch die männliche Tränenlosigkeit keineswegs gefühllose Leere und Ausgeblutetheit des Gemüts, sondern – wie Gerhard Krüger sehr richtig darstellt: „Hinter ihr verbirgt sich oft jene viel größere, tiefere Gefühlskraft des starken Herzens, die nur seltener als in weniger erlebnisreichen Zeiten durch die scheinbare Kaltblütigkeit, dann aber um so brennender und quälender hindurchbricht. Es gibt einen Schmerz, der stumm ist, weil die schier unfaßbare Größe des Leids alle Worte abwürgt und die Tränen nach innen brechen läßt."

Gelassenheit erleichtert die Selbstbeherrschung: „Der Mensch, der Gewalt über sich hat, leistet das Schwerste und Größte, – wer Großes leisten will, muß dreierlei besitzen:

Kraft zum Willen,
Kraft zum Ausharren und
Kraft zum Entsagen."

So sieht es Friedrich Nietzsche, und er zeigt auch, daß Selbstbeherrschung die Voraussetzung für Führertum ist. „Wer sich nicht befehlen kann, der soll gehorchen" (Nietzsche). Goethe hat es bereits vor ihm so gesehen:

„Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht.
Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer Knecht."

Und ebenso Arthur Stahl: „Selbstbeherrschung ist der erste Schritt zur Beherrschung anderer."

Selbstbeherrschung wird aber auch in weniger kritischen Situationen von einem Menschen unserer Art verlangt. In den englischen Public Schools wird sie vermittelt. Gefühlsausbrüche gibt es nicht, Gefühle werden kaum gezeigt. „Gleichmut" hat dabei mehr die Tönung, sich durch harte Schicksalsschläge nicht erschüttern zu lassen, „Gelassenheit", Dinge nicht zu ernst zu nehmen, sich bei irgend etwas nicht zu sehr aufzuregen.

Gleichmut darf nicht mit Gleichgültigkeit verwechselt werden. Gleichgültigkeit, wenn es um Schicksalsfragen unseres Landes, Volkes und unserer Art geht, darf uns nie erfassen! Da kann es keine Lauheit, keine Halbheit, kein Zögern und Deuteln und Zweifeln geben! Da darf nur der Wille zur Hingabe an die große Aufgabe glühen! Wer von der Notwendigkeit des Kampfes und des eigenen Einsatzes einmal überzeugt ist, den kann die Gleichgültigkeit nicht erfassen, wo er auch steht, mag er schlichtes Tagwerk vollbringen oder an der vordersten Front des weltanschaulichen und religiösen Kampfes marschieren.

Es gibt in jedem Kampf Stunden und Tage, in denen man müde und schlaff werden könnte. Es gibt Zeiten, in denen man geruhsam und gleichgültig werden könnte. Dann müssen uns wieder die Notwendigkeit unserer Aufgabe, der Heroismus großer Gestalten unserer Art, die Erinnerung an Großtaten unserer Geschichte aufrütteln. Und wenn wir bei einem Gefährten sehen, daß er müde, mutlos zu werden beginnt, dann ist es unsere Aufgabe, ihm wieder den Glauben an unseren endlichen Durchbruch wiederzugeben.

So wie es Albert Matthäi fordert:

„Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
an deines Volkes auferstehn.
Laß diesen Glauben dir nicht rauben,
trotz allem, allem, was gescheh'n.

Und handeln sollst du so, als hinge
von dir und deinem Tun allein
das Schicksal ab der deutschen Dinge
und die Verantwortung wär dein!"

Mit der zweiten Strophe nahm er eine Forderung von Johann Gottlieb Fichte aus dessen „Reden an die deutsche Nation" auf: „Ob aber jemals es uns wieder wohlgehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgendein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen: und insbesondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weise tut und wirket, als ob er allein sei, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe."

Der eigene Einsatz wird desto nachdrücklicher sein, je mehr man sich seiner eigenen Bedeutung bewußt ist. Auch deswegen ist die christliche Ablehnung des Selbstbewußtseins kontraproduktiv. „Man soll nicht bloß handeln, sondern es auch mit der Zuversicht tun, als hänge der Erfolg lediglich von einem selbst ab." (Wilhelm von Humboldt).

Selbstbeherrschung bedeutet nicht Abtöten der Gefühle. Die Römer haben sich schon gewundert, wieviel die Germanen klaglos ertragen, um dann plötzlich in einen „furor teutonicus" auszubrechen, eine wilde Wut (wie Wodans wilde Jagd), in der alles hinweggefegt wird, was sich entgegengestellt hat, gleichgültig um irgendwelche Bedenken.

Wer sich selbst äußerlich und innerlich beherrscht, wer sich selbst Schranken auferlegt hat, der hat Selbstzucht geübt. Liliencron sagt:

„Auf meiner Schlachtfahne soll in leuchtender Schrift glänzen das edelste Wort: Selbstzucht! Und nur das gewaltige Wort stick in den Stachelkranz: Tod aller Weichheit!"

Wir fordern nicht – anders als die christliche Askese –, sich selbst zu überwinden. Andererseits halten wir auch nichts vom christlichen Fanatismus, der der Gelassenheit geradezu entgegengesetzt ist, und zu vielfachem Massenmord an Andersdenkenden geführt hat.

Sicherlich fällt dem einen Menschen die Selbstzucht schwerer, dem anderen leichter. Dem fälischen Menschen ist sie, da er zur Verschlos-

senheit, Innerlichkeit und Unerschütterlichkeit neigt, angeboren. Dem nordischen Menschen, da er beweglicher, kämpferischer, angriffsfreudiger, zuweilen auch jähzorniger ist, fällt Selbstzucht schwerer. Dem älteren Menschen fällt es auch oftmals leichter, gelassen zu sein, so daß auch das Lebensalter eine Rolle spielt.

Der germanische Mensch ist sachlich. Er prüft eine Sache von allen Seiten, findet aufgrund seiner hohen Verstandesbegabung neue Gesichtspunkte und hat auch den Mut, diese neuen Erkenntnisse dann gegen „herrschende Meinungen" und „offenkundige Wahrheiten" zu vertreten und schließlich durchzusetzen. Wenn eine Frage gelöst werden muß, gehört zur Sachlichkeit, daß persönliche Gefühle (Sympathie oder Antipathie) außen vor gelassen werden; die Sache, das Werk zählen, und es muß das beste Ergebnis am Ende stehen, gleichgültig, wie sympathisch oder unsympathisch man einen Mitstreiter gefunden hat. Richard Wagner hat ausgesprochen: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst Willen tun", und das ist sicherlich einer der treffendsten Gedanken, die er ausgedrückt hat. Es geht um die Sache, nicht darum, ob man selbst damit Ruhm gewinnt oder nicht, ob der Beifall der Massen erfolgt oder nicht, ob man viel oder wenig Geld damit verdient: das Werk steht im Vordergrund.

Deswegen haben nordisch-fälische Menschen so viele Erfindungen gemacht. Sie haben sich nicht an vorgegebene Meinungen geklammert, sondern haben auch andere Überlegungen einfließen lassen. Der nordische Mensch setzt sich auch sachlich mit den Auffassungen seiner Gegner auseinander und überprüft aufgrund ihrer Einwände seine eigene Auffassung. Er ist selbstkritisch – manchmal zu selbstkritisch, wenn er fälisch ist, extrem introvertiert, versucht sich mit den Augen des anderen (auch des Gegners und Feindes) anzusehen, wie diese oder jene Sache von dort aus erscheinen möge. Bei unserer Menschenart ist oftmals nicht fehlende Sachlichkeit das Problem, sondern zu große Objektivität, dem Feind zu viele Rechte einzuräumen. Das muß uns bewußt sein, gleichzeitig aber wissend, daß nur die Sachlichkeit die großen Erfolge unserer Menschenart auf wissenschaftlichem Gebiet möglich gemacht hat. Sumner Welles, Staatssekretär unter Roosevelt im 2. Weltkrieg, schrieb in seinem Buch „Time for Decision" über die Deutschen: „Es ist eine einzig dastehende Tatsache, daß kein Volk einen größeren Beitrag zum philosophischen, wissenschaftlichen, literarischen und musikalischen Erbe der modernen Kultur geleistet hat."

Küre 11

Das Sittengesetz in uns gebietet Maßhalten bei Gelage, Speise und Trank.

Schon Tacitus hat bei den Germanen ihre Trunksucht erwähnt und erklärt, wenn man ihnen genug alkoholische Getränke liefern könnte, dann würde man sie damit besser besiegen können als mit den Legionen. Üblicherweise gab es nämlich keine alkoholischen Getränke bei den Germanen; Bier oder Met waren nicht haltbar und wurden nur zu besonderen Festen gebraut. Dann allerdings wurde ausgiebig getrunken, und zwar bis zum Vollrausch. Das haben sich die Römer zunutze gemacht, als sie beim Herbstfest der Marser in deren Land eindrangen und – ohne irgendwelche Gegenwehr zu finden – Zigtausende erschlugen und ganze Landstriche verwüsteten.

Das gemeinsame kultische Trinken war das „Gelage" und hatte damit einen anderen Sinn, als wir ihm heute – in einer profanisierten Zeit – geben. Wir benutzen das Wort in der alten Bedeutung. So wurde es auch bei der Gilde benutzt, wie vorher bei Gastlichkeiten im heidnischen Germanien. Es galt fast als unhöflich, nicht ausgiebig zu trinken, da das darauf deuten könnte, daß das von der Hausfrau selbstgebraute Bier einem nicht schmeckte. Nur bei Germanen konnte eine Vorstellung aufkommen wie die, ein Mann müsse „trinkfest" sein, einen „Stiefel vertragen können". Sicherlich auch aufgrund rassischer Veranlagung und späterer entsprechender Auslese ist die wissenschaftlich festgestellte Tatsache begründet, daß germanische Menschen im Regelfall sehr viel mehr Alkohol vertragen als z. B. Juden, bevor sie betrunken sind. Trinkfestigkeit gilt auch den Russen als Mannestugend.

Die größere Trinkfestigkeit darf aber nicht dazu führen, die eigenen Grenzen zu überschätzen. Früher sind zahllose Händel, Raufereien, Messerstechereien und ähnliches durch Streitigkeiten, die im Alkoholrausch angefangen haben, entstanden, und auch heute noch werden viele Delikte unter Alkoholeinfluß begangen. Die Hemmschwelle ist herabgesetzt, und man fühlt sich stärker; es scheint alles zu gelingen, und so überschätzt man sich nicht nur beim Autofahren, sondern auch bei sonstigen Aktivitäten. Auf diesem Gebiete Maß zu halten ist ein ganz wesentlicher Umstand; in den USA gab es – bis das Verbot durch Verbrecherbanden unterlaufen wurde – die „Prohibition", das Verbot von Alkoholausschank. In Island und Norwegen gibt es die eingeschränkte Pro-

hibition, wonach der Staat nur eine gewisse Zuteilung von Alkohol pro Person erlaubt, man also nur unter Vorlage seines Personalausweises eine bestimmte Menge kaufen kann. In Schweden war es früher auch so; aber deswegen, weil dann Nichtalkoholiker auf ihre Karte Alkohol kaufen konnten und ein Geschäft damit machten, diesen an Alkoholtrinker abzugeben, wurde es abgeändert. In Schweden hat man zwar diese Zuteilung aufgegeben, verlangt aber immer noch, daß hochprozentiger Alkohol nur in staatlichen Läden zu hohen Preisen verkauft werden darf, trotz Einwänden der EU; probeweise hat man in einer Stadt den Alkoholverkauf in Supermärkten freigegeben, und dies hat zu so viel Alkoholismus bei der Jugend geführt, daß die Schweden sagten, sie müßten eine Generation abschreiben, falls der freie Verkauf des Alkohols überall zugelassen würde.

Allerdings muß gerechtigkeitshalber gesagt werden, daß die Schweden – anders als dies in Deutschland geschieht – die Woche über weder am Arbeitsplatz (Geburtstagsfeiern) noch abends üblicherweise Alkohol trinken, dafür aber am Wochenende so viel, „daß man es merkt".

Wer Michel aus Lönneberga kennt, der weiß auch, daß es in Schweden genauso wie in Deutschland den Guttempler-Orden gab und gibt, der sich die vollständige Abstinenz zum Ziel gesetzt hat; Hintergrund war auch hier, daß – anders als im romanischen Bereich – schwerer Alkoholismus bei den germanischen Völkern verbreiteter ist, und dieser hinter Gitter oder in die Gosse führt. Alkohol hat ja auf unsere Menschenart unterschiedliche Wirkungen; die einen werden ruhiger und schlafen ein, die anderen werden unter Alkoholeinfluß aggressiv und begehen dann auch leichter Straftaten.

Bei Frauen bewirkt Alkohol oftmals, daß sie ihre Zurückhaltung verlieren und zugänglicher sind, auch da, wo sie besser Grenzen setzen würden. Sie fühlen sich attraktiver und unternehmungslustiger mit einem Schwips. Im Mittelalter warnen Salomon und Markolf: „Wein bringet Unkeuschheit, wer trunken ist, der stiftet Leid." Weil wir keine Antialkoholiker sind, ist es das beste, seine Kinder an maßvollen Alkoholgenuß zu gewöhnen, so daß sie nicht die Beherrschung verlieren, wenn sie denn einmal Alkohol trinken, was im Leben ja immer wieder vorkommen kann.

Wir wundern uns nicht, wenn auch in der Edda zahlreiche Warnungen vor übermäßigem Biergenuß enthalten sind. Bei den Lehren an Loddfafnir heißt es: „Vorsichtig sei, doch nicht übervorsichtig; beim Bier sei am

vorsichtigsten!“ Im dritten Sittengedicht heißt es: „Das rate ich zum sechsten, wenn Rauschwort bei Männern voll Haß sich erhebt: Nicht hadre trunken mit Kriegern! Das Bewußtsein stiehlt Wein. Wortstreit und Bier hat Weh gebracht manchem Manne schon, Tod dem einen, Trübsal dem andern: mannigfach ist Menschennot“. Und schon das Havamal sagt: „Schlimmeren Vorrat nimmt auf die Fahrt man nie als Biertrunks Übermaß“. In Odins Beispielen heißt es: „Nicht so gut, wie mancher glaubt, ist das Bier den Erdensöhnen; denn es hat der Mann, je mehr er trinkt, desto weniger seiner Sinne Macht. Vergessenheit heißt der Reiher, der überm Rauschtrunk schwebt; er stiehlt uns den Verstand.“ Odin beklagt dann, daß er bei Gunnlöd wegen seines Rausches gefesselt war, und sagt dann: „Das beste am Rausch ist, daß zurück ein jeder sein Bewußtsein gewinnt“. Allerdings muß ergänzt werden: Bei jedem Vollrausch sterben einige tausend Gehirnzellen ab, und auch deswegen sollte man sein Maß kennen.

Das Havamal verweist darauf, daß Alkohol die Zunge löst: „Es gafft der Tor, der zum Gastmal kommt, stottert oder ist stumm; zu Tage tritt, wenn er Trank erhält, wie sein Verstand bestellt.“ Und deswegen rät das alte Sittengedicht: „Nicht klebe man am Becher, trinke Bier mit Maß, spreche gut oder gar nichts; niemand wird dein Benehmen tadeln, gehst du bald zu Bett.“

Aber nicht nur bei Bier und Met soll man sich zurückhalten. Wenn manche Menschen im Mittelalter praßten und schlemmten, wie auf den damaligen Holzschnitten ersichtlich, wo sich die feisten Mönche und Kleriker vom hageren Bauern abheben, sonderten sie sich mit dieser Völlerei ab von unseren heidnischen Vorfahren. Gegen ein gutes Essen ist nichts zu sagen, aber es muß maßvoll sein. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß der, der beim Essen Zurückhaltung übt, gesünder und länger lebt als der Schlemmer. Besonders hilfreich dabei ist, wenn nach 17 Uhr nichts mehr gegessen wird. Das Havamal rät, bevor man zu einer Einladung geht: „Reiche Frühkost soll man zuvor genießen, wenn man zum Gastmahl geht, sonst sitzt man und schlingt, als ob man verschluckt sich hätte, und kann fragen nicht viel.“ Und weiter heißt es im Havamal: „Der Gefräßige, der Vorsicht nicht kennt, schlingt, daß ihm schlecht wird im Bauch; dem törichten Mann wird sein Magen zum Spott, wenn zu Klugen er kommt. Herden wissen, wann heim sie sollen, und gehen dann aus dem Gras; doch niemals ahnt der unkluge Mann seines Magens Maß.“

Ernst Moritz Arndt setzt das so in Reime:

„Du fragst, wie werd' ich stark? Bedürfe wenig!
So wirst du deiner Erde Herr und König.
Zum Knecht macht einzig Kehle dich und Bauch
und was noch Schlimm'res schafft den feigen Gauch.
Der Weisheit Spruch weist da das Männerrecht:
Erwähle, ob du Herr sein willst, ob Knecht!"

Weit mehr als die Hälfte der US-Amerikaner hat Übergewicht. Schon bei jungen Männern passen oftmals die Gürtel nicht mehr über den Leib. Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz hat von „Verhaustierung des Menschen" gesprochen, weil wir – ähnlich wie unsere Haustiere – uns kaum mehr bewegen, und bei vielen Menschen das Leben reduziert ist auf Essen, Trinken, Fernsehen und Sexualität.

Tacitus schreibt, daß sich bei den Germanen im Gelage die Herzen öffnen, jeder das sagt, was er wirklich denkt, ohne Rücksicht auf Einfluß und Stand. Deswegen bespprächen sie dort auch Pläne. In einem Punkt allerdings irrt er, daß nämlich abgestimmt werde erst am nächsten Tag, wenn man nüchtern sei. Wir haben aus den Sagas Beispiele, daß im Rausch gemachte Gelübde keinesfalls als unverbindlich gesehen werden, sondern alles daran gesetzt wird, diese Gelübde – so waghalsig und schier unmöglich sie auch sein mögen – zu erfüllen. Dies liegt daran, daß das Gelage, da der Trunk zum Beginne einer Gottheit geweiht wurde, in Anwesenheit der Götter gedacht wurde, der geheiligte Mettrunk etwas von seiner Kraft den Teilnehmern am Gelage mitteilt, so daß sie quasi in die Zukunft sehen und auch ihre Möglichkeiten erkennen können.

De Vries vermerkt, daß das germanische Festmahl keine stumpfe Schwelgerei sei. Allerhand Belustigung des Verstandes und Witzes dienten zu seiner Würze. Es wurden von Skalden Heldengeschichten vorgetragen, und Mut und Tapferkeit von Helden verglichen, die alle kannten. Bei einem „Männervergleich" wurde unter eifrigster Teilnahme aller, die anwesend waren, Taten und Tugenden gegeneinander abgewogen. Von Friesland ist bis in die heutige Zeit überliefert, daß bei Festmahlen die Reihe rund geht, und jeder ein Rätsel aufgeben muß. Denn Alkohol löst auch bei den Germanen die Zungen, erzeugte einen Reichtum des Denkens, der sonst hinter schweigsamen Gesichtern verborgen bliebe.

Küre 12

Das Sittengesetz in uns gebietet das Streben nach Lebenslust und Lebensfreude, heiter und wohlgemut unser Leben zu führen, Freude aber auch im Überwinden von Schwierigkeiten zu suchen.

Lebenslust und Lebensfreude in einem Sittengesetz? Das mag sich mancher fragen. Aber auch hier gibt es Unterschiede zwischen den Menschenarten und Religionen, und die Bedeutung der Lebensfreude wird, so hoffe ich, bei den nachfolgenden Zeilen deutlich werden.

„Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut: Das allein, meine Brüder, ist unsere Erbsünde!" Friedrich Nietzsche spielt damit auf das Christentum an. Da wird denjenigen, die sich auf der Erde freuen, „Heulen und Zähneklappern" im Himmelreich prophezeit. Jesus meint, ihnen werde das Lachen schon noch vergehen. Denn wer sich zu sehr an die Erde halte, der könne das Himmelreich nicht erwerben. „Ach, hätte die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein." (Karl Gutzkow). Deshalb sagt Rückert:

„Ich war schon ziemlich ein Christ,
und wär' es noch mehr geworden,
doch mir verleidet ist
auf einmal der ganze Orden.

Ihr macht es mir zu toll
mit eurem christlichen Leide;
mein Herz ist noch freudevoll,
darum bin ich ein Heide.

Bricht einst mein Lebensmut,
dann könnt vielleicht ihr mich werben;
denn eure Lehre ist gut
zu nichts auf der Welt als zum Sterben."

Nun, für uns ist die Erde kein Jammertal. Wir bejahen das Sein, und wir bejahen das Leben. Herrlich ist die Natur. In unendlicher Mannigfaltigkeit bietet sie dem Menschen in ihrem Reichtum ein Sinnbild des Göttlichen. Erbärmliche Menschen sehen nur Disteln und Dornen, wir sehen die fruchttragenden Halme. Andere klagen über zu große Hitze und zu viel Kälte; wir freuen uns der Abwechslung. Wenn einige über Schatten und Nebel stöhnen, so wissen wir, daß die Sonne wieder durchbricht. Eine flache Landschaft ist nicht gigantisch, das Hochgebirge nicht lieblich. Falsch wäre es, das eine von dem anderen zu erwarten. Wir ver-

tiefen uns in den Charakter jeder Landschaft, jeder Naturerscheinung, sind innerlich ergriffen und aufgeschlossen hierfür. In der Natur tanken wir Kraft für Leib und Seele.

Dabei halten wir uns fern von der Fremdsucht. Für viele unserer Mitbürger ist alles Fremde immer das „Bessere“, das „Schönere“, z. B. der „ewig blaue Himmel über dem Mittelmeer und dem Süden“. Aber wenn sie dort leben müßten und jeden Tag den ewig glühenden Himmel über sich hätten, nachts wegen der Hitze nicht schlafen könnten, verdorrte und verbrannte Äcker und Felder sähen, dann würden sie etwas vorsichtiger mit ihrem Urteil sein. Lernen wir erst einmal unsere Heimat kennen, dann die anderen germanischen Länder und Völker. „Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah’. Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da.“ (Goethe).

Lebensfreude und Lebensglück können wir auch aus ganz einfachen Dingen des Tagesdaseins gewinnen. Die „kleinen Freuden“ sind es oft, die uns beglücken und mit dem Gefühl der Daseinsbejahung erfüllen. Das Wachsen der Pflanzen und Bäume im Garten, der Frühling mit seinen zarten Farben und dem Jubilieren der Vögel, das Aufbrechen einer Knospe zur Blüte, die Wärme des Sommers, die bunten Farben des Herbstes und der Schnee des Winters können uns mit Glücksgefühlen beschenken. Unsere Kinder, deren Werden und Wachsen wir behüten und geleiten, das junge Leben überall, das die Ewigkeit unseres Volkes und unserer Art verbürgen soll, das kleine und doch so große Glück im eigenen Hause sind Werte, die zur echten und wahren, zur einfachen und immer möglichen Lebensfreude und Daseinsbejahung gehören. Diese sollte man in unserer Zeit ebenso achten und pflegen, lieben und erhalten lernen wie alle anderen, scheinbar größeren, aber oft nur äußerlich wirkenden Genüsse und Vergnügungen. „Ich genieße alles dankbar, was von außen kommt, aber ich hänge an nichts.“ (Wilhelm von Humboldt). Und der Volksmund weiß: „Der Weise trägt sein Glück bei sich.“

Dabei verketzern wir solche Genüsse allerdings nicht. Wir sind freude- und genußbejahend. Ein gutes Essen, ein guter Wein können uns Lebensfreude vermitteln. „Die besten Ärzte der Welt sind Dr. Essen, Dr. Ruhe und Dr. Fröhlich“ (Jonathan Swift), wozu der Spruch paßt: „Wo Freud’ ist, da ist Gesundheit und Leben.“

Lebensfreude kann der nicht haben, der nie zufrieden ist, weil ihm nichts genügt. „Mancher ist arm bei großem Gut, und mancher ist reich bei Armut.“ (Hausspruch). Und weiter: „Zufriedenheit wohnt mehr in Hütten als in Palästen.“ Der Volksmund sagt zurecht: „Arm ist nicht,

wer wenig hat, sondern wer viel bedarf." Deshalb fordert Lichtenberg: „Verminderung der Bedürfnisse sollte wohl das sein, was man der Jugend durchaus einzuschärfen und wozu man sie zu stärken suchen müßte. Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher, ist eine alte, aber sehr verkannte Wahrheit." Auch Wilhelm von Humboldt erkennt: „Die meisten Leute machen sich bloß durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden." Dabei ist es aber nun einmal oft so, wie Schiller sagt: „Wie anders säet der Mensch, und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten." Deshalb sagt Karl Friedrich Kretschmann: „Wer macht sein Schicksal sich wohl besser, als es ist? Der, was ihm fehlt, nicht wünscht, und was er hat, genießt." Schopenhauer mahnt: „Wir denken selten an das, was wir haben, sondern immer nur an das, was uns fehlt." Aber auch der kann nicht glücklich sein, der in unwürdigen Verhältnissen verharrt, ohne Anforderungen an sich selbst vor sich hinlebt, sich immer bescheidet aus Antriebslosigkeit. Demzufolge der Spruch: „Zufriedenheit ist eine Tugend, Selbstzufriedenheit ein Fehler."

Kluge Frauen wissen, wie sie durch die Gestaltung des Heimes, durch Blumen und schöne Tischdecken auf unser Gemüt wirken können. Auch Haustiere bereiten ihren Haltern vielfältige Freude.

Lebensfreude bekommen wir auch durch Zusammensein mit Freunden und Gefährten, ein gutes Gespräch, Anstrengung bei sportlichen Leistungen. Unbeschwertes Singen, Spiel und Tanz sind Quellen der Lebensfreude. Leider hat durch den Fernsehkonsum das Spielen im Verwandten- oder Freundeskreis stark abgenommen; Umfragen haben ergeben, daß die Menschen desto freudloser und unzufriedener sind, desto länger sie durchschnittlich täglich fernsehen. Noch vor 50 Jahren war das Tanzen selbstverständlich bei jedem Fest; heute wird oftmals nur „Smalltalk" oder Konversation gepflegt, diskutiert, sich „auseinandergesetzt". Und in Diskotheken tanzt jeder für sich, ist Geselligkeit schon wegen der großen Phonstärken unmöglich. Ist dies ein Fortschritt gegenüber dem „Tanz unter der Linde"?

Die Kunst des Feierns ist vielfach verloren gegangen. Die Freizeit wird dadurch totgeschlagen, daß man sich durch Unternehmen, die Freizeitgestaltung als Dienstleistung anbieten, die eigenen Gedanken über eine freudestiftende und sinnerfüllte Freizeit abnehmen läßt. „Brot" = Wohlfahrtsstaat und „Spiele" = organisierte Massenfreizeit, das waren einige der Sargnägel des römischen Imperiums. Schon Ernst Moritz Arndt stellte 1806 n. ü. Ztr. fest, daß mit der maßlosen Steigerung der Vergnügungen die elementare Freude und Heiterkeit aus der Welt ge-

schwunden sei: „Nach Vergnügungen jagt der Mensch, der keine Freude hat. Deswegen haben wir der Vergnügen und Lustbarkeiten so viele, aber ohne Sinn, ohne Jubel und Taumel...“. Die Unfähigkeit zum Feiern war ihm bereits ein Beweis für das Absterben der Lebenskraft, zunehmende Dekadenz. Feten oder Partys zeigen den Abstieg schon in den Worten. Auch hier sind aber Menschen unserer Art nicht so gefährdet wie andere: „Ein geistiger Mensch hat in gänzlicher Einsamkeit an seinen Gedanken und Phantasien vortreffliche Unterhaltung, während von einem stumpfen die fortwährende Abwechslung von Gesellschaften, Schauspielen, Ausfahrten und Lustbarkeiten die marternde Langeweile nicht abzuwehren vermag.“ (Schopenhauer).

Es ist ganz wichtig für die Lebensfreude, daß wir nicht zu viele negative Eindrücke auf uns einwirken lassen. Die Massenmedien berichten überwiegend negative Dinge: Unglücke, Erdbeben, Verbrechen usw. Wer hat schon einmal eine Schlagzeile gesehen, in der ein Lebensretter gepriesen wurde? Wenn wir uns nicht mit überwiegend negativen Nachrichten zumüllen lassen wollen, dann müssen wir uns abschirmen, allerdings nicht total. Einen Teil solcher Nachrichten brauchen wir, um in uns den „heiligen Zorn“ hochkommen zu lassen, den Wunsch, mit all dem Übel aufzuräumen. Die Zeiten sind zu ernst, als daß wir nur in San Francisco an der Bucht liegen könnten, mit Blumen im Haar, und uns des Daseins freuen könnten. Das Havamal drückt diese Vorstellung so aus: „Gemessen weise sei der Männer jeder, keiner sei allzu wissend, denn heiter wird selten das Herz des Mannes, wenn er zu weise wird.“

Wenn wir uns zu sehr mit negativen Dingen befassen, dann lähmt uns das aber. Positive Gedanken führen zu positiven Taten. Moltke hat in dem Aufbau keiner vergifteten Gemütslage sogar eine Pflicht gesehen: „Heiterer Gleichmut ist nicht nur ein großes Glück, sondern auch, soweit es von uns abhängt, eine Pflicht und ein Verdienst.“ Und zwar deswegen, weil Freude so wichtig ist für große Aufgaben.

„Du wirst es nie zu Tücht'gem bringen
bei deines Grames Träumerei'n,
die Tränen lassen nichts gelingen:
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

Wohl Keime wecken mag der Regen,
der in die Scholle niederbricht,
doch golden Korn und Erntesegen
reift nur heran bei Sonnenlicht.“

Diese Auffassung von Theodor Fontane (wobei die Zeile: „Wer schaffen will, muß fröhlich sein" vom Volksmund aufgenommen wurde) ist von vielen unserer Dichter geteilt worden. Goethe sagt: „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten." Karl Bröger meint: „Arbeit will Kraft zur Freude, damit ihr Werk von dieser Kraft getragen sei." Marie von Ebner-Eschenbach betont: „Traurigkeit ist Stille, ist Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben". K. J. Weber stellt fest: „Fröhlicher Mut hilft durch; was Fröhliche tun, gerät gut." Hermann Löns verweist darauf: „Das wichtigste Stück des Reisegepäcks ist und bleibt ein fröhliches Herz". Jean Paul mahnt: „Heiterkeit und Freudigkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeihet, Gift ausgenommen." Cäsar Flaischlen ist derselben Meinung: „Mit Traurigsein ist nichts getan! Auf helle Augen kommt es an und auf Vertrauen zu dir selbst, daß du's zwingst und daß du's hältst!" Georg Stammler spielt wiederum auf das Christentum an: „Das Heulen laß dem Wind, das Jammern laß den Pfaffen! Was Freude nicht erschafft, bleibt ungeschaffen." Und nicht zu vergessen Schiller: „Ein frohes heiteres Gemüt ist die Quelle alles Edlen und Guten; das Größte, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung." Aus diesen Gründen heraus wurde im Dritten Reich das Werk „Kraft durch Freude" erschaffen, wo durch Verbesserung der Arbeitsbedingungen (Licht und Luft in Betriebshallen), preiswerte Urlaubsreisen, Konzerte, bunte Abende u. a. Freude geschaffen wurde, was nach der großen wirtschaftlichen und politischen Not in der Weimarer Republik erforderlich war: Viele Deutsche mußten erst wieder lernen, froh zu sein. -

Und Schiller faßte diese seine Überzeugung in folgende Verse:

„Freude heißt die starke Feder
in der ewigen Natur;
Freude, Freude treibt die Räder
in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
die des Sehers Rohr nicht kennt.
Froh', wie seine Sonnen fliegen
durch des Himmels prächt'gen Plan,
laufet Brüder, eure Bahn,
freudig wie ein Held zum Siegen!"

Also: Wenn eine große Tat getan werden soll, dann ist Freude sehr hilfreich dazu. Deswegen stelle man sich den germanischen Helden auch nicht verbissen vor; der germanische Held war heiter, er lachte über seine Feinde. Das Havamal: „Heiter und wohlgemut sei der Männer jeder, bis der Tod ihn trifft", und ebenso Nietzsche: „Der Held ist heiter – das entging bisher den Tragödiendichtern." Das nützt ihm auch laut Fafnismal: „Man gönnt dem Frohen mehr Heil als dem Unfrohen, was immer zur Hand ihm kommt." Deswegen heißt es in Hars Sprüchen: „Keine Krankheit ist für den Weisen schlimmer, als fremd aller Freude sein." Christian Morgenstern erkennt: „Lachen und Lächeln sind die Pforte, durch die viel Gutes in den Menschen hineinhuschen kann." Der Volksmund behauptet sogar: „Fröhlich sein gibt gut Geblüt."

Unser deutscher Volksmund weiß noch mehr: „Der Erde köstlicher Gewinn ist frohes Herz und reiner Sinn", sowie „Ein frohes Herz, gesundes Blut, ist besser als viel Geld und Gut." Fischart zieht die Parallele zum Schlaf: „Gleichwie der Schlaf dem Leib wohltut, so kommt Freude dem G'müt zugut." Und Rudolf von Ihring sagt ebenso: „Was der Schlaf für den Körper, ist die Freude für den Geist: Zufuhr meiner Lebenskraft!"

Wobei anzumerken ist, daß derjenige, der gut geschlafen hat, mit mehr Vertrauen und Zuversicht in den nächsten Tag geht. Des weiteren sollten wir uns selbst jeden Morgen ein paar aufmunternde Worte sagen. Einige Beispiele, sich Freude zu verschaffen, habe ich schon gebracht. Neben Natur bringt aber auch das Betrachten schöner Bilder und Plastiken, das Anhören guter Musik, die beglückenden Stunden mit einem geliebten Menschen Lebensfreude. Eines der einfachsten und auch wirksamsten Mittel zur Erhöhung unseres Lebensgefühls und der Freude am Dasein bietet das Schrifttum unseres Volkes und anderer Artvölker. Das können Gedichte sein, Romane oder wissenschaftliche Werke, je nach der eigenen Auffassung. Wir können uns da so unterhalten und bilden, wie es bei keiner Schule und keinem Studium erreichbar wäre. Die Möglichkeiten zur Erweiterung des eigenen Horizontes sind hier grenzenlos, so daß durch Selbststudium und Eigenlektüre ein Grad echten Wissens und wirklicher Bildung erlangt werden kann, den keine vorgegebene Ausbildung zu geben vermöchte. So können wir jeden Tag zu einem sinnvollen Tag unseres Daseins machen, jede Stunde uns erfüllen, und damit nicht nur zur Lebensfreude, sondern auch zu innerer Zufriedenheit kommen. „Wenn Du an Dir nicht Freude hast, die Welt wird Dir nicht Freude machen." (Volksmund).

Ein weiteres gutes Mittel, sich selbst Freude zu verschaffen, ist es, anderen Freude zu machen. „Das beste Mittel, jeden Tag gut zu beginnen, ist: beim Erwachen daran denken, ob man nicht wenigstens einem Menschen an diesem Tage eine Freude machen könnte." (Friedrich Nietzsche), d. h. „einen erfreuen, daß ihm das Herz im Leibe aufhupft." (Volksmund). Und wir werden dann das erleben, was ein deutsches Sprichwort so in Worte kleidet:

„Willst du glücklich sein im Leben,
trage bei zu andrer Glück;
denn die Freude, die wir geben,
kehrt ins eigne Herz zurück."

Die Erfahrung hat auch Theodor Vischer gemacht: „Mach andern Freude! Du wirst erfahren, daß Freude freut." Und ähnlich Johann Ludwig Gleim: „Wer glücklich ist, kann glücklich machen, wer's tut, vermehrt sein eigenes Glück."

Wir können nicht erwarten, mehr an Freude zu beanspruchen, als wir selbst gewähren.

Wir kennen in Norddeutschland die „Spökenkieker", Männer und Frauen, die zukünftige Dinge voraussehen können. Solche gab es sicher schon im germanischen Altertum, wobei wir im Havamal aber gewarnt werden, uns nach unserem zukünftigen Geschick zu erkundigen: „Gemessen weise sei der Männer jeder, keiner sei allzu wissend; sein künftig Geschick soll keiner wissen: So bleibt ohne Sorgen sein Sinn." Der Volksmund fordert deshalb: „Das Herz fröhlich, den Mut tüchtig, die Reden ehrlich, die Taten richtig!"

Auch Witze und Späße schaffen uns Freude. Dabei ist das, worüber die Menschen lachen, von Rasse zu Rasse verschieden. Eine der üblichen Spaßszenen bei Charlie Chaplin ist beispielsweise, daß er, der kleingewachsene Jude, einen großen starken Mann von hinten ins Gesäß tritt, sich dann blitzschnell umdreht und unschuldig pfeifend daneben steht, so als ob er damit überhaupt nichts zu tun hätte. Juden finden das anscheinend urkomisch, wenn so die Starken und Kräftigen gelackmeiert werden; unsereins fällt da das Lachen schwer. Chaplins Glaubensgenosse Mr. Bean verhält sich ähnlich wie Chaplin; beispielsweise steht er in einer Schlange, möchte sich aber gerne vordrängeln, was er dadurch tut, daß er dem Vormann vor dem Mann vor ihm unbemerkt vom Mann vor ihm einen Schlag gibt, woraufhin der sich empört umdreht und mit dem hinter ihm stehenden Mann ins Handgemenge gerät; Bean nutzt die Gelegenheit aus und rückt zwei Plätze in der Schlange vor. Was die Sa-

che dann doch für Nichtjuden witzig macht, ist, daß Mr. Bean – anders als Chaplin – letztendlich den Kürzeren zieht, und alle seine üblen Tricks, die zunächst einmal ihm Vorteile im Verhältnis zu seinen Mitbürgern, deren berechtigte Interessen er als kleiner Egoist mit Füßen tritt, zu verschaffen schienen, zuletzt hinfällig werden.

Nicht nur Heiden verwenden den Begriff „Heidengelächter", der auf unsere heidnischen Vorfahren gemünzt ist. Das ist ein kräftiges Gelächter, nicht eines, das von Minusseelen aus Schadenfreude erhoben wurde, sondern ein freies Lachen, nicht verbittert, sondern heiter. Wir lachen aus vollem Herzen, frisch und ungezwungen. Der nordische Mensch hat Humor, und Humor ist, wenn man „trotzdem" lacht. Der nordische Mensch kann über sich selbst lachen, völlig unbefangen, wenn der andere ihn auf die Schippe genommen hat. „Ich liebe mir den heitern Mann am meisten unter meinen Gästen: Wer sich nicht selbst zum besten halten kann, der ist gewiß nicht von den Besten." (Goethe). Der fälische Mensch hat auch Humor, ist auch witzig, aber langsamer. Er kann eine lustige Geschichte erzählen, ohne dabei aber auch nur eine einzige Miene zu verziehen, bis dann am Ende alle lachen.

Trojan mahnt: „Etwas beß'res gibt's auf Erden nicht als ein fröhlich Menschengesicht; das mögest du alle Tage sehn, frühmorgens und vor dem Schlafengehn, und wo du weilst und wohin du ziehst – und wenn du in einen Spiegel siehst." Das sah Wilhelm Pleyer geradezu als eine Aufgabe: „Sei auch zu leichtem Spiele begeistert und entflammt; am Leide schaffen viele – die Freude sei dein Amt!"

Der nordische Mensch lacht leicht und schnell, der fälische hat den Schalk im Nacken. Der Niedersachse Wilhelm Raabe zielt auf fälische Menschen, wenn er sagt: „Die Starken lachen selten auf dieser Erde, aber sie zeigen es auch nicht durch Tränen, wenn wir ihnen weh getan haben." E. E. Dwinger meint: „An seinem Lachen erkennt man den Menschen. All jene, die laut und hell und tönend mit vollem A-Laut lachen, sind guten Herzens." Und Jos. Holl ergänzt: „Sich leicht und offen freuen können, ist das Zeichen einer edlen Gesinnung."

Wenn also Lachen bei unterschiedlichen Menschen unterschiedlich ist, angeboren ist und mit Gesinnung zu tun hat, die – wie wir wissen – auch zu einem erheblichen Teil erblich vorgegeben ist, stellt sich die Frage, ob dann Lebensfreude überhaupt nennenswert beeinflußbar ist. Meil sagt: „Heiterkeit ist die Sonne, die von innen scheint." Ebenso der Volksmund: „Einem frohen Gemüt lacht die Sonne auch bei Regenwetter." Wir brauchen nicht immer das Äußere, um glücklich zu sein. „Es

kann regnen und stürmen, nicht darauf kommt es an, oft kann eine kleine Freude sich an einem Regentage eines Menschen bemächtigen und ihn mit seinem Glücke abseits treiben... Denn das eigene Innere des einzelnen ist die Quelle der Trauer oder der Freude." (Knut Hamsun – Allerdings ist zu ergänzen, daß Sonnenschein beim Menschen Glückshormone bildet, und deshalb Licht zur Depressions-Therapie eingesetzt wird.) Wilhelm von Humboldt war ein nachdrücklicher Vertreter dieser Auffassung: „Es bleibt immer ein sehr wahrer Ausspruch, daß das Glück im Menschen selbst liegt. Das Freudige, was ihm der Himmel verleiht, beglückt nur, wenn es auf die rechte Art aufgenommen wird, und das Bittere und Herbe, das das Schicksal ihn erfahren läßt, zu mindern, steht in seiner Gewalt." Er meint aber gleichwohl: „Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück tun, und was er äußeren Verhältnissen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf die Kraft des Entschlusses und einige Gewöhnung zur Selbstüberwindung an."

Den Menschen ist angeboren, nach Glück und Lust zu streben und Leid und Unlust zu meiden. Aber müssen wir dies nicht vielleicht hintanstellen, in der Erfüllung großer Aufgaben? Preußentum bedeutet Pflichterfüllung, und Preußen, nach 3671 das Reich, sind von diesem Begriff der Pflichterfüllung ganz durchdrungen gewesen; für die von Römerresten mitbestimmten „rheinischen Frohnaturen" hatte man da kein Verständnis. So sagt beispielsweise Immanuel Kant: „Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu werden, sondern um unsere Pflicht zu erfüllen." Und ebenso Otto von Bismarck: „Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun." So mahnt auch Lenau: „Wer die Welt gestalten will, muß darauf verzichten, sie zu genießen." Und ein Großer sprach aus: „Die Nachwelt vergißt die Männer, die nur dem eigenen Nutzen dienten, und rühmt die Helden, welche auf eigenes Glück verzichteten." Und selbst Nietzsche, der Lobredner des Herrenmenschen, erklärt: „Ich habe den Glauben, daß wir nicht geboren sind, nur um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun, und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist." Johann Gottlieb Fichte meint sogar: „Alles Große und Gute, worauf unsere gegenwärtige Leistung sich stützt, ist lediglich dadurch wirklich geworden, daß edle und kräftige Menschen allen Lebensgenuß für Ideen geopfert haben."

Aber ist es wirklich immer oder auch nur regelmäßig so gewesen? War ein Bismarck unglücklich? Wenn wir Lebensbeschreibungen von ihm lesen, hatte er sicherlich zuweilen Tiefpunkte, aber sein Leben hat

er gleichwohl als glücklich gesehen. Und warum? Wilhelm von Humboldt nennt uns den Zusammenhang zwischen Pflichterfüllung und Glück: „Es ist eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an Strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt."

Ebenso sagt Theodor Fontane:

„Das Glück – kein Reiter wird's erjagen,
es ist nicht dort, es ist nicht hier;
lern überwinden, lern entsagen,
und ungeahnt erblüht es dir."

Und Fontane gibt uns auch gleich Anweisung, wie wir Niederlagen überwinden können:

„Wes Fuß wär niemals fehlgesprungen?
Wer lief nicht irr auf seinem Lauf?
Blick hin auf das, was dir gelungen,
und richte so dich wieder auf!"

Ein alter Spruch sagt richtig: „Seine Pflicht zur Lust sich machen, wer's getan, hat leichte Sachen." Bernard Shaw sieht ebenso den Zusammenhang von Freude und Pflicht: „Dies ist wahre Lebensfreude: Das Bewußtsein, daß wir ganz und gar für eine wesentliche Aufgabe gebraucht werden." Denn: „Wer ein Warum zu leben hat, erträgt fast jedes Wie." (Nietzsche). Glück und Zufriedenheit lassen sich eben nicht mit Geld kaufen, sie erwachsen nicht aus erfüllten Wünschen, sondern aus erfüllten Pflichten, bei Menschen unserer Art aus erfüllter Leistung.

Daran fehlt es heute. Trotz größerem materiellem Wohlstandes als je zuvor hat sich die Lebensfreude in Deutschland in den letzten Jahrzehnten nicht erhöht, sondern verringert. Und das war voraussehbar. Der dänische Prof. Hal Koch hat schon 1956 n. ü. Ztr. festgestellt: „Der Wohlfahrtsstaat hat – vor allem in Skandinavien – unzufriedene Menschen voller Mißtrauen hervorgebracht." Wir sprechen von Wohlstandsverwahrlosung. Eine Jugend, die alles hat und fast alles darf, verwahrlost. Die Lebensfreude nimmt desto mehr ab, je weniger Schwierigkeiten zu bewältigen sind; um sie sich zu verschaffen, greift man zu Alkohol und Drogen, die aber nur eine scheinbare Lebensfreude geben können; der Kater ist hinterher um so schlimmer, und die Abhängigkeit verhängnisvoll.

Wenn man es zu leicht hat, scheint dies keinem Lebewesen zu bekommen. Verhaltensforscher haben einen Versuch mit einer Graureiher-

Kolonie gemacht; die Tiere mußten nicht mehr selbst Fische jagen, sondern ihnen wurden beste Fische direkt unter den Horst gelegt, so daß sie so viel fressen konnten, wie sie wollten, ohne sich anstrengen zu müssen. Die Folgen waren verheerend. Das gesamte Sozialgefüge brach zusammen, es gab Vergewaltigungen, trotz des Überangebotes an Fischen wurden die Jungen nicht mehr gepflegt und verhungerten, die ganze Kolonie ging zugrunde.

Goethe wußte schon: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen."

Deswegen war Baghwan so erfolgreich: Er ließ die ausgeflippten Kinder der reichen Familien, Filmschauspieler und was sonst noch an Menschen ohne Lebenssinn zu ihm kam, 12 Stunden am Tag arbeiten, oftmals primitivste Arbeit (Nähen von roten Kutten), und die Folge: Sie wurden glücklich. „Arbeite nur, die Freude kommt von selbst!", wußte schon Goethe. Und Lavater sekundiert: „Freude fehlt nie, wo Arbeit, Ordnung und Treue ist."

Peter von Bohlen dichtet dementsprechend:

„Die Trägheit ist des Menschen Feind,
die seinen Leib erschlafft;
die Arbeit ist sein bester Freund,
sie gibt ihm neue Kraft."

So sehen es jedenfalls germanische Menschen. Die jüdische Bibel sieht Arbeit als eine Last, als Strafe für Sünden, als eine drückende Qual, so daß die Auffassung zur Arbeit durchaus bei verschiedenen Rassen unterschiedlich sein kann. Wir wären nicht glücklich, wenn wir nicht schaffen und arbeiten könnten, und bei uns fallen Langzeitarbeitslose oftmals in tiefe Depression. Aus dem Wechsel ziehen wir Gewinn und Freude, wie Goethe in erfrischender Kürze ausdrückte: „Tages Arbeit, abends Gäste – saure Wochen, frohe Feste". Unser Volk weiß: „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn."

Und ebenso sagte Hermann von Helmholtz schon vor 150 Jahren: „Nicht der behagliche Genuß einer sorgenfreien Existenz und des Verkehrs in dem Kreise von Angehörigen und Freunden gibt eine dauernde Befriedigung, sondern nur die Arbeit, und zwar nur die uneigennützige Arbeit für ein ideales Ziel."

Hinsichtlich „uneigennütziger Arbeit" ist zu sagen, daß diese zwar besonders befriedigend ist; wer die Arbeitsdienste in unserem Heideheim mitgemacht hat, wo wir 12 Stunden am Tag intensiv gearbeitet hatten,

und trotzdem viel Spaß und Freude hatten, weiß dies. Aber jede Pflichterfüllung und jede Arbeit, auch diejenige, die nicht uneigennützig ist, verhindert die Wohlstandsverwahrlosung. „Eine Stunde konzentrierter Arbeit hilft mehr, Deine Lebensfreude anzufachen, Deine Schwermut zu überwinden und Dein Schiff wieder flottzumachen, als ein Monat dumpfen Brütens." (Benjamin Franklin). Allerdings ist der Mensch dann natürlich besonders glücklich, wenn er die richtige Arbeit gefunden hat, eine Arbeit, die er als Berufung auffassen kann, die ihm innere Erfüllung gibt, die nicht bloß als „Job" zum raschen Geldverdienen nützt, die ihm Schöpferfreude gewährt. „Der weitaus größte Teil des menschlichen Wohlbefindens besteht aus einer beständig fortlaufenden Arbeit mit dem Segen, der darauf ruht, und der sie schließlich zum Vergnügen macht. Nie ist das menschliche Gemüt heiterer gestimmt, als wenn es seine richtige Arbeit gefunden hat." (Wilhelm von Humboldt). Und diese Auffassung vertrat auch Ralph Waldo Emerson: „Das höchste Glück, das einem Menschen widerfahren kann, ist, zu einer Tätigkeit geboren zu sein, die ihm Arbeit und Freude spendet, ob er Körbe oder Säbel fertigt, Kanäle oder Statuen baut oder Lieder dichtet."

Und Arbeit vertreibt auch dunkle Wolken. Was ist alles Sorgen und Sinnen und Grübeln, wenn es wieder an die Arbeit geht? Dahin wie der Schatten einer fliegenden Wolke. Das ist der Segen der Arbeit, daß sie den Menschen wieder auf sich stellt. Vergessen ist die Unlust, die in der Zeit des Müßiggangs sich eingestellt hat, oder die andere ihm in dieser Zeit eingeflößt haben. Und auch Trauer kann so überwunden werden, wie Emanuel Geibel zurecht darstellt:

„Greif entschlossen zur Arbeit; was die Träne nicht löst, löst, dich erquickend, der Schweiß." Gorch Fock sekundiert: „Die Fröhlichkeit ist nicht die Flucht vor der Traurigkeit – sondern der Sieg über sie."

Schließen will ich diesen Zitatenreigen mit Ernst Moritz Arndt, der mit seinen Ausführungen schon zur nächsten Küre übergreift: „Wollt ihr das irdische Paradies wissen? Es heißt Arbeit und Mühe und Freude und Genuß nach Arbeit und Mühe. Anders wird auf Erden kein glückliches Leben, keine Freude des Herzens, kein Götterstolz der schwellenden Brust gewonnen. Es heißt arbeiten und wirken, streiten und ringen, Mut, frisch zu leben und tapfer zu sterben."

Küre 13

Das Sittengesetz in uns gebietet, Opfer für ein großes Ziel zu bringen.

Diese Küre fordert von uns zunächst Opferbereitschaft, dann, wenn der Ruf an uns ergeht, aber auch das Opfer selbst. Peter Rosegger meint: „Wohltätigkeit ist für edle Menschen ein Vergnügen, aber nicht eines, bei dem man tanzt. Wohltun heischt Opfer, persönliche Opfer." Was ist ein Opfer? Sicherlich nicht einige Cent oder Euro, die für eine gemeinnützige Sache gegeben werden; das ist zu unbedeutend. Aber gleichwohl können auch finanzielle Aufwendungen Opfer sein. Nils Hjorth lebte in einfachen Verhältnissen; wenn er zu Tagungen der Gesellschaft für biologische Anthropologie, Eugenik und Verhaltensforschung kam, schlief er mit Schlafsack im Wald und aß mitgebrachte Butterbrote, um die Hotel- oder Pensionskosten zu sparen. Auch sonst lebte er bedürfnislos. Bei seinem Tode hatte er knapp 10.000,00 DM zusammen, die er der von ihm geschätzten Gesellschaft für biologische Anthropologie hinterließ. Hier kann man von Opfern sprechen, genauso bei denjenigen, die bei Metallspenden im ersten oder zweiten Weltkrieg selbst erhaltene Pokale, ihnen ans Herz gewachsene Skulpturen u. ä. zum Einschmelzen zur Munitionsherstellung weggaben. Etwas, was wir nicht ersetzen können, ist die Zeit; auch insoweit opfert man Teile seines Lebens im Einsatz für ein großes Ziel, wenn man zur Förderung dieses Zieles eigene Zeit aufbringt. „Der bedeutende Mensch lebt so, daß sein Dasein ein Opfer an eine Idee ist. Der Sinn, den man dem eigenen Leben gibt, ist ein Zeugnis der Selbstachtung." (Oswald Spengler). Nichts, was groß ist auf dieser Welt, ist dem Menschen geschenkt worden. Alles mußte bitterschwer erkämpft werden, sei es die Befreiung eines Volkes, seien es Religionsfreiheit oder Abstellung von Umweltsünden. Luther war bereit, so wie vor ihm zahlreiche andere Ketzer, den Feuertod der Inquisition zu riskieren, und hat dadurch Deutschland vom römischen Joch und der Ausplünderung durch den Papst befreit. Völker befreit man nicht durch Nichtstun, sondern durch Opfer, und wer sein Volk liebt, beweist es einzig durch das Opfer, das er für dieses zu bringen bereit ist. Dasselbe gilt für unsere Rasse, unsere Art.

„Vom Opfer lebt das Leben,
vom Opfer zeugt sich's fort;
wer sich entzieht dem Ringe,
verrottet und verdorrt."

Dies sagt zurecht Eberhard König. Auch Friedrich Schleiermacher spricht dies an: „Das ist des Menschen Ruhm, zu wissen, daß unendlich sein Ziel ist, und doch nie still zu stehn im Lauf; zu wissen, daß eine Stelle kommt auf seinem Wege, die ihn verschlingt, und doch an sich und nichts um sich zu ändern, wenn er sie sieht, und doch nicht zu verzögern den Schritt." Gerhard Krüger ergänzt: „Nur aus dem, was Opfer kostet, erwächst wirkliche menschliche Größe. Je schwerer und härter das Opfer, umso steiler ist der Weg zu ihr und um so einsamer und gewaltiger ist sie. Nicht das Erleiden, sondern das Dennoch, das Gestalten und die Tat entscheidet über die Größe unseres Menschentums." Und ebenso Karl von Hippel: „Wert oder Unwert eines Menschen tritt erst zutage, wenn ihm Opfer abverlangt werden."

Das Opfer verlangt uns etwas ab. Adolf von Menzel stellt fest: „Im Leben heißt das bittere Kraut „muß", aber was ist es Großes um die Anstrengungen, die ein jeder von sich selbst macht, um nicht zu ertrinken. Aber, der's ‚nicht nötig hat' und sich doch anstrengt, ist viel bewundernswerter." Er wertet das „Muß" also nicht besonders hoch, wohingegen Goethe meint, man könne dadurch den inneren Menschen herausfinden: „Das Muß ist oft hart, aber beim Muß allein kann der Mensch zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder." Er meint dies anscheinend im Zusammenhang mit strengen Anforderungen, wie folgender Satz von ihm zeigt: „Gerade das Genie begreift am ehesten strenge Forderungen, entschiedene Gesetze und leistet ihnen den willigsten Gehorsam. Nur das Halbvermögen möchte seine Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen setzen." Und der Volksmund weiß: „Tu was du mußt, bringt's Leid, bringt's Lust."

Wie dem auch sei: Welche Gemeinschaft Opfer und Mut, Tapferkeit, Treue, Glauben und Heroismus fordert, die wird solche Teile des Volkes anziehen, die diese Tugenden ihr eigen nennen. Diese aber sind in allen Zeiten der Faktor gewesen, der Geschichte macht.

Das höchste Opfer, das jemand geben kann, ist sein eigenes Leben. „Der letzte, äußerste Besitz des Menschen bleibt sein Leben. Dessen Einsatz bedeutet eine Höhe der Gesinnung, die religiösen Charakter annimmt" (Johst). Dieses Opfer wird besonders im Kriege gefordert. Aber nicht nur im Kriege zeigt sich solche Opferbereitschaft; ein Mann wie Otto Lilienthal, der das erste Flugzeug konstruierte und bei einem seiner Flugversuche durch Absturz den Tod fand, hat dieselbe Opferbereitschaft für eine große Idee gezeigt. „Für was man lebt, muß man auch zu sterben wissen." (Christian Lahusen). Friedrich Naumann war der Mei-

nung: „Man muß sich nicht um jeden Preis selbst erhalten wollen, sondern sein Leben in etwas setzen, was nicht sterben kann." In der Hingabe des eigenen Lebens für die Existenz der Gemeinschaft liegt die Krönung alles Opfersinns. Die Ex-Offiziere Kern und Fischer, die Rathenau wegen seiner Erfüllungspolitik gegenüber den Siegern erschossen, haben ihr Leben dabei ebenso riskiert wie die Freikorpskämpfer, die deutsches Land dem Reich nach dem 1. Weltkrieg erhielten und dabei ihr Leben freiwillig in die Schanze schlugen. „Alles, was geredet, geschrieben oder ausgeklügelt wird, ist gegen das Opfer blaß, schal und jämmerlich" (Ernst Jünger). Nur dadurch wird auch verhindert, daß das, was Menschenhände bauten, durch Menschenhände wieder gestürzt wird. Jede neue Idee, Religion, Weltanschauung, jeder Freiheitskampf eines Volkes ist nicht denkbar ohne höchsten Opfersinn. „Man muß stündlich bereit sein, mit der guten Sache zu fallen, wenn die Vorsehung es beschlossen hat." (Karl Frhr. vom Stein). Heinrich Anacker weiß:

„Fallen müssen viele
und in Nacht vergehn,
eh am letzten Ziele
groß die Banner wehn.

Auch die übrigblieben,
tragen all ihr Mal
auf die Stirn geschrieben,
flammend Notfanal.

Euch, die nach uns kommen,
hämmern wir es ein:
Was zum Glück soll frommen,
muß erblutet sein!"

Auch Will Vesper sagt vergleichbares zu Beginn des 1. Weltkrieges:

„Nun schweige ein jeder von seinem Leid
und noch so großer Not!
Sind wir nicht alle zum Opfer bereit
und zu dem Tod?

Eines steht groß in den Himmel gebrannt:
Alles darf untergehn!
Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß bestehn!"

Und damit kommen wir zum Begriff des Helden. Julius Langbehn: „Held ist, wer standhält." Aber das macht nicht den Helden aus. Auf

dem Titel eines Soldatenheftes, das eine Begebenheit aus dem Koreakrieg schilderte, wo ein amerikanischer Pilot sich auf einen nordkoreanischen Panzer stürzte, der sonst seinen mit dem Fallschirm abgesprungenen Staffelkameraden zermalmt hätte, stand: „Helden kehren nie zurück." Und so ist es; der Begriff Held hängt mit „Hel", der germanischen Todesgöttin, zusammen. Nietzsches Satz: „Ein Held ist, wer einer großen Sache so dient, daß seine Person dabei gar nicht in Frage kommt", ist also nur die halbe Wahrheit; er muß sein Leben für diese Sache hingeben. Die eigene Person, Lust und Leid, Leben und Tod treten für den Helden zurück gegenüber der von seinem Pflichtgefühl geforderten Tat. Aus letzter Selbstlosigkeit, Uneigennützigkeit und persönlicher Hingabe werden heldische Taten vollbracht. Sein Glaube an Aufgabe, Berufung und Idee erfüllen und beflügeln die Taten und die Haltung des Helden. Er wurzelt in Volk, Art und Heimat, ist verpflichtet seiner Gemeinschaft und bringt deshalb den letzten Einsatz. „Ein Held ist, wer das Leben Großem opfert; wer's für ein Nichts vergeudet, ist ein Tor" (Franz Grillparzer). Jedoch: „Heldentum fühlt, vernünftelt nicht. Und hat damit immer recht." (Ralph Waldo Emerson). „Soldaten- und Kämpfergeist kann nur aus dem Opfer entstehen, niemals aus der Überlegung und aus der Betrachtung." (Werner Beumelburg). „Großer Seelen Art ist, daß sie im Unglück wachsen, im Drang die Fülle der Kraft fühlen und selbst durch herrlichen Untergang Beispiel werden." (Ernst Moritz Arndt). Theodor Körner, selbst ein Held, betonte: „Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern, doch einen Heldenwillen beugt es nie!" Im zweiten Weltkrieg, aber auch im ersten Weltkrieg hat es zahlreiche Helden gegeben, insbesondere im deutschen Volk. Manche sind bekannt, viele unbekannt, weil die, denen sie halfen und Beispiel gaben, und die von ihrem Heldentum erzählen könnten, dann später auch gefallen sind. Ernst Jünger ist der Meinung: „Nicht nach den Opfern sehen, sondern nur nach dem Ziel". Aber dies gilt nur für die Kriegshandlungen selbst, nicht für die Zeit hinterher. Walter Flex mahnt:

„Dies aber ist des Opfertodes letzter Sinn:
Sie starben nur für die, die für sie leben.
Nur der wird seiner letzten Schuld befreit,
der täglich wirbt, des Bruders Geist zu erben."

Und er sagt ebenso richtig: „Glaubt doch: die Besten unseres Volkes sind nicht gestorben, damit die Lebendigen tot seien, sondern damit die Toten lebendig würden." Deshalb Peter Rosegger: „Die für das Vaterland starben, ehren wir am besten, wenn wir für das Vaterland leben."

Und Karl Bröger mahnt mit seinem „Vermächtnis“:

„Alle lieben Brüder, die schon gefallen sind,
reden aus Stein und Scholle, sprechen aus Wolke und Wind.

Ihre Stimmen erfüllen mit Macht den Raum,
ihre letzten Gedanken weben in jedem Traum.

Wieder die Stimme, gehalten und priesterlich:
‚Bruder im Leben, lebendiger Bruder, hörst du mich?

Schreibe: Wenn in würgender Schlacht ein Bruder fällt,
geht nur sein Leib verloren, bleibt doch sein Werk in der Welt.

Daß kein wirkender Wille von seinem Werke läßt,
macht den Sinn des Lebens hiebsicher und kugelfest.

Brandgewölke, verzieh! Zerteil dich, Pulverdampf!
Stärker als alle Kämpfer und ewig ist der Kampf.

Schreibe: Jeder gefallene Bruder wirbt
neue Hände, daß sein verlassenes Werk nicht stirbt.

Darum ist der toten Brüder letztes Gebot:
Haltet das Werk am Leben, so ist kein Geopferter tot!‘“

Aus selber Gesinnung dichtete Anton Wildgans:

„Das ist der Sinn von diesem großen Sterben,
ihr, die ihr dann noch lebet, merket gut:
Die große Tat will große Erben,
ihr Todesmut will euren Lebensmut.“

Nochmal Walter Flex:

„Ich trat vor ein Soldatengrab
und sprach zur Erde tief hinab:
›Mein stiller grauer Bruder du,
des Dankes läßt uns keine Ruh’.
Ein Volk in toter Helden Schuld
brennt tief in Dankes Ungeduld.
Daß ich die Hand noch rühren kann,
das dank’ ich dir, du stiller Mann.
Wie rühr’ ich sie dir recht zum Preis?
Gib Antwort Bruder, daß ich’s weiß!
Willt du ein Bild aus Erz und Stein?
Willst einen grünen Heldenhain?‹

Und alsbald aus Grabes Grund
war mir des Bruders Antwort kund:
›Wir sanken hin für Deutschlands Glanz.
Blüh' Deutschland, uns als Totenkranz!
Der Bruder, der den Acker pflügt,
ist mir ein Denkmal, wohlgefügt.
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,
ein Blümlein überm Grab mir pflegt.
Die Büblein schlank, die Dirnlein rank
blühn mir als Totengärtlein Dank.
Blüh' Deutschland, überm Grabe mein
jung, stark und schön als Heldenhain!‹"

Doch wie steht es damit heute? Die Helden werden nicht nur nicht geehrt, sie werden geschmäht, und das sogar in der sogenannten „Wehrmachtsausstellung", die gespickt ist mit Fälschungen und Lügen, die aber gleichwohl in Rathäusern gezeigt wird, und der Politiker „die Ehre geben" durch ihre Anwesenheit. Die Besten starben, damit Lumpen leben, die ihr Leben nur dem Opfer der Anderen verdanken, und die noch hingehen, um dieses Opfer zu schmähen. Die Kinder der Drückeberger und Feiglinge von damals, denen es durch das Opfer der anderen vergönnt war, nicht auch durch die sowjetische Dampfwalze plattgewalzt zu werden, schmähen in ekelerregender Weise die Helden, setzen Deserteuren Denkmäler, reißen von den Plätzen und aus den Kirchen Gefallenenehrenmäler, besudeln mit Farbschmierereien Gedenkstätten. Jakob Burckhardt empörte sich: „Was ist das für eine Verkehrung der Sittlichkeit, wenn man aus der Menschheit streichen will das Heldentum". Rudolf Heß hat die Folgen aufgezeigt: „Wehe dem Volk, das keine Heldenverehrung mehr kennt! Es wird auch einst keine Helden mehr kennen, mehr hervorbringen; denn auch der Held entsteht aus der Wesenheit eines Volkes. Ein Volk ohne Helden ist aber ein Volk ohne Führer; denn nur der heldische Führer ist ein wahrer Führer und wird in schweren Zeiten standhalten. Aufstieg oder Untergang eines Volkes kann bestimmt werden durch das Vorhandensein oder Fehlen eines Helden."

So ist es. Wie will man Opferbereitschaft, Heldensinn wecken, wenn die Soldaten fürchten müssen, nach ihrem Opfertode genauso bespieen zu werden, wie die Helden des ersten und zweiten Weltkrieges? Wie will man nicht nur Mittelmaß, sondern höchste Einsatzbereitschaft an die Spitze eines Staates bringen, wenn der Kotau vor dem Ausland zur ständig geübten Verhaltensweise des Politikers gehört? Was ist von einem

System zu halten, dessen CDU-Verteidigungsminister Oberst Hans-Ulrich Rudel, dem Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnung, der mit seinem Heldensinn sein Leben im 2. Weltkrieg unzählige Male freiwillig aufs Spiel setzte, schwerste Verwundungen erlitt und sich selbst dann noch, als ihm ein Bein abgeschossen wurde, mit Prothese in seinen Stuka setzte, um sowjetische Panzer abzuschießen, das Betreten von Kasernen der Bundeswehr verbot und ebenso den aktiven Soldaten, ihm bei seiner Beerdigung die letzte Ehre zu erweisen? Ein System, das Karl Dönitz, dessen beide Söhne im 2. Weltkrieg auf See blieben, deren einen er als Führer der U-Boote noch in einen hoffnungslosen Kampf gegen überlegene Streitkräfte schickte, weil er der Heimat durch den Opfergang helfen wollte, zum Begräbnis weder Kranz noch Abordnung schickte, im Gegensatz zu Marineabordnungen früherer Gegner? Wie will man vermeiden, daß sich Menschen mit Opfermut andere Ziele suchen als gerade dieses Volk? Wie will man verhindern, daß beim kleinsten Ansturm dieses Volk versklavt wird, weil niemand mehr bereit ist, Opfer für dieses Volk zu bringen? Anstatt mit einem Aufschrei der Empörung zu antworten, als das tschechische Parlament einstimmig (!) die Benesch-Dekrete aufrecht erhielt, die Vertreibung und Enteignung von 3 Millionen und Ermordung von über 300.000 Sudetendeutschen zufolge hatten, und zu erklären, daß die Tschechei solange am Veto der Bundesrepublik Deutschland bei ihren Bemühungen zur Aufnahme in die EU scheitern werde, solange nicht dem letzten Sudetendeutschen Entschädigung durch Rückgabe seines Vermögens und Zahlung an die Angehörigen für die Opfer gewährt wird, gehen alle Politiker zur Tagesordnung über; keine Partei will den EU-Beitritt der Tschechei daran scheitern lassen, und man begeht sogar die Würdelosigkeit, an die Tschechei Wiedergutmachung (!) zu zahlen; die Volkswagenwerk-AG, auf die das Land Niedersachsen bestimmenden Einfluß hat, investiert durch Übernahme von Skoda in Tschechien und schafft dort Arbeitsplätze statt in Mitteldeutschland. Ein Volk, das seine Helden nicht ehrt, hat keine Ehre, ein solches Volk kann geschmäht werden, und einem solchen Volk droht – bei entsprechenden machtpolitischen Konstellationen in der Zukunft – dieselbe Vertreibung, Enteignung und Ausrottung, wie sie 13 Millionen dieses Volkes am Ende des zweiten Weltkrieges haben erleiden müssen. Die einzige Genugtuung ist nur, daß dieses System, durch und durch schwach und korrupt, bei der leichtesten Krise zusammenbrechen wird, und daß dann hoffentlich die Politiker und Beamten, die den Zusammenbruch von Volk und Staat verschuldet haben, um ihre Renten und Pensionen gebracht werden. Auch hier gilt das bereits er-

wähnte Wort des Ferdinand von Schill: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende." Den deutschen Politikern müßte ins Stammbuch geschrieben werden das Gedicht von Heinrich Anacher:

„Ich las heut' einen alten Wappenspruch
in einer Stadt mit starkbewehrten Toren,
und schrieb ihn mir ins eigne Lebensbuch:
‚Was man nicht aufgibt, hat man nicht verloren!'

So mancher wilde Sturm berennt das Haus,
als hätten alle Teufel sich verschworen –
doch ehern steht dies Wort im Wettergraus:
‚Was man nicht aufgibt, hat man nicht verloren!'

Und läg' auf uns das ganze Weh der Welt –
wohlan, wir sind vom Leid nur auserkoren,
daß es uns brennend auf die Probe stellt:
‚Was man nicht aufgibt, hat man nicht verloren!'

Der Feige bleibt ein jämmerlicher Knecht -
nur Starke sind zum Herrentum geboren!
Ein tapferes Herz behält im Leben recht:
‚Was man nicht aufgibt, hat man nicht verloren!'"

Schillers „Maria Stuart" wird im Schulunterricht ja nicht mehr gelesen, vielleicht deswegen, weil es darin heißt: „Was man nicht aufgibt, hat man nicht verloren." Und von Abraham Lincoln zitiert man natürlich nicht den Satz: „Nichts ist endgültig geregelt, was nicht gerecht geregelt ist."

Für uns ist verpflichtend das Wort von Friedrich Nietzsche: „Der Tod ist das Siegel auf jede große Leidenschaft und Heldenschaft. Für ihn reif sein ist das Höchste, was erreicht werden kann, aber auch das Schwierigste und durch heroisches Kämpfen und Leiden Erworbene. Jeder solcher Tod ist eine Botschaft der Liebe."

Und deshalb haben wir die selbstverständliche Pflicht, unserer Helden zu gedenken, so wie es Wilhelm Pleyer fordert: „Gedenket der Toten. Doch stünde ihr Bild und Nam' in Stein und Erz, so wäre dennoch alles Rühmen eitler Wind, wenn die Besten nicht geschrieben sind in festen und blühenden Lettern in euer Herz. Gedenket der Toten!"

Heute aber werden unsere Soldaten von Menschen unseres Volkes als „Mörder" verunglimpft. Doch dieses ehrlose und verachtungswürdige Verhalten wird seine Folgen haben. Der Flame Ward Hermans warnt uns:

„Unheimlich ist die Kraft der Toten.
Sie tragen den Menschen, die Völker, die Erde.
Im Sterben sind sie schon wieder im Werden.
Und einmal – in der Zeiten Lauf,
stehn die Toten in den Lebenden auf.

Unheimlich ist die Kraft der Toten.
Wer weiß in sich ihre Lebensglut brennen;
wird in seinem Kinde ihre Züge erkennen,
und einmal – in der Zeiten Lauf,
stehen sie lebend aus Sterbenden auf.

Unheimlich ist die Kraft der Toten.
Man kann sie lieben, man kann sie hassen,
man kann sie verleumden, verhöhnen lassen,
doch einmal – in der Zeiten Lauf,
zum Lieben, zum Hassen, stehen die Toten auf.

Unheimlich ist die Kraft der Toten.
Man kann sie verleugnen bis zum Verbrechen,
doch einmal werden die Toten sich rächen,
da stehn sie – in der Zeiten Lauf,
drohend gewaltig zum Kampf wieder auf.

Unheimlich ist die Kraft der Toten.
Man kann sie verdammen, man kann sich vermessen,
die eigenen Toten sogar zu vergessen –
doch einmal – in der Zeiten Lauf,
stehn die Toten in euren Kindern auf!"

Wir aber gedenken und erinnern uns unserer Toten. Wie das richtig zu geschehen hat, hat Walter Flex ausgesprochen: „Totenklage ist ein arger Totendienst, Gesell! Wollt ihr eure Toten zu Gespenstern machen, oder wollt ihr uns Heimrecht geben? Wir möchten gern zu jeder Stunde in euren Kreis treten dürfen, ohne euer Lachen zu stören. Macht uns nicht ganz zu greisenhaft ernsten Schatten, laßt uns den feuchten Duft der Heiterkeit, der als Glanz und Schimmer über unserer Jugend lag! Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß wir unter euch wohnen und weilen dürfen in dunklen und hellen Stunden. Weint uns nicht nach, daß jeder Freund sich scheuen muß, von uns zu reden! Macht, daß die Freunde ein Herz fassen, von uns zu plaudern und zu lachen! Gebt uns Heimrecht, wie wir's im Leben genossen haben!"

Und auch Lotte Huwe hat „Unseren Toten" das nachgerufen, was uns in der Artgemeinschaft-GGG Verpflichtung ist:

„So hat Euch das Schicksal erkoren:
zu werden, was Ihr nun seid,
geopfert und doch nicht verloren
im Garten der Ewigkeit.
Als heilige Saaten gegeben
so werdet Ihr wieder zum Brot,
denn das unzerstörbare Leben
entblüht aus dem bitteren Tod.

Und was Ihr an Leiden getragen,
was jeder an Ewigem schuf,
das wird in der Gegenwart Tagen
uns heilig verpflichtender Ruf.
Was gut war, und was Ihr voll Schmerzen
gezeugt habt mit mannhafter Tat,
es lebt nun in unseren Herzen
und wartet auf fruchtbare Saat."

Küre 14

Das Sittengesetz in uns gebietet Leistung, Tüchtigkeit und Verantwortungsbereitschaft für unsere Nächsten, also die uns Anvertrauten, unsere Sippe und Gemeinschaft, unsere Menschenart – beständig, beharrlich und zäh.

Der Rassenseelenforscher Ludwig Ferdinand Clauß hat – insoweit etwas einseitig – für jede der von ihm beschriebenen Rassen eine kennzeichnende Eigenschaft herausgestellt, und danach die Rassen bezeichnet. Einen Menschen vorderasiatischer Rasse hat er als „Erlösungsmenschen" bezeichnet, einen Menschen orientalischer Rasse als „Offenbarungsmenschen", einen Menschen der mediterranen Rasse als „Darbietungsmenschen", einen Menschen ostischer Rasse als „Enthebungsmenschen", einen Menschen fälischer Rasse als „Verharrungsmenschen", und einen Menschen nordischer Rasse als „Leistungsmenschen". Er hat also gerade für die nordische Rasse das Leistungsstreben und die Leistungsbereitschaft als die hervorstechendste Eigenart gesehen. Dies bedeutet nicht, daß Menschen anderer Rasse etwa keine Leistungen erbringen könnten; aber aufgrund seiner ganzen Eigenarten – seiner Begabungen, der Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst wie notfalls gegen andere im Dienst – wird er Leistungen zwangsläufig hervorbringen. Hierzu gehören Urteilsfähigkeit, Abstand gegenüber den Dingen, die betrachtet werden, Sachlichkeit u. a.; Leistung ist laut Clauß der bestimmende Wert in der inneren Wertordnung des nordischen Menschen. Er packt etwas an, um etwas daraus zu machen.

Dabei hängt es von der Begabung ab, auf welchem Gebiet Leistung gebracht wird. „Alle Arten von Arbeit, sein Brot zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig: Holz spalten oder am Ruder des Staates sitzen." (Johann Gottlieb Fichte). Selbst im ständischen Mittelalter war das die Volksauffassung bei uns, wie in „Vridankes Bescheidenheit" steht: „Fürwahr, ein jeder Stand ist gut, wenn man nur Rechtes in ihm tut." Alle unsere Großen haben so gedacht. Ehret die Arbeit und achtet die Arbeiter!

Dementsprechend dichtet Ferdinand Freiligrath:

„Wer den wuchtgen Hammer schwingt,
wer im Felde mäht die Ähren,
wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren,

wer stroman den Nachen zieht,
wer bei Woll und Werg und Flachse
hinterm Webestuhl sich müht,
daß sein blonder Junge wachse:

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
hinterm Pfluge! – Doch auch dessen,
der mit Schädel und mit Hirn
hungernd pflügt, sei nicht vergessen!"

Also ist jede Arbeit, die für das Volk notwendig ist, zu achten.

„Dinge vom übelsten Geruche tun, von denen man kaum zu reden wagt, die aber auch nützlich und nötig sind, ist auch heldenhaft. Die Griechen haben sich nicht geschämt, unter die großen Arbeiten des Herakles auch die Ausmistung eines Stalles zu setzen." (Nietzsche). Dementsprechend sagt auch Hermann Claudius:

„Der Bauersmann,
der mit wühlender Pflugschar den Acker durchzieht,
der Glasarbeiter,
vor dem der ewige Glutofen glüht,
der Maurer,
der Tag um Tag Rotstein um Rotstein setzt,
der Schmied, der Schlosser,
der feilt und nietet und wetzt,
der Zimmermann,
der in schwindelnder Höhe hämmert und sägt,
der Bergmann,
der in tückischer Tiefe die Kohle schlägt,
der Lokomotivführer,
der zwischen Signalen die dunkle Nacht durchbraust,
der Heizer, der feuert,
der Chemiker, den grinsend der Tod umgraust,
der Fischer,
der auf hohem Meer die vollen Netze rafft,
die Mutter,
die in der Stille des Hauses sorgend schafft:

Sie alle wirken mit heiligen Händen
und Stund um Stund
an alles Lebens ewigem Untergrund.
Und alle wahrhaftige Lust und wahrhaftiges Leid
steigt nur aus diesem Urgrund alle Zeit.
Und alle Kunst, die groß und wahrhaft ist,
wächst nur aus diesem Boden zu aller Frist.
Und alles faule Laster in Seide und Samt
ist – Gott weiß es! –
von diesem Urgrund verdammt."

Wenngleich Friedrich Nietzsche an einer Stelle sagt, um schöpferisch zu sein, bedürfe man der Muße, nicht der Arbeit, so sagt er an anderer Stelle doch auch: „Alle Großen waren große Arbeiter, unermüdlich nicht nur im Erfinden, sondern auch im Verwerfen, Sichten, Umgestalten, Ordnen." Und dementsprechend meint auch Friedrich der Große: „Freund, du hast recht, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich tue es, um zu leben, denn nichts hat mehr Ähnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang." Und weiter: „Nichtstun ist halber Tod; das Leben äußert sich nur in der Tätigkeit."

Das weiß auch der Volksmund in zahlreichen Sprichwörtern:

„Wer gesund nicht schafft und wirkt, der verfault noch, eh' er stirbt." Oder: „Gebrauchter Pflug blinkt, stehend' Wasser stinkt." Oder: „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Oder: „ Müßiggang verzehrt den Leib wie Rost das Eisen." Oder: „Der Müßiggang bringt Schand und Not. Der Fleiß hingegen Ehr und Brot." Ein englisches Sprichwort sagt: „Durch Nichtstun lernen wir Schlechtes tun", und ein deutsches: „Nichts macht so müde wie Nichtstun." Wir unterscheiden uns da vom Taoismus, dem wegen der Ablehnung der Welt das Nichtstun als erstrebenswert gilt: „Nichtstun ist besser als mit vieler Mühe nichts schaffen." (Lao-tse). Unsere Antwort darauf: „Das ist das Wahrzeichen der Trägen, sie finden Schwierigkeiten allerwegen." Und Friedrich Rückert antwortet: „Dem Müßiggänger fehlt es stets an Zeit zum Tun und nie an einem Grund, warum er's lasse ruhn." Der Bauer weiß: „Fleißig jäten ist besser als beten!"

Müßiggang wird oft durch eine gewisse Selbstzufriedenheit hervorgerufen. Dagegen setzt Marie von Ebner-Eschenbach: „Was zu leisten ist, bedenke; was schon geleistet ist, vergiß." Und Friedrich Rückert ergänzt: „Was er geworden, genüget nie dem Mann; O wohl ihm, wenn er

stets nur werden will und kann!“ Und Schiller: „Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß, soll das Werk den Meister loben.“

Johann Wolfgang von Goethe bekennt von sich:

„Was verkürzt mir die Zeit?
Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!“

Den Zusammenhang zwischen Tätigkeit und Ehre betont auch ein altdeutscher Spruch:

„All die Welt unfreundlich steht,
wer darinnen müßig geht,
der mag wohl verderben:
Sein Ehre muß ersterben.“

Allerdings hat Friedrich der Große darauf verwiesen, daß die Tätigkeit alleine leider oftmals nicht ausreicht: „Arme Sterbliche, die wir sind! Die Welt bewertet unser Tun nicht nach unseren Gründen, sondern nach dem Erfolg. Was bleibt uns also? Wir müssen erfolgreich sein!“ Wie aber hat man Erfolg? Durch zähes, beharrliches, ausdauerndes Tun, wie später noch zu behandeln sein wird. Das Leben macht auch dem Strebenden den Erfolg nicht immer leicht. Statt darüber zu klagen, sollte man sich klarmachen, daß oft nur das für einen selber wirklichen Wert behält, was man sich mit Mühe und Anstrengung erworben und erkämpft hat. Der Beharrliche wird daher im Laufe eines langen Lebens auch mehr Erfolg haben, als der Begabtere, der die Eigenschaft des Durchhaltens nicht besitzt. „Wenig und oft macht zuletzt viel.“ (Volksmund). Hohe Intelligenz alleine befähigt nicht zum Lebenserfolg. Manch einfacher Mann wird spielend mit Aufgaben fertig, vor denen der gebildete Theoretiker verzweifelt versagt. „Man sagt, die Zahl entscheide, man sagt, das Geld entscheide, man sagt, die Pfiffigkeit entscheide, aber am Ende aller Enden – der Weg ist freilich lang und mühsam – entscheiden die Tüchtigkeit und das Können doch.“ (Hans Grimm). „Glück ist meistens nur der Sammelname für Tüchtigkeit, Klugheit, Fleiß und Beharrlichkeit.“ (Charles F.

Kettering). Und ebenso sieht es unser Volksmund („Das Glück hilft denen nicht, die sich nicht selbst helfen", und „Auf das Glück darf man nicht warten, dann kommt es nicht.") und der norwegische („Ein wenig Hilfe will das Glück gern haben."). „An der unwiderstehlichen Gewalt der Verhältnisse scheitert selbst der beste Mann, und von ihr wird ebensooft der mittelmäßige getragen. Aber Glück hat auf die Dauer doch zumeist nur der Tüchtige." (Helmuth von Moltke). Und derselbe betont: „Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch der geringscheinenden und auch da, wo das Ergebnis kaum in die äußere Erscheinung tritt, wird über den Wert eines Menschenlebens entscheiden." Ebenso Ernst v. Feuchtersleben: „Ungewiß und vergänglich ist das Glück; gewiß und ewig bleibt die Pflicht.

Damit sind wir wieder bei dem Wort, das ein Großer unseres Volkes als ein „herrliches Wort" gerade unserer deutschen Sprache bezeichnet hat: Pflichterfüllung, das heißt, nicht sich selbst genügen, sondern einem größeren Ganzen dienen. Immanuel Kant spricht es so aus: „Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenngleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich insgeheim ihm entgegenwirken..." Lord Nelson sagte vor der Schlacht von Trafalgar knapper: „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht tun wird."

In welcher Beziehung Pflicht und Freude stehen, habe ich schon oben bei Küre 12 dargestellt. Friedrich der Große, der ausgesprochen hat: „Des Menschen Bestimmung ist: während dieser kurzen Zeit seines Lebens für das Wohl der Gemeinschaft arbeiten", und dort auch keine Standesvorrechte gelten lassen wollte („Verschieden sind der Menschheit Stände, doch der Menschen Pflichten gleich."), sagte von sich selbst: „Es ist nicht notwendig, daß ich lebe; wohl aber, daß ich meine Pflicht tue." Und er stellt fest: „Keine Rücksicht kann mächtig genug sein, einen ehrlichen Mann zu veranlassen, sich von seiner Pflicht zu entfernen." Arnold Gehlen sekundiert: „Wer sich der Inpflichtnahme entzieht, sich selbst auflockert und der Libertinage überläßt, gerät in die Nähe des Pöbels." Yorck von Wartenburg sagt geradezu: „Es gibt für mich nur eine Begeisterung: die für die Pflicht." Unser Volk weiß: „Das Unheil kommt

meist daher, daß irgendwer irgendwo irgendwann seine Pflicht versäumte." Und: „Wer seine Pflichten unrecht tut, da wird das Ende selten gut."

Heute werden die Menschen aufgefordert, zunächst einmal ihre Rechte wahrzunehmen. Gneisenau hat dagegen betont: „Begeistere du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht." Der Volksmund sagt zurecht: „Mancher vergißt nur dadurch seine Pflichten, weil er stets an seine Rechte denkt." Die Erfüllung von Pflichten gibt Ansehen: „Wer seine Pflicht tut, ist erhaben über jede Verfolgung der Kritik, der alle Menschen ausgesetzt sind." (Prinz Eugen). Und Nietzsche hat es noch betonter herausgestellt: „Zeichen der Vornehmheit: nie daran denken, unsere Pflichten zu Pflichten für jedermann herabzusetzen; die eigne Verantwortlichkeit nicht abgeben wollen, nicht teilen wollen; seine Vorrechte und deren Ausübung unter seine Pflichten rechnen." Marie von Ebner-Eschenbach hat dies geradezu als ein Merkmal großer Menschen bezeichnet: „Merkmal großer Menschen ist es, daß sie an andere weit geringere Anforderungen stellen als an sich selbst."

Verschiedene Menschen haben verschiedene Pflichten. „Wen die Götter lieben, den führen sie zur Stelle, wo man sein bedarf." (Johann Wolfgang von Goethe). Und dementsprechend: „Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages!" (Goethe). Wer die Forderung des Tages sieht, der gibt Verzagenden wieder Mut, Erschöpften neue Kraft, Verzweifelten wieder Licht und Freude; er schafft Ruhe, wo Aufregung Unheil anzurichten droht, und bringt Bewegung hinein, wo eine Stockung Gefahr bedeuten könnte. Er strahlt mit seinem Vorbild aus, stärkt damit Glauben und charaktervolle Haltung bei seinen Mitmenschen. Wir wollen hier in der Erdenwirklichkeit die Umwelt und Mitwelt gestalten und sehen die Erde nicht wie die Christen als „Jammertal", dem man möglichst rasch entfliehen müsse. Statt sinnvoller Ordnung des Diesseits geht es den Christen nur darum, das Jenseits zu erreichen („Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm"). Die schöpferische Kraft des Menschen wird dadurch abgetötet oder fehlgelenkt. „Die Liebe kann wohl viel; allein die Pflicht noch mehr." (Goethe).

Erich Rosikat schreibt seinem Sohn Hartmut:

„Ein kluger Kopf ist manches wert;
doch zehnmal wicht'ger sein Wille,
der Tag für Tag sich neu bewährt,
daß er des Tages Pflicht erfülle,

der stramm und brav zuleibe rückt,
den unbequemen Kleinigkeiten
und der nicht pfuschert und sich drückt,
weil sie ihm keinen Spaß bereiten.

Wer sich nur Mühe geben kann
mit lauter interessanten Dingen,
aus dem wird nie ein rechter Mann,
der wird das Leben nicht bezwingen."

Pflicht lastet auf einem, so lange man sie nicht erfüllt hat. Pflicht beglückt, sobald man eine von ihr geforderte Tat getan hat. Pflicht heißt das, was die Nachkommen, die Sippe, das Volk und Deine Rasse von Dir fordern. Diese Pflicht ist verinnerlicht, wenn in unserem Gewissen ihre Forderungen aufgenommen sind als das „Du sollst". Aus erfüllter Pflicht wächst die Zukunft unserer Art. Erfüllung der Pflicht kann auch Opfer des eigenen Lebens bedeuten. Aus der erfüllten Pflicht wächst das zu beanspruchende Recht. Je höher die Pflicht, desto höher das Recht. Pflichterfüllung bis zum Äußersten, das ist es, was von jedem von uns gefordert wird. Wir warten nicht, bis ein Zwang von außen daraus wird, sondern sehen unsere Pflicht und erfüllen sie aus eigenem Wollen. Friedrich der Große betont: „Seine Pflicht Erkennen und Tun ist die Hauptsache."

Lagarde sagt es mit dem knappen Satz: „Pflichten sind nicht dazu da, gewußt, sondern dazu da, getan zu werden." Und ebenso Fichte: „Handeln! Handeln! Das ist es, wozu wir da sind." Henry Ford kritisiert: „Die meisten Menschen wenden mehr Zeit und Kraft daran, um die Probleme herumzureden, als sie anzupacken." Dies ist geradezu ein Weg zur Selbsterkenntnis: „Wie kann man sich selbst kennenlernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt sogleich, was an dir ist." (Goethe). Und derselbe: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehn! Indes ihr Komplimente drechselt, kann etwas Nützliches geschehn." Ist eine Wahrheit erkannt, dann ist sie doch solange wertlos, solange nicht der unbändige Wille dazu kommt, diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen. Dementsprechend sagt Heinrich Pestalozzi: „Wenn wir wollen, daß es in der kleinsten Strohhütte wie in der ganzen Welt besser gehe, so müssen wir das, was wir dazu beitragen können, selber tun. Und ich glaube man lästert, wenn man meint, der liebe Gott solle es für uns tun und es ohne unser Zutun an unserer Statt tun."

Ebenso Erich Limpach:

„Bedenk es gut und höre zu: Nie wieder wird ein Mensch, wie du, auf dieser Erde leben. Es liegt an dir und deiner Tat, die tief in dich gelegte Saat zur Reife zu erheben."

Und Lotte Huwe fordert auf:

„Es stellt dich jeder Morgen vor eine neue Tat;
besiege deine Sorgen und such dir selber Rat.
In deinem eignen Herzen, in deiner eignen Art
sind Taten, Freuden, Schmerzen ganz nahe aufbewahrt!
Aus ihnen kannst du küren Sieg oder Niedergehn.
Stoß auf des Lebens Türen: du wirst im Lichte stehn!"

Jeder einzelne von uns ist gefordert: Selbst jemand wie Erich Kästner schrieb: „Kein Volk und keine Elite dürfen die Hände in den Schoß legen und darauf hoffen, daß im Ernstfall – im ernstesten Falle – genügend Helden zur Stelle sein werden." Wir alle müssen uns an Clausewitz ein Vorbild nehmen: „Mich hat noch nie ein religiöses Gefühl durchdrungen und gestärkt, ohne mich zu einer guten Tat anzufeuern", entsprechend dem Sprichwort: „Ein Glaube ohne Tat ist ein Feld ohne Saat." Wenn man das Dasein als Aufgabe betrachtet, dann vermag man es immer zu ertragen.

Peter von Bohlen dichtet:

„Die Trägheit ist des Menschen Feind, die seinen Leib erschlafft;
die Arbeit ist sein bester Freund, sie gibt ihm neue Kraft."

Schon im Mittelalter finden wir bei Salomon und Markolf den Spruch: „Wenn der Träge die Kälte fürcht', wenig er mit dem Pfluge wirkt." Noch früher im Havamal:

„Früh soll aufstehen, wer wenig Arbeiter hat, und selbst an das Werk gehen. Manches versäumt, wer den Morgen verschläft: halb reich ist der Rasche schon." Und ebenso für den Krieger: „Früh soll aufstehen, wer von andern will Habe oder Haupt; schlummernder Wolf gewinnt keinen Schinken, schlafender Mann keine Schlacht."

Unser Volk weiß: „Morgenstund' hat Gold im Mund", und der Bauer: „Der Pflug am Morgen macht die besten Furchen", sowie: „Wer nicht jätet früh, erntet später mit vergeblicher Müh'." Dazu kommt: „Was Du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen." Dementsprechend sagt ein deutsches Sprichwort: „Fest steh' immer; still steh' nimmer," und ein weiteres: „Ohne Arbeit – früh und spät – wird dir nichts geraten; Neid sieht nur das Blumenbeet, aber nie den Spaten." Richard

Dehmel mahnt: „Jede Stunde künde das Gebot: Vorwärts marsch! Wer stockt, ist lebend tot!" Ernst Moritz Arndt ruft: „Jedem Sterblichen, der etwas Ernstes mit Ernst will, ist gegeben, groß zu sein; jeder, der treu in einem beharrt, erreicht seinen Zweck bis in den Tod: dem Edlen und Tapfern ist auch der Tod Zweck des Lebens."

Ist uns Leistungsbereitschaft angeboren? Dr. Kusserow spricht von einer „angeborenen Faulheit und dem süßen Drang zum Nichtstun und zur Lässigkeit, dem ‚dolce far niente', wie der Italiener sagt." Er läßt dabei aber offen, ob er diese „angeborene Faulheit" nur im Süden sieht. De Vries meint, in einem Lande, wo es den größten Teil des Jahres heiß sei, nehme das Bedürfnis nach Bequemlichkeit und beglückendem Nichtstun leicht überhand; eine Gegend jedoch, die ein gemäßigtes Klima habe, reize den Menschen zu körperlicher Bewegung und geistiger Arbeit. Er sagt dann aber weiter: „Doch es sind gewiß nicht nur äußere Umstände, die dem Germanen dieses ruhelose Wesen verliehen haben. Das Bedürfnis, sich in Taten zu äußern, das Verlangen, so recht zu fühlen, daß man lebt, die Freude an der Beschäftigung der Hände, am Gestalten des toten Stoffs, an schöpferischer Arbeit, sie scheinen aus dem innersten Seelengrunde des Germanen hervorzugehen. Hier wirkt nicht der unruhige Drang, sich selber zu entfliehen. Keine beängstigende Gedankenflucht, die in der Arbeit Ablenkung sucht; hier liegt nichts anderes vor als das anhaltende Verlangen nach nützlicher, fruchtbarer Arbeit. Vor allem ist das Bedürfnis bestimmend, die eigenen Kräfte in der Welt, die uns umgibt, zum Ausdruck zu bringen. Der Mensch lebt durch seine Taten; diese verschaffen ihm Ansehen und Ruhm, sie erobern ihm einen Platz in dem Kreis, für den er tätig ist. Und vor allem schenken sie ihm die Befriedigung, die das erreichte Endergebnis einträgt. – So scheint der Germane als selbstbewußter Gestalter seines Lebens aufzutreten. Er geht gerade auf sein Ziel hin; eigensinnig hält er an seinen Plänen fest, allen Fehlschlägen und allem Mißgeschick zum Trotz, gezwungen gleichsam durch eine Kraft in ihm selber, die ihn wie ein blinder Instinkt vorwärts treibt."

Dies ist sicherlich richtig. Die Ausführungen widersprechen allerdings den Ausführungen von Tacitus in der Germania, wonach der Germane die Arbeit Dienstleuten überlasse, und selbst nur durch Jagd und Krieg aus seiner Ruhe herausgerissen werden könne. Angesichts der schwierigen Lebensumstände, die – wie die Moorleichen gezeigt haben – zu erheblichen Wachstumsstörungen wegen mangelnder Nahrung geführt haben, kann dieses Bild lediglich an Germanen der Oberschicht gewonnen

worden sein, mit denen römische Händler zu tun hatten. Allgemein verbreitet kann es nicht gewesen sein. De Vries sagt, daß ansonsten der Germane der späteren Jahrhunderte gründlich verändert worden sein müsse. „Denn was ihn in neuerer Zeit kennzeichnet, ist gerade ein unbegrenzter Tatendrang, ein ruheloses Verlangen nach Handlungen, eine weltumspannende Willenskraft.“ Diese Eigenschaften zeigen sich in der Völkerwanderungszeit, später in der Wikingerzeit in Eroberungen, Ansiedlungen, in Handelsverkehr und Entdeckungsfahrten. „Unternehmungsgeist und Kaufmannstum bei Holländern und Engländern, Tätigkeitsdrang und aufbauende Begabung bei den Deutschen sind Äußerungen des gleichen Arbeitsbedürfnisses, das sich nur bei den verschiedenen Stämmen in einer eigenen Weise ausdrückt.“ Die Germanen, die nur auf Bärenhäuten lagen und immer noch eins tranken, sind Fabelwesen von studentischen Trinkkommersen.

Arbeitsamkeit mußte bei unserer Menschenart herausgezüchtet werden, sowie sie als Ackerbauer seßhaft wurde. An einem alten Bauernhaus bei Melle steht: „Willst Du ernten reiche Saat, mußt Du schaffen früh und spat. Dann mit Sonnenschein und Regen gibt der Himmel seinen Segen.“ Nomaden arbeiten nicht; sie ziehen ihren Herden hinterher, machen überraschende Überfälle, leben von Raub und Beute. Der Bauer aber muß arbeitsam sein, damit sein Acker Korn trägt, sein Vieh gedeiht und sich vermehrt. Schon vor Jahrtausenden wurden von unseren Vorfahren Pferde, Kühe, Schweine und Gänse gehalten. Ohne Arbeitsamkeit hätten unsere Vorfahren angesichts harter Winter nicht überleben können. Der Mensch unserer Art arbeitet dann besonders gern, wie bei Küre 12 gesagt, wenn er einen Beruf hat, der ihm zusagt. Dann liebt er seine Arbeit, ist stolz, wenn er sie gut bewältigt und erledigt hat. Wenn er weiß, daß sie notwendig ist, ist er innerlich mit ihr verbunden und behandelt seine Arbeitsstelle als anvertrautes Gut. Die Freude an der Arbeit tritt besonders dort hervor, wo der arbeitende Mensch etwas Besonderes, Eigenes, Persönliches leisten kann, wie etwa beim Handwerker, der ein Stück seines Geistes und Verstandes, seiner Phantasie und Schöpferkraft in die Arbeit hineinlegen kann. Aber nicht jeder kann schöpferische Arbeit leisten, selbst wenn er dies will. Auch langweilige Arbeit ist notwendig, und es gibt in jedem Berufe Stückwerk, das einfach getan werden muß, damit ein Gesamtwerk gedeihen kann. Gleichwohl muß auch solche Arbeit sorgfältig, verantwortungsbewußt und mit Blick auf das Ganze erledigt werden. Wir sollten sehen, wie wir eine langweilige Arbeit interessanter gestalten können, z. B. durch Wettstreit mit einem anderen, der die gleiche Arbeit macht, oder mit sich

selbst, indem wir z. B. die Leistung vormittags und nachmittags vergleichen. Wir können auch durch unsere Einstellung viel ändern, indem wir etwas tun und uns dabei sagen, daß es aus diesen oder jenen Gründen Spaß macht. Wer Arbeit mit mehr Freude macht, arbeitet besser und fühlt sich besser. „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.“ (Schiller). Es ehrt den Arbeiter, gut und freudig, verantwortungsbewußt und achtsam zu seiner Arbeit zu stehen, zumal dann, wenn Menschenleben oder Gesundheit von der Qualität der Arbeit abhängen. Und der Wert guter Ware macht immer noch die Unterscheidung zwischen tauglichem Werkstück und Pfuscharbeit aus.

Wenn in der Arbeit selbst wegen Automatisierung oder aus anderen Gründen der persönliche Anteil am Werk immer mehr zurücktritt, so brauchen wir umso mehr für ein erfülltes Leben als Ergänzung noch eine Leistung aus eigener Berufung. Dies ist der Einsatz für ein ideales Ziel. Welches? Wenn wir uns umsehen, gibt es sicherlich eine Reihe von Vereinigungen, in denen unser Einsatz nützlich wäre, und die dieses auch verdienten. Wenn es dort allerdings schon viele Mitstreiter gibt, wäre unser Einsatz dort nicht so notwendig. Notwendig ist er dort, wo es um Ideale geht, die sich wegen der Hetze der Massenmedien keines großen Ansehens erfreuen. Erforderlich ist unser Einsatz also besonders für unsere Art und unseren Glauben, weil beide in höchstem Maße gefährdet sind, der Einsatz dafür diffamiert wird und deshalb nur wenige zur Fahne stehen. Auch wenn wir eine erfüllte, uns beglückende Arbeit haben, muß deshalb ein Teil unserer Kraft und Leistungsbereitschaft in diesen Einsatz fließen. „Den Wert eines Menschenlebens bestimmt nicht seine Länge, sondern seine Tiefe.“ (Gustav Frenssen).

Arbeiten tun Menschen unserer Art in einem bestimmten Lebensabschnitt alle, und „Arbeiter“ ist daher jeder tätige Mensch. Den Sinn hierfür verliert man nur dann, wenn man keine Heimat hat, zu der man gehört und an der man hängt, wie es bei Karl Marx der Fall war, dem Erfinder des Klassenkampfes, ein Wanderer von Nation zu Nation, Heimatloser, der in seinem eigenen Volke keine innere Ruhestätte fand, Ahasver, ein Irrender durch die Welt. Er konnte die Arbeit nur als Fluch empfinden, so wie sie das Alte Testament wertet; Theodor Fontane hingegen meint:

> „All Labsal, was uns hier beschieden,
> fällt nur in Kampf und Streit uns zu;
> nur in der Arbeit wohnt der Frieden,
> und in der Mühe wohnt die Ruh'.“

Seinen Frieden muß man erarbeiten oder erkämpfen. Manch anderer Frieden ist schmachvoll. Ebenso gibt es manche Ruhe, die Faulheit ist, so daß Seelenruhe auch kein Höchstwert sein kann.

Allerdings liegt es dem nordischen Menschen nicht, fleißig am Fließband zu stehen; eintönige, gleichbleibende, ununterbrochene Arbeit erschöpft ihn sicherlich mehr als andere. Röse meint von den nordischen Langköpfen, sie seien in der Schule durchschnittlich am fähigsten, aber zugleich am faulsten, und fährt fort, nordische Schüler beschäftigten sich mit einer Menge anderer Dinge als gerade den Schulsachen, vergäßen eher Aufgaben, hätten mehr Spaß an kriegerischen Spielen als gerade an Schultätigkeit, würden aber dann in der Oberstufe oft einen großen Sprung machen. Hans F. K. Günther möchte das nicht so allgemein stehen lassen, stimmt aber Röses folgender Bemerkung zu: „Es liegt nicht im Charakter der nordischen Rasse, daß sie nach Bienenart in gleichmäßig geschäftiger, aber gedankenloser Tätigkeit Honig sammelt; der nordische Langkopf arbeitet lieber stoßweise, indem er gern Zeiten äußerster Kraftanstrengung mit Zeiten verminderter Tätigkeit oder völliger Faulheit abwechseln läßt. Wird ein Germane durch äußere Not oder durch den inneren Drang seiner Ideenwelt gezwungen, andauernd zu arbeiten, ohne sich hin und wieder auf die Bärenhaut legen zu können, dann reibt er sich eben leicht auf. Vor allen Dingen ist die nordische Rasse diejenige, die am spätesten ihre geistige Entwicklung abschließt."

Dieser Haltung entspricht nicht das Wort „Fleiß", das die Färbung von gleichbleibender, ununterbrochener Tätigkeit hat.

„Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, sondern in Jahren zu leben, desto edler wird man. Die hastige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geistes geht in große, ruhige, einfache und viel umfassende Tätigkeit über, und die herrliche Geduld findet sich ein." (Novalis).

Heute ist die Gefahr, sich in Nebensächlichkeiten zu verlieren, noch viel größer geworden. „Der moderne Mensch wird in einem Tätigkeitstaumel gehalten, damit er nicht zum Nachdenken über den Sinn seines Lebens und der Welt kommt." (Albert Schweitzer).

Und ebenso sagt John Steinbeck: „Die Sklaven von heute werden nicht mit Peitschen, sondern mit Terminkalendern angetrieben."

So wie zum Einatmen das Ausatmen gehört, zum gespanntesten Zupacken die Entspannung, zum Tun der Schlaf, so zur Arbeit die Muße. Wer sich immer nur in Hochspannung hält, immer nur leistet, ein schlechtes Gewissen hat, wenn er eine Minute mal müßig ist, der ver-

schleißt sich schnell. In japanischen Firmen machen die Angestellten pro Stunde fünf Minuten gymnastische Übungen, um sich zu lockern. Wer viel leistet, hat sich dann auch die Muße verdient, und niemand werfe ihm Müßiggang vor! „Der Mensch, der keine Zeit hat – und das ist eines unserer Kennzeichen – kann schwerlich Glück haben. Notwendig verschließen sich ihm große Quellen und Mächte wie die der Muße und des Glaubens, der Schönheit in Kunst und Natur. Damit entgeht ihm die Krönung, der Segen der Arbeit, der in Nicht-Arbeit, und die Ergänzung, der Sinn des Wissens, der in Nicht-Wissen liegt. Das wird im Absinken dessen, was wir Kultur nennen, unmittelbar deutlich." (Ernst Jünger).

Wem es schwerfällt, sich zu entspannen, der lerne es mit autogenem Training. Oftmals reicht schon, bewußt und langsam zu atmen und sich zu sagen: „Ich bin ganz ruhig." Um loszulassen, ist auch der „Kutschersitz" förderlich, das breitbeinige, vorn überhängende schlaffe Sitzen.

Wer leistet, darf auch genießen. Eugen Dühring sagt zurecht: „Arbeit und Genuß sind zwei Funktionen, die physiologisch wie moralisch zusammengehören. Eine Arbeit, die unverdientermaßen um die natürliche, ihr entsprechende Genugtuung gebracht wird, ist eine lebensverleidende Bürde; ein Genuß aber, welcher sich ohne Arbeit in allen Richtungen (meist auch auf Kosten fremder Arbeit) ergeht, muß sich bald in der Abstumpfung gegen die Lebensreize erschöpfen." Rechter, den Lebensgesetzen entsprechender Genuß kann Leib, Geist und Seele des Menschen bereichern, ihn nach starken Anspannungen wieder tauglich machen zu neuen Leistungen. Anders ist es beim „Genußmenschen", der das Genießen zum Lebenszweck gemacht hat. Dieser schwächt den Organismus. Wer täglich nur auf Genießen aus ist, der braucht immer neue Genußmittel, weil die alten ihm schon gewöhnlich geworden sind. Es werden dann völlig abstruse Gerichte aufgetischt; die Führungsschicht im dekadent werdenden antiken Rom kitzelte sich mit einer Pfauenfeder den Rachen, um zu erbrechen und dann weiteressen zu können, und heute entspricht dem das Nehmen von immer stärkeren Rauschgiften, immer mehr Alkohol und Rauchen von immer mehr Zigaretten.

Berauscht waren – wie schon erwähnt – die Germanen nur bei hohen Festzeiten, einige Male im Jahr; nur da waren sie der Wirklichkeit entführt. Täglicher Alkoholgenuß hätte ihnen die Möglichkeit genommen, ihr Leben zu meistern und die geschichtlichen Leistungen, die wir an ihnen so bewundern, zu erbringen. Täglich geringe Mengen Alkohol zu sich zu nehmen, ist unbedenklich; ein Glas Wein oder eine Flasche Bier

pro Tag ist sogar ein gutes Vorbeugemittel gegen Herzinfarkt und Schlaganfall. Wenn aber eine Abhängigkeit von Alkohol einzusetzen beginnt, wenn man wegen des Nichtvorhandenseins von Alkohol unruhig zu werden beginnt, dann spätestens ist die Grenze erreicht, wo alle Alarmglocken schrillen müssen. Dann nämlich macht der Genuß kraftlos, gleichgültig gegenüber den Anforderungen des Lebens, und damit lebensuntüchtig.

Richtiger Genuß jeglicher Art hingegen erhöht Lebensfreude und Lebensbejahung und erhöht damit die Schaffensfreude. Alle leiblichen, materiellen und kulturellen Gaben und Güter dieser Welt soll der Mensch genießen, um sein Lebensziel besser erfüllen und sein Leben besser bestehen zu können. –

Ich habe wegen der dem nordischen Menschen nicht liegenden eintönigen, entnervenden Arbeit das Wort „Fleiß“ bewußt in diesem Sittengesetz vermieden, und statt dessen die Worte „beständig, beharrlich und zäh“ verwendet. Der große Unternehmer Alfred Krupp sagte: „Der Beharrlichkeit allein verdanke ich alles Gelingen.“ Und ebenso meint Ludwig van Beethoven: „Die große Auszeichnung eines vorzüglichen Mannes: Beharrlichkeit in widrigen, harten Zufällen.“ Dementsprechend betont Theodor Fontane: „Große Zeit ist's immer nur, wenn's beinahe schief geht, wenn man jeden Augenblick fürchten muß: Jetzt ist alles vorbei. Da zeigt sich's. Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser. Ausdauer, das ist die Hauptsache.“ Im Regelfall kommt man nur durch Ausdauer zum Erfolg. Ausdauer setzt Gründlichkeit voraus. Wer oberflächlich an das Leben herangeht, wer Probleme nicht ernstlich zu lösen gewillt ist, von dem kann man auch nicht erwarten, daß er sich voll Hingabe und Ausdauer einer bestimmten Arbeit oder Aufgabe, einem zähen Kämpfen und Ringen hingibt.

Ausdauer wird von einem unerschütterlichen Glauben genährt. Wo Zweifel und Verzagtheit Platz greifen, da ist bald jede Widerstandskraft zermürbt, da zerbricht jede Front, da kann es keine Ausdauer geben, wie Anton Holzner richtig bemerkt. „Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist, der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter; aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.“ (Goethe). Heilige Begeisterung, glühender Glaube und restloses Vertrauen sind die Fundamente, auf denen sich zähe Ausdauer in den härtesten Kämpfen, bei der schwersten Arbeit, in den bittersten Bewährungsproben für Leib, Geist und Seele gründen läßt.

Auch im Kriege siegt oftmals nicht derjenige, der mehr Waffen hat, sondern der zähere Gegner, der bessere Nerven und härtere Ausdauer besitzt. So bestand Friedrich der Große den Siebenjährigen Krieg. Nicht selten unterlag im Laufe der Geschichte der mächtigere und stärkere Gegner, weil innere Feinde seine Kraft zersetzten und ihm die Ausdauer nahmen.

Der nordische Typ ist nicht selten der fahrende, schweifende, kriegerische, der Wanderer, der sich in die Ferne sehnt, der Anreger, der Unruhige, wie ihn Hamsun beispielsweise in „August Weltumsegler" dargestellt hat. Der fälische Menschentyp ist schwerer, unbeweglicher, beharrender, am Boden festhaltender, der Urbauer, der allem durch Standhaftigkeit widersteht. Er ist der eigentlich Beharrende, birgt in sich die Beständigkeit des Wollens, während der leichtere nordische Schlag oft die genialen Erfindungen, Entdeckungen und Versuche macht, die dem ruhigeren zu gewagt oder unnütz erscheinen mögen. Beharrlichkeit und Ausdauer kennzeichnen den fälischen Menschen; wo es einen stärkeren fälischen Einschlag gibt, da spricht man vom sturen Westfalen, Holsteiner, Niedersachsen oder auch Pommern. Schätzung von bodenständigem Eigentum geht vom fälischen Menschen aus, künstlerisches und wissenschaftliches und politisches Neugestalten vom nordischen Eroberer, Angreifer und Vorwärtsstürmer. Beide ergänzen sich ideal. Die großen Ideen kommen ohne Beharrlichkeit meist nicht zum Erfolg. Wer beharrlich ist, geht trotz gelegentlicher Rückschläge weiter auf sein Ziel los, erreicht es schließlich, wenn er alle Kraft einsetzt, und geht als Sieger aus seinen Bemühungen und Anstrengungen hervor. Cäsar Flaischlen betont dies:

„Versuch's nur weiter! ohne Bangen!
Und senke schweigend nicht dein Haupt!
Wer will und an sein Können glaubt,
wird immer an sein Ziel gelangen!"

Die alttestamentarische Auffassung zur Arbeit ist diejenige, daß Arbeit ein Fluch sei; weil er Weisheit erlangen wollte, wird Adam von Gott verflucht, im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu erwerben. Im Talmud sagt ein Jude zu einem wogenden Weizenfeld, das könne ihn nicht zum Tun anspornen, und lobt den Handel („Und ist der Handel noch so klein, er bringt stets mehr als Arbeit ein"), und dementsprechend lauten jüdische Sprichwörter: „Der eine stets den Baum begießt, der andre seine Frucht genießt," und „Wenn man arbeitet, hat man keine Zeit, Geld zu verdienen."

Aus völlig anderem Geist sagt Carl Maria von Weber: „Der Trieb zum Arbeiten, zu schaffenden Leistungen ist so hohen Ursprungs wie die Liebe und läßt sich ebensowenig erzwingen." Den Wert gerade körperlicher Arbeit betont Peter Rosegger: „Der rechte Mensch kann nur aus Erde wachsen, und die körperliche Arbeit schützt vor Armut und Reichtum. Nicht arme, nicht reiche, sondern zufriedene Menschen muß die neue Kultur bringen." Und ebenso Gertrud Scholtz-Klink: „Wir haben es bitter nötig, wieder zu lernen, was unsere Vorfahren noch gehabt haben: die Ehrfurcht vor der Erde und ihren Gaben."

Für den nordischen Menschen ist die Arbeit kein lastender Fluch. Insonderheit ist sie das nicht, wenn die Arbeit von ihm frei gewählt und seinen eigenen Neigungen entsprechend ist. Dann ist sie ihm voller Reize, dann sieht er dort eine große Aufgabe, der er sich voll und ganz mit allen Fasern seines Seins hingeben kann. Große Werke schöpferischer Gestaltung werden meist in einem begnadeten Augenblick geschaut und geahnt, aber dann nur aus zähestem Ringen voll angespanntester Kraft und oft übermenschlicher Ausdauer geboren. Tag und Nacht trägt der schöpferische Mensch sein Werk mit sich herum, in der Stille und dem Trubel des Lebens ist er mit seinem Werk beschäftigt. Er kommt innerlich nicht mehr von ihm los. Er ist so von ihm besessen, daß er in der großen Gesellschaft und im trauten Kreise der Familie oft sehr weit abwesend, in einer anderen Welt lebend, erscheint.

Zur Ausdauer kann man sicherlich erziehen, und hierzu sollte man auch erziehen. Alle Menschen und Völker erleben Zeiten der gespanntesten Erwartung vor einem großen Ereignis. Und dann vergehen doch oft Wochen oder Monate, bis die große Spannung sich löst und die Welt- und Menschengeschichte deutlich sichtbar ein Stück vorwärts rollt. Viele Menschen können nicht warten. Sie verwechseln Warten mit Rasten, Ruhen und Bequemlichkeit. Sie rosten im Warten. Oder sagen sich mit Shakespeare: „Geduld ist für Memmen." Und wenn dann plötzlich das große Geschehen anbricht, dann sind sie überrascht, überrumpelt und fassungslos, dann sind sie nicht zur Stelle, dann sind sie nicht gewappnet, dann haben sie versagt. Menschen und Völker haben so die Entscheidungsschlacht ihres Lebens und ihrer Geschichte verloren.

Wartenkönnen heißt nicht geduldiges Ergebensein in das Schicksal oder orientalische kraftlose Hingabe an das Unabwendbare. Wartenkönnen heißt Bereitstehen. Mit der Fackel des hellen klaren Lichtes, mit dem Schwert des Kampfes, mit dem Feldzeichen des Glaubens, so stellen die großen deutschen Künstler die Bereitschaft dar. Bereitschaft

aber erfordert oft Ausdauer. Die Fackel in ständiger Glut zu erhalten, ist schwerer, als schnell einen lodernden Brand zu entzünden. Stets die Waffe bereit zu halten, verlangt oft mehr Kraft als ein schneller, hitziger Kampf. Die Symbole des Glaubens immer hoch und rein zu halten, setzt mehr Charakter voraus, als sie nur einmal vor Begeisterung im Sturmwind zu schwenken. „Was lange währt, wird endlich gut."

Aber man darf nicht zu lange warten. Wenn der Mantel des Schicksals vorbeirauscht, muß man ihn packen. „Hang zur Gemächlichkeit ist für den Menschen schlimmer als alle Übel des Lebens. Es ist daher äußerst wichtig, daß Kinder von Jugend auf arbeiten lernen." (Immanuel Kant).

Heute gibt es dazu oftmals andere Erziehungsziele. Die Lehrer wollen die Kinder keinem „Leistungsdruck" aussetzen, als wäre das Streben nach Höherem, nach Steigerung des eigenen Tuns, nach Überwindung der eigenen Faulheitsneigung etwas Schlechtes und Verwerfliches. Erzogen wird damit eine „Null-Bock-Generation". Wer den Drang nach Leistung, durch die das Kind sich Anerkennung durch die Eltern zu erwerben hofft, im jungen Menschen schon erstickt, was soll aus ihm werden, wenn das Leben schärfste Anforderungen an ihn stellt: Wird er dann die Aufgaben bewältigen, oder wird er aufgeben? Es gibt aber auch eine andere Art, den Leistungswillen zu zerstören: Wenn ein Kind eine Aufgabe übernommen hat, z. B. ein Zimmer ausgefegt, darf auf keinen Fall – falls das Kind nicht bewußt schlampig war – hinterher dieselbe Arbeit durch einen Elternteil gemacht werden, selbst wenn vieles nicht perfekt ist (z. B. in einer Ecke noch Fussel liegen); das Kind bekommt dadurch den Eindruck, die eigene Arbeit sei wertlos, und die Tätigkeit wird ihm verhaßt.

Die Erbanlage bewirkt viel; aber so wie man ein edles Pferd zu Schanden reiten kann, kann man auch begabte Kinder zu Versagern machen. Durch Unterforderung werden 1/4 der hochbegabten Kinder im deutschen Schulsystem zu Versagern; sie langweilen sich, weil ihnen bekannte Dinge immer wiederholt werden, hören dann überhaupt nicht mehr zu, stören im Unterricht, beschäftigen sich anders, und werden schließlich von der Schule verwiesen. Es ist ein beispielloses Armutszeugnis für unser Schulsystem, daß große Begabungen hier vor die Hunde gehen. Wir brauchen keine Förderung der Schwachsinnigen und Schwachbegabten, sondern wir brauchen eine Förderung der Hochbegabten, denn nur sie sind in der Lage, unserem Volk die Zukunft zu verbürgen!

Friedrich Schiller betont:

„Rastlos vorwärts mußt du streben,
nie ermüdet stille stehn,
willst du die Vollendung sehn;
mußt ins Breite dich entfalten,
soll sich dir die Welt gestalten;
in die Tiefe mußt du steigen,
soll sich dir das Wesen zeigen,
nur Beharrung führt zum Ziel,
nur die Fülle führt zur Klarheit,
und im Abgrund wohnt die Wahrheit.“

Theodor Fontane sagt zurecht: „Mit Halbheiten wird nichts Ganzes gewonnen, der höchste Preis darf den höchsten Einsatz fordern.“ Diesen Einsatz müssen wir nicht nur von uns fordern, sondern können ihn auch von anderen fordern. Setzen wir Vertrauen in ihre Kraft! „Wenn wir die Menschen nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter. Wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.“ (Goethe). So auch Schiller: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“ Und dementsprechend sagt Carlyle: „Wisse, daß das Wort Unmöglich im Wörterbuch des braven Mannes keinen Platz hat!“ Unmöglich ist garnichts, und es geht alles, wenn man will, hat einer, der unmöglich Scheinendes erreicht hat, einmal gesagt.

Der Mensch unserer Art wächst mit seinen Aufgaben. „Es wird ein Mensch um so mehr zur Persönlichkeit, je mehr er in Kampf und Arbeit vor einer großen Aufgabe die Widerstände beseitigt, je mehr er den weiten Lebenskreis in sein Blickfeld und seine Verantwortung, in seinem Pflichten- und Betätigungsbereich aufnimmt.“ (Ernst Krieck). Und dasselbe soll laut Lagarde für ein Volk gelten: „Je schwerere Aufgaben einem Volke, einem Stamme gestellt sind, auf eine desto höhere Stufe steigt dieser Stamm und dies Volk.“ Wie ein alter Spruch sagt: „Es ist ein hefftig Krafft, was die letzte Noth schafft.“

Allerdings ist dabei ein Umstand zu berücksichtigen: „Wer etwas Großes will, der muß sich zu beschränken wissen; wer dagegen alles will, der will in der Tat nichts und bringt es zu nichts.“ (Hegel). Und ähnlich Goethe: „Wer Großes will, muß sich zusammenraffen, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister...“ Und natürlich auch Schiller: „Wer etwas Treffliches leisten will, hätt’ gern was Großes geboren, der sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkt die höchste Kraft.“

In einer natürlich gegliederten Menschengruppe wird sich, wenn diese eine gemeinsame Aufgabe zu erfüllen hat, immer einer herausheben, der die Leitung des Unternehmens übernimmt. Wegen seiner größeren Sachkenntnis oder dem ihm entgegengebrachten Vertrauen kann er dazu gewählt sein oder von einem Vorgesetzen bestimmt sein. Er wird mit einem stärkeren Gefühl der Verantwortung ausgestattet sein, damit das Werk gelinge. In fast allen Lebensbereichen, wo noch gewachsene Verhältnisse und natürliche Bindungen herrschen, ist das Verantwortungsbewußtsein das maßgebende Kennzeichen solcher Menschen. In den Jugendbünden sind Jungen immer aus der Gruppe emporgestiegen, kraft ihrer besonderen Fähigkeiten und kraft des Vertrauens, das sie genossen. Es waren diejenigen, die ein Stück weiter sehen konnten als die gewöhnlichen Mitglieder des Kreises, mit mehr Einsicht und Erfahrung, mehr Weitblick und Stärke des Willens, so daß sie die für alle angestrebten Ziele durchzusetzen in der Lage waren.

In den heutigen politischen Gremien, wo sich die Menschen bei falschen Entscheidungen damit entschuldigen können, die Mehrheit habe ja so abgestimmt, sie selbst hätten gar nichts dazu getan, geht Verantwortungsbereitschaft verloren, so sie überhaupt noch vorhanden war. Das eigene Gewissen ist durch die Parteilinie ersetzt worden, den „Fraktionszwang".

Demgegenüber hieß es in den „Pflichten des deutschen Soldaten" im 2. Weltkrieg: „Soldatisches Führertum beruht auf Verantwortungsfreude." Aber nicht nur da ist sie gefordert. „Dadurch wird alles Große in der Welt, daß ein Mensch sich an seiner Stelle verantwortlich fühlt – ob ers angewiesen ist oder nicht, ob man ihn sieht oder nicht, ob es ihm gedankt wird oder nicht; ja schließlich ohne Gewähr, ob der Erfolg seiner Mühe jemals entsprechen wird oder nicht." (Georg Stammler).

Mit der größeren Verantwortung ist auch größere Einflußmöglichkeit verbunden, und das wiederum neiden den führenden Personen manche kleinlich denkende Menschen, die selbst wohl nicht bereit wären, die Verantwortung zu tragen, aber anderen auch nicht die hervorgehobene Stellung „gönnen". Andererseits gibt es dann auch wieder Menschen, die eine Verantwortungsscheu haben und darauf warten, daß irgendein anderer Verantwortung übernimmt. In unserer zunehmend anonymer werdenden Gesellschaft muß wegen der Undurchschaubarkeit vieler Dinge die Verantwortungsbereitschaft abnehmen. Wir dürfen uns hierdurch aber nicht anstecken lassen. Martens sagt zurecht: „Nicht auf die andern geschaut! Die andern schauen auf dich! Darum vorwärts!" Und Heinrich Anacker rüttelt auf:

„Auf dich kommt's an!
In deinen Händen liegt
des Vaterlandes gut und bös Geschick!
Auf dich kommt's an!
So schwer wie niemals wiegt
dein Tun in diesem Augenblick!

Auf dich kommt's an,
du Bauer hinterm Pfluge,
du Arbeitsmann, der die Maschine lenkt!
Auf dich kommt's an,
der kühn im Geistesfluge
des Weltalls letzte Wunder überdenkt!

Auf dich kommt's an!
dein Opfer baut die Stufen
Aus Nacht und Eis empor zum ew'gen Licht.
Auf dich kommt's an!
die teuren Toten rufen;
die Helden sehn dich an: Tu deine Pflicht."

Zur Verantwortung gehört die Genauigkeit. An Kleinigkeiten können große Dinge scheitern. „Ein Nagel bewahrt ein Eisen, ein Eisen ein Pferd, ein Pferd einen Mann, ein Mann eine Burg, eine Burg ein Land," sagt ein altdeutscher Spruch, so daß der, der die Hufeisen nicht nachgesehen hat, den Verlust des Landes bewirken kann.

Die Verantwortung ist zunächst einmal natürlich für den Bereich, in den wir hineingestellt sind, zu übernehmen. Aber unsere Verantwortungsbereitschaft geht darüber hinaus. „Nichts ist so geeignet, die Verschmelzung der widerstrebendsten Elemente zu fördern, als gemeinsame Arbeit an gemeinsamen Aufgaben", sagt Otto von Bismarck. Und ebenso sagt es Alfred von Tirpitz: „Nur die Arbeit für das Ganze bedeutet in ihrer Entwicklung auch das Wohl des einzelnen; schrankenlose Betonung der Parteiinteressen oder des individuellen Lebens aber führen zur staatlichen Vernichtung." Und Anselm Feuerbach stellt klar: „Wer für hohe Ideen lebt, muß vergessen, an sich selbst zu denken." Christian Morgenstern erkennt: „So fand ich es überall und immerdar: Wo Großes zu schaffen war, stand der erste allein. Kein Fels im Meer konnte einsamer sein."

Was lernen wir daraus? Auf unseren Einsatz kommt es an! Zwar gilt Nietzsches Warnung: „An Unheilbarem soll man nicht Arzt sein wol-

len", so daß es Aufgaben gibt, denen wir uns nicht zuwenden sollten. Und so meint auch Marie Adelheid Prinzessin Reuß zur Lippe: „Was immer du beginnst, tue es so, daß keiner es besser macht als du. Aber laß die Hände von Werken, die deiner Art nicht entsprechen." Im Regelfall aber kann jeder seine Tüchtigkeit beweisen, wie es das Havamal ausdrückt: „Hinkender reitet, Handloser wird Hirt, Tauber taugt noch zum Kampf; blind ist besser, als verbrannt zu sein, ein Toter nützt zu nichts." Friedrich Hebbel sagt zurecht: „Entschuldige sich keiner damit, daß er in der langen Kette zu unterst stehe: er bildet ein Glied, ob das erste oder das letzte, ist gleichgültig, und der Funke könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht dastände. Darum zählen sie alle für einen und einer für alle und die Letzten sind die Ersten."

Egon von Wulffen hat in seiner „Metaphysik der sozialen Gerechtigkeit" als das eigentliche Merkmal unserer Menschenart den Ordnungssinn bezeichnet. Er versteht darunter nicht die Fähigkeit, Ordnung zu halten, die bei vielen Menschen unserer Art durchaus ausgeprägt ist, bei anderen, insbesondere Gelehrten, die zahlreiches Material für ihre Bücher und Studien um sich herum haben müssen, aber auch nicht; Dr. Kusserow hat hervorragende Gelehrte kennengelernt, die das täglich zu Ordnende gegenüber dem in ihnen nach Gestaltung Drängendem hintanstellen oder vergessen, und ich habe einen schwedischen Anthropologieprofessor getroffen, wo der Ordnungsbedarf gegen die ebenso notwendige Bücherausbreitung zur Handhabung von Quellen, Schriften und Zitaten stritt, so daß er mich nicht in seine Wohnung lassen mochte, sondern nur ein Buch als Geschenk für mich herausholte, weil ihm die Unordnung ersichtlich peinlich war. Besser und freudiger arbeiten können wir sicher, wenn zumindest unser Schreibtisch aufgeräumt ist und dort nur das liegt, was wir gerade bearbeiten, und wenn wir nach der Reihenfolge der Wichtigkeit uns die Dinge ordnen und gleich erledigen. Dies meint von Wulffen aber nicht, sondern er versteht unter „Ordnungssinnigkeit" diejenige Eigenschaft, die einen Menschen befähigt, über sein persönliches Interesse hinaus für andere Menschen Verantwortung zu spüren und diese Verantwortung in organisatorischen Taten zu verwirklichen. Ordnungssinnige Menschen sind für ihn solche, die ausgreifend versuchen, in einem größeren (staatlichen oder wirtschaftlichen, kulturellen oder sozialen) Rahmen zusammenhängend schaffend und verantwortlich für andere zu handeln. Ob dies aber wirklich kennzeichnend für die nordischen Menschen ist, ist durchaus zweifelhaft. Wir haben zwar immer wieder solche Führerpersönlichkeiten hervorgebracht; Henning Fikentscher hat dieses Verhalten als „Huld" bezeichnet

und zahlreiche Beispiele gebracht. Andererseits gibt es aber auch bei anderen Menschenrassen einzelne, die Verantwortung für andere Menschen ihres Volkes fühlen. Ebenso gibt es unter nordischen und besonders fälischen Menschen durchaus solche, die sich recht wenig um ihre Mitmenschen kümmern, die sich abschließen, für sich allein leben und kaum über den Zaun des anderen schauen wollen. Es ist aber von Wulffen zuzugeben, daß es bei unserer Menschenart mehr solcher ordnungssinnigen Menschen als anderswo gibt, wozu z. B. Armin der Cherusker, Heinrich der Erste und Otto der Große, Reinhald von Dassel (der Ratgeber Barbarossas), Barbarossa selbst, Georg Frundsberg, Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große, die Männer der Befreiungskriege (Freiherr vom Stein, Gneisenau, Lützow, Scharnhorst, Schill, Körner u. a.), der Unternehmer Friedrich Harkort, Bismarck, Königin Luise, Lettow-Vorbeck, Fridhtjof Nansen, der Arzt Gustav Carus, Albert Leo Schlageter, Hans-Ulrich Rudel, Obersturmführer Frithjof Porsch, Obersturmbannführer August Dieckmann, Oberst Otto Schünemann und viele andere deutsche Offiziere des 2. Weltkrieges gehören. Sie wußten, daß der einzelne Mensch nicht ohne die anderen auskommen kann und von den anderen auf Schritt und Tritt abhängig ist. Sie forderten von anderen nicht mehr, als sie selbst zu geben bereit waren. – Doch der Egoismus nimmt in der modernen Gesellschaft immer mehr zu. Der Grund für die wachsende Verantwortungslosigkeit liegt nicht etwa in einer größeren Not als früher, sondern im Gegenteil: in dem größeren Wohlstand. Derjenige wird achtlos und damit verantwortungslos, dem es zu gut geht. Der Mensch wird nicht dadurch glücklich – ich habe das Beispiel der Fischreiherkolonie gebracht –, daß ihm alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden. Zum Leben gehören Arbeit und Kampf, und wenn das weggenommen wird, dann empfinden viele eine innere Leere, die sie durch Drogen, Parties, Alkohol wegwischen wollen. Wir müssen gerade den jungen Menschen unserer Völker Mut machen, Verantwortung für etwas, was über sie selbst hinaus weist, zu übernehmen, und ihnen dadurch das Leben sinnvoll erscheinen zu lassen.

Ludwig Finckh zog als Summe eines langen Lebens: „Ich sage euch die letzte Wahrheit. Es war mir gegeben in aller Klarheit. Ich sah, daß alle Leiden und Mühen am Abend leise zu Asche verglühen. Und da das Herz loderte und brannte, daß ich als höchstes Glück erkannte: Solange ich auf Erden wandere, ich lebe nicht für mich, ich lebe für andere!"

Verinnerlicht und wirksam wird Verantwortungsbewußtsein aber nur dann sein, wenn es anschaulich ist, wenn es sich mithin auf „die Näch-

sten" bezieht. Die Nächsten sind dabei im Wortsinn zu begreifen, nämlich die uns „Nahestehenden", also unsere Blutsverwandten, unsere Sippe, Menschen, die uns anvertraut sind. Darüber hinaus sind wir aber auch in die Verantwortung gestellt für die Gefährten unserer Gemeinschaft, für die uns ähnlichen Menschen unserer Menschenart. Wir begreifen die Nächstenliebe also richtig, nicht in Verkehrung ihres Begriffes als Förderung von Entwicklungsvölkern, wie es die christlichen Kirchen und von solcher Moral bestimmten weltlichen Gruppen tun.

Zur zunehmenden Verantwortungslosigkeit hat auch die bei Küre 3 erwähnte „antiautoritäre Erziehung" beigetragen, die diejenigen Kinder, die damit allein gelassen wurden, zu krassen Egoisten, unfähig zur Einordnung in eine Gemeinschaft, haltlos und tyrannisch „erzogen" haben. Die Kinder, die nicht „frustiert" werden durften, „frustrieren" nun ihre Erzeuger. Die wiederum sind ratlos und versuchen, die Verantwortung für das, was sie angerichtet haben, der Gesellschaft, Umwelt, Kapitalismus oder sonstwem zuzuweisen, und somit auch für ihre Taten nicht die Verantwortung zu übernehmen. Sie stehen nicht zu dem, was sie unserem Volke eingebrockt haben, und sie tun auch nichts, um wenigstens für die Zukunft durch Bekennung ihres Fehlverhaltens einer besseren Entwicklung den Weg zu bahnen.

Hier – und nicht nur hier – gilt es, falsche Auffassungen zu bekämpfen. Dies ist notwendig.

Küre 15

Das Sittengesetz in uns gebietet Einsatz für Wahrung, Einigung und Mehrung germanischer Art.

In dieser Küre wird das gefordert, was Hans F. K. Günther in seinem Buch: „Der nordische Gedanke“ ausgeführt hat, allerdings mit der Ergänzung, daß wir nicht mehr allein den nordischen Menschen im Blickpunkt haben, sondern auch den fälischen, und deswegen hier nicht von nordisch, sondern von germanisch sprechen.

Wir wollen die Wahrung der germanischen Art. Diese geht weltweit zurück. Nicht nur prozentual, d. h. im Verhältnis zu anderen Menschenarten, weil nämlich einer erheblichen Zunahme von asiatischen, afrikanischen und orientalischen Menschen bestenfalls ein Stagnieren germanischer Völker gegenübersteht (wobei dies auf Lebensverlängerung und Einwanderung beruht, da die Geburtenrate seit einigen Jahrzehnten nicht zur Bestandserhaltung ausreicht), so daß der prozentuale Anteil heller Menschen rasch zurückgeht. Sondern auch absolut, weil sich die Zahl germanischer Menschen verringert, d. h.: es gibt in jeder Generation weniger germanische Menschen, als in der Generation zuvor. In England, wo nach dem ersten Weltkrieg noch 65 % der Menschen blond gewesen waren, waren es im Jahr 1984 nur noch 10 %, in Irland sank die Zahl im gleichen Zeitraum von 28 % auf 8 %. In Schweden, das um 1900 noch zu 90 % blond war, lebten 80 Jahre später nur noch 30 % blonde Menschen. Kamen in ganz Skandinavien zwischen 1918 und 1939 noch mehr als 40 % aller Mädchen blond zur Welt, so sind es heute nur noch 20 %. In Mitteleuropa hatten 1995 nur noch 8 % der Männer und 6 % der Frauen helle Haare. In Deutschland haben besonders der erste und zweite Weltkrieg erschreckend zum Rückgang nordischer und fälischer Menschen beigetragen. Auch die Zahl der Blauäugigen nimmt gegenüber der der Braunäugigen laufend ab.

Grund für den Rückgang ist neben den hohen Verlusten gerade in Deutschland in den beiden Weltkriegen einmal die Geburtenarmut bei nordisch-fälischen Menschen (verursacht insbesondere durch Verstädterung) und die Industrialisierung und Mechanisierung, die die besondere handwerkliche und geistige Leistung zur Familiengründung überflüssig machte und dadurch Unterbegabten zur Fortpflanzung verhalf. Ferner sind die hellen Augen- und Haarfarben im Erbgang rezessiv, d. h. bei Mischung herrschen die dunklen Farben vor. Welcher Blauäugige einen

dunkeläugigen Partner nimmt, der reinerbig braunäugig ist, d. h. nicht rezessiv Gene für Helläugigkeit hat, wird – und wenn er zehn Kinder hätte – nur braunäugige Kinder haben. Durch die Vertreibungen nach dem Kriege sind viele braunäugige Menschen in Gebiete Deutschlands gekommen, wo es vorher fast nur blauäugige gab. Dies führte natürlich zu Mischungen. In den letzten vierzig Jahren sind dann durch Gastarbeiter, Asylbewerber, deutsche Touristen, die dann einen Heiratspartner in dunklen Völkern fanden, Adoptionen von farbigen Kindern noch in einem viel größeren Umfange Mischehen zustande gekommen. Deswegen hat sich die Entwicklung noch beschleunigt.

Wegen unserer düsteren nordischen Wolkenbänke hat es bei vielen Menschen unserer Art einen Zug in den Süden, die Sonne, das Licht gegeben. Dort sind die germanischen Scharen durch Rassenmischung und Verweichlichung untergegangen, so daß Walter Flex mahnte: „Fahrt ihr nach Süden übers Meer, was ist aus Euch geworden!" Ernst Bertram ebenso: „Süden aber ist Tod. Vergeßt nicht: Ihr seid Kinder des Eises...Wahret, wahrt das Blut! Denkt an das Kind." Und Moeller van den Bruck beschließt sein Buch „Das dritte Reich" (1931 n. ü. Ztr.) mit den Worten: „Das Tier im Menschen kriecht heran. Afrika dunkelt in Europa herauf. Wir haben die Wächter zu sein an der Schwelle der Werte."

Wenn wir uns also für „Wahrung" des Bestandes unserer Art einsetzen, so ist dies nur der Versuch, die Zahl nordisch-fälischer Menschen, die es heute noch auf der Welt gibt, zu halten.

Wir haben die Mahnung von Erwin Guido Kolbenheyer beherzigt: „Handle so, daß Du überzeugt sein kannst, mit Deinem Handeln auch Dein Bestes und Äußerstes dazu getan zu haben, die Menschenart, aus der Du hervorgegangen bist, bestands- und entwicklungsfähig zu halten." Und vor ihm betonte schon Fichte: „Der Glaube des edlen Menschen an die Fortdauer seiner Wirksamkeit auf dieser Erde gründet sich auf die Hoffnung der Fortdauer des Volkes, aus dem er selber sich entwickelt hat."

Auch wenn wir für Mehrung unserer Art eintreten, ist dies nicht gegen andere Völker und Rassen gerichtet, sondern dient lediglich der Erhaltung unserer eigenen Art. Denn durch Mehrung unserer Art würde lediglich die Entwicklung gestoppt, daß unsere Art im Verhältnis zur gesamten Menschheit laufend prozentual zurückgeht, da die Zahlen dort explodieren, und bestenfalls der Zustand wiederhergestellt wird, wie er vor hundert Jahren war.

Aber kann es Wahrung oder gar Mehrung germanischer Art überhaupt noch geben? Ist dies nicht ein Kampf gegen Windmühlenflügel?

So scheint es in der Tat. Die Anthropologen der UNESCO haben die bisherige Entwicklung mit Computern hochgerechnet und danach bekanntgegeben, daß in etwas mehr als hundert Jahren, im Jahr 2112 n. ü. Ztr., der letzte blonde Mensch, ein Mädchen, vermutlich in Finnland, geboren wird. „Man glaubt für gewöhnlich, es gäbe keine Steigerungsform füt tot. Die gibt es doch: ausgestorben.“ (Martin Kessel).

Das darf uns aber nicht zur Verzweiflung führen. Peter Rosegger hat ausgesprochen: „Unsere Unzufriedenheit, unsere Kritik, unser Mut und unsere Ideale sind eben die Werkzeuge, mit denen das Geschick die Geschichte meißelt. Es wird nicht immer, wie wir wollen, aber es wird besser, als wenn wir nicht gewollt hätten.“ Und Friedrich Nietzsche betont: „Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung!“ Wer ohne Hoffnung kämpft, hat schon halb verloren. „Die Träume von heute sind die Realitäten von morgen.“ (Han Suyin). Und Josef Weinheber hat es dichterisch so ausgedrückt:

„Nicht vom Brot allein, es lebt vom Traum der Mensch. Es ist Traum das Unsre und stärker als die Tat, die ihm willig nachfolgt.

Unter Völkern gewohnt zu kämpfen, tapferes Volk, bewahr immer einer den Traum, und einer halte die Flamme lebendig.“

Hans Venatier sagt dasselbe in seinem Gedicht „Glaube“:

„Oft hab' ich betrübte Stunden,
da glaub' ich nicht mehr daran,
daß Deutschland wieder gesunden
und weiterleben kann.

Dann möcht' ich zusammensinken,
bin krank an Leib und Seel'.
Gebt mir den Schierling zu trinken,
daß ich mich von dannen stehl'!

O, schlafen, schlafen, schlafen,
Nichts denken, nichts reden, nichts tun...
Der Tod allein ist der Hafen,
wo Schiffer und Schiffe ruh'n.

Doch innen im Herzen, tief innen,
wo all die Asche liegt,
Da glüht noch ein funkelndes Sinnen,
das gibt sich nicht besiegt.

So wartet das Feuer im Herde,
eh noch der Wind sich gerührt,
bis plötzlich ein flammendes Werde
die neuen Lieder gebiert!"

Die moderne Naturwissenschaft und Technik hat ja nicht nur Gefahren gebracht, sondern auch erneute Möglichkeiten. Eine hochwertige Frau, die in ihrem Leben allerhöchstens zwei Dutzend Kinder gebären könnte, kann heute als Eispenderin, wobei ein Großteil ihrer Eier dann anderen Frauen eingepflanzt wird, hunderten Kindern ihr Erbgut weitergeben. Aufgrund eines christdemokratischen Gesetzes („Schöpfer darf nur Gott sein") ist in Deutschland die Leihmutterschaft verboten; im Interesse des Überlebens unserer Art ist diese Bestimmung umgehend aufzuheben. Wenn das Klonen weiterentwickelt wird, wird es möglich sein, auch hierüber in ihrem Bestand gefährdete Völker und Rassen wieder zu vermehren. Es kommt nur darauf an, unser Sinnen und Trachten auf die Erhaltung und Vermehrung unserer Art zu richten. „Euer Geist und eure Tugend diene dem Sinn der Erde, und aller Dinge Wert werde neu von euch gesetzt! Darum sollt ihr Kämpfende sein! Darum sollt ihr Schaffende sein!" (Nietzsche).

Schließlich erstreben wir die Einigung der Menschen unserer Art. Schon im Nordischen Artbekenntnis von 3733 stand als Satz 10: „Das sittliche Gesetz in uns fordert den Kampf für Wahrung, Mehrung und Einigung der nordischen Art auf der Erde." In Satz 19 wurde gefordert: „Die Staaten der Völker nordischen Blutes müssen unter Wahrung ihres geschichtlich gewordenen Wesens, so auch der Verschiedenheit der germanischen Sprachzweige, zu Schutz und Trutz gegen alle anderen Arten zusammenstehen." Satz 20 mahnte: „Kriege zwischen Völkern nordischer Art widersprechen nordischer Sendung", und in Richtung auf Zusammenarbeit ausgedrückt in Satz 21: „Die gemeinsamen Belange sind gegenüber den Völkern anderen Blutes zu sichern."

Erwachsen waren diese Forderungen aus einer geschichtlichen Betrachtung. Der Dreißigjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg hatten ebenso wie der erste Weltkrieg nicht nur erhebliche Verluste nordischen Blutes bei den Deutschen, sondern auch bei anderen germanischen Völkern verursacht. Allen Staatsmännern, allen denen, die politische Verantwortung trugen, gleich ob in unserem Volke oder in anderen Völkern, sollte dies vor Augen geführt werden. Dem Christentum war diese Frage egal, weil es die „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt", propagiert. Aus rassischer Verantwortung heraus Kriege verhin-

dern zu wollen, lag dem Christentum ganz fern. Im Gegenteil: Christen sind vor dem 3. September 39, wo England dem Deutschen Reich den Krieg erklärte, nach England gepilgert, um die britische Regierung zu bitten, dem Deutschen Reich den Krieg zu erklären, damit das nationalsozialistische Regime gestürzt würde!

Wozu hat der zweite Weltkrieg geführt? Dazu, daß Deutschland vielfach geteilt wurde und fast ein Drittel seines Volksgebietes verloren hat, dazu 13 Mio. seiner Menschen vertrieben und 7 Millionen umgebracht wurden. Der polnische Kardinal Wyszinski erklärte 1966 n. ü. Ztr. in Breslau befriedigt: „Mit der Wiedergewinnung der polnischen Westgebiete, der Zerschlagung des preußischen Staates und der Vernichtung des Deutschen Reiches hat die Gegenreformation ihr Ziel erreicht." Aber mangelnde Einigkeit hat auch den anderen germanischen Staaten nichts genützt. England hatte seine Autorität durch zahlreiche Niederlagen verloren und war 1945 n. ü. Ztr. so erschöpft, daß es sein Weltreich nicht halten konnte. Das war für kluge und vorausschauende Menschen schon vor dem zweiten Weltkrieg ersichtlich, und wenn auf die Vertreter des nordischen Gedankens gehört worden wäre, die es besonders in Deutschland – zu einem geringeren Anteil auch in England und anderen germanischen Staaten – gegeben hat, wäre es zum zweiten Weltkrieg nicht gekommen.

In der Völkerwanderung standen germanische Völker gegen germanische Völker, Ostgoten gegen Westgoten, die Franken versuchten, die Führungsschicht der Alemannen, Thüringer und Sachsen auszurotten, und auch in der Wikingerzeit haben sich die Wikinger allzuoft gegenseitig dezimiert. Unsere Rasse hat sich nicht nur im Dreißigjährigen Krieg und den Weltkriegen in Kämpfen untereinander und gegeneinander oftmals zerfleischt und geschwächt. Damit muß Schluß sein!

Mit „Einigung" ist natürlich nicht Gleichschaltung oder Vergewaltigung gemeint, sondern wir achten den gewachsenen Aufbau und die Kultur aller germanischen Völker, gleichgültig, wie groß sie sind, ebenso ihre Sprache, und das gilt für die Friesische genauso wie auch für die in Nordostdeutschland ureinheimische plattdeutsche Sprache. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit, in der sich unsere germanische Art ausgeprägt hat, gilt es zu erhalten. Neben dieser geschichtlich gewachsenen und in der Überlieferung durchaus bewahrten Verschiedenheit gibt es aber auch eine innere Einheit, und zwar einfach aus genetischen Gründen, selbst wenn vielen Menschen unserer Völker die Blutsverwandtschaft nicht bewußt geworden ist, weil sie sich über die genetischen Grundbe-

dingungen ihres Wesens noch nicht klar geworden sind. Wenngleich also eine auf die Art gerichtete sittliche Verpflichtung bei vielen Menschen unserer Art noch nicht vorhanden ist, muß dies aber zur geistigen Wirklichkeit werden. Insbesondere was die Verhinderung von Einwanderung fremder Rassen angeht, sind wir alle gleichermaßen bedroht und sollten deshalb auch in einer gemeinsamen Abwehrfront stehen. Um ein Gefühl der Gemeinsamkeit zu schaffen, ist besonders die Vorgeschichte ein wertvolles Mittel. Vor dreitausend Jahren gab es einen gemeinsamen nordischen Kulturkreis, bestehend aus Norddeutschland, Dänemark, Südschweden und Südnorwegen. Von da aus sind die Angelsachsen nach England hinüber gegangen, und die Germanen haben in zahlreichen Zügen sich nach Süden und Osten ausgebreitet. Ob es die Form der Schwerter ist, die Form der Bestattungen, die religiösen Auffassungen – sie alle zeigen uns die Gemeinsamkeit. E. Curtius hat dies schon vor etlichen Jahrzehnten erkannt: „Je unruhiger die Welt wird, um so wichtiger ist es für die lebende Generation, nicht einseitig in den Interessen des Tages aufzugehen, sondern das Gedächtnis der Vorzeit zu pflegen und in ernster Betrachtung ihrer Denkmäler ein heilsames Gegengewicht gegen die ruhelosen Schwankungen der Gegenwart zu finden." Und auch sonst finden wir immer wieder Gemeinsamkeiten, wie die niederländische Hymne von 1575 n. ü. Ztr. zeigt: „Wilhelmus von Nassaue / bin ich aus deutschem Blut. Bis in den Tod hin schaue / das Land mich treu gemut." Die Hanse schuf wirtschaftliche Verbindungen im gesamten germanischen Raum, von Stockholm über Bergen in Norwegen bis London und die niederländischen Städte.

Aber nicht nur in der Vergangenheit gibt es die Gemeinsamkeiten. Kein geringerer als Knut Hamsun hat ausgesprochen, daß die skandinavischen Dichter ihre Weltbedeutung nur durch die Übersetzung ihrer Werke ins Deutsche bekommen haben. „Ich grübelte über alles nach. So konnte ich mich selbst darauf hinweisen, daß jeder große und stolze Name in unserer norwegischen Kultur zuerst durch das germanische Deutschland hindurchging, damit er groß in der ganzen Welt werden konnte." („Auf überwachsenen Pfaden"). Und andererseits gibt es erhebliche Geistesunterschiede zu den Romanen: „Daß wir Deutschen das uns Umgebende als ein Wirkendes – die ‚Wirklichkeit' – bezeichnen, die lateinischen Europäer als die ‚Dinglichkeit', zeigt die fundamentale Verschiedenheit des Geistes, und daß jene und wir in ganz verschiedener Weise auf dieser Welt zuhause sind." (Hugo von Hofmannsthal).

Wenn wir bedenken, wie Shakespeare befruchtend auf Goethe und Schiller gewirkt hat, die niederländische Malerei für die Landschaftsma-

lerei der anderen germanischen Völker vorbildlich geworden ist, so sehen wir, daß es unter allen unseren Völkern immer ein Geben und Nehmen gegeben hat. Aus diesem kulturell fruchtbaren Austausch hätte schon viel früher der Schluß gezogen werden müssen, daß auch wirtschaftlich und politisch eine Zusammenarbeit der germanischen Völker Europas geboten ist. Erst mit einer solchen Einigung ist die Gefahr, daß der germanische Mensch verschwindet, endgültig gebannt.

Küre 16

Das Sittengesetz in uns gebietet Gefolgschaft dem besseren Führer, mit Recht und Pflicht zu abweichendem Rat, nach bestem Wissen und Gewissen.

Die ersten umfangreichen Ausführungen über das Gefolgschaftswesen der Germanen finden wir bei Tacitus in der „Germania". Er schreibt, daß außergewöhnliche Verdienste der Väter auch ganz jungen Leuten schon die Rangstellung eines Gefolgsherrn gäben; sie würden in den Kreis der anderen älteren und schon kampferprobten Gefolgsherren aufgenommen. Es sei aber auch keine Schande für sie, Gefolgsmann eines anderen zu werden. Jeder Gefolgsherr setze Rangunterschiede für seine Gefolgsleute fest; unter diesen herrsche daher ein großer Wetteifer, da jeder bei seinem Führer der erste sein wolle.

Wir können hierzu ergänzen, daß wir dies noch in den isländischen Sagas vermerkt finden, wo sich der Rang eines Gefolgsmannes danach richtet, wie nah er in der Halle bei seinem Gefolgsherrn sitzt.

Tacitus berichtet weiter, daß auch die Gefolgsherren ihrerseits untereinander wetteifern, weil der Gefolgsherr seine Würde und Macht darin sieht, stets der Mittelpunkt einer zahlreichen und heldenhaften Gefolgschaft zu sein; im Frieden sei das sein Stolz, im Kriege sein Schutz. „Wenn ein Gefolgsherr durch die Zahl und Tapferkeit seines Gefolges auffällt, verschafft ihm das nicht nur bei seinem eigenen Volk, sondern darüber hinaus bei den Nachbarvölkern einen Namen und Ruhm. Solche Gefolgsherren werden auch von Gesandtschaften umworben und durch Geschenke geehrt; und oft genug hat schon ihr bloßer Name genügt, einen Krieg zu verhüten. Kommt es zur Schlacht, so ist es für den Gefolgsherrn eine Schande, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, doch ebenso für die Gefolgschaft, es dem Führer an Tapferkeit nicht gleichzutun. Vollends aber lädt Schimpf und Schande fürs ganze Leben auf sich, wer ohne seinen Gefolgsherrn aus der Schlacht zurückkommt. Ihn zu schützen, ihn zu schirmen, selbst die eigenen Heldentaten seinem Ruhm zuzurechnen: Darin gipfelt der Treueid der Mannen. Der Gefolgsherr kämpft um den Sieg, die Mannen für ihren Herrn."

Diese Wertung galt lange. Am Ende des Beowulf spricht Wiglaf über die anderen Gefolgsleute, die ihren Herrn im entscheidenden letzten Kampf im Stich gelassen hatten, folgenden Fluch aus: „Eurem Geschlecht sollen Schätze und Geschenke versagt bleiben, die Freude der

väterlichen Erbschaft, die Hilfe der Freunde sollen euch fehlen. Selbst die Rechte der Freien werdet ihr entbehren müssen und von allem entblößt umherirren, allerorten von Erinnerung an eure entehrende Tat verfolgt. Für jeden Krieger ist der Tod besser als ein Leben in Schande."

Wo solche Grundsätze herrschen, wird es uns verständlich, daß die Gefolgschaft eines Herrn ihn in der Schlacht nicht überleben will. Sie sind „treu bis in den Tod". So liegt der Fürst leblos auf dem Schlachtfeld, ihm zu Häupten und zu Füßen seine Mannen. Sie sind gerüstet, ihrem Herrn in Walhall mit derselben Treue zu dienen, die niemals nachgelassen hat.

Diese Bindungen waren so stark, daß bei der Einführung des Christentums darauf Rücksicht genommen wurde. Der christliche Dichter des altsächsischen „Heliand", wo das Leben Christi geschildert werden soll, läßt seinen Thomas die Jünger anfeuern, ihren Christus in der Not nicht im Stich zu lassen: „Eines Helden Pflicht ist es, seinem Herrn in Standhaftigkeit zu helfen und mit ihm zu sterben. Laßt auch uns unseres Lebens nicht achten, sondern es freudig für unseren Herrn opfern. Dann wird das Gedenken, das nach uns bleibt, ruhmreich leben in preisenden Worten unter den Menschen."

Das ist heidnisch gedacht, nicht christlich, und keiner der christlichen Jünger hat sein Leben geopfert, Judas hat ihn sogar verraten, Petrus, auf dem nach katholischer Überlieferung der „Fels der Kirche" errichtet werden sollte, hat ihn verleugnet. Die Bibel handelt eben nicht von Germanen.

Tacitus schreibt weiter: „Droht einem Stamm in langer Friedensruhe Verweichlichung, so suchen viele dieser jungen Edelinge auf eigene Faust solche Stämme auf, die gerade in irgendeinen Krieg verwickelt sind. Denn ein tatenloses Leben ist den Germanen nun einmal verhaßt. Auch kommt man in Kampf und Gefahr leichter zu Ruhm. Zudem läßt sich eine zahlreiche Gefolgschaft auf die Dauer auch nur durch Krieg und Raubzüge zusammenhalten. Denn neben der gewöhnlichen Verpflegung und den zwar einfachen, aber sehr reichlichen Gastereien, die an die Stelle einer Soldzahlung treten, erwarten die Gefolgsleute von der Freigebigkeit ihres Gefolgsherrn jenes Streitroß und jene Frame, mit der sie den blutigen Sieg zu erkämpfen gedenken. Die Mittel für solche Freigebigkeit werden durch Kriegs- und Raubzüge aufgebracht."

Auch dies finden wir in den Sagas bestätigt. Die Gefolgsherren fuhren im Sommer auf Wikingfahrt. Die Großzügigkeit des Herrn im Verteilen

von Geschenken wird von den Skalden gerühmt. „Teuer ist des Gefolgsherrn Wort" und „Heiß ist des Lehnsherrn Liebe" lauten zwei Sprichwörter. Das Gefolgschaftsleben ist der wahre Pflanzboden der Treue und der Freigebigkeit, dieser zwei vom Germanen so hoch geschätzten Tugenden. Zum Alltag des Hauslebens stellt sich das Leben in einer Gefolgschaft wie eine Festzeit. Da findet der Germane, was sein Herz wünscht: Kampf und Gefahr im Wechsel mit sorglosem Gelage und Spiel; in den Kämpfen winken Ruhm und in der Halle die Kleinode vom Gefolgsherrn, dem Druchtin, die er seinem Gefolge, der Drucht, je nach Verdienst gibt.

Die Sippenbande sind naturgegeben. Durch Übertritt in eine Gefolgschaft geht der Gefolgsmann ein freiwilliges Treueverhältnis ein, das jenes ursprüngliche Treueverhältnis ergänzt, zuweilen aber auch überlagert. Die tragischen Auswirkungen solchen Gefolgschaftsverhältnisses finden wir im Nibelungenlied. Etzel verlangt von seinem Gefolgsmann Rüdiger, daß er ihm gegen seine Feinde helfe, unter denen sich auch Giselher befindet, dem Rüdiger vor kurzem erst seine Tochter zur Ehe gegeben hat. Rüdiger bittet Etzel, er möge alles zurücknehmen, was er von Etzel empfangen habe, Land und Burgen; gern wolle er als Verbannter zu Fuß in die Armut gehen, wenn er nicht kämpfen müsse. Etzel jedoch pocht darauf, daß er ihm Land und Burgen gegeben habe, damit er ihm einstmals helfe. Rüdiger zieht in den Kampf und fällt im Zweikampf mit Gernot, dem Bruder Giselhers, von dem Schwert getroffen, das er Giselher selber zuvor als Gastgeschenk gegeben hatte.

Die Weiterentwicklung dieses Gefolgschaftswesens führte dann zu Bindung an Volk und Staat. Als mehr abstrakte Größen haben sie aber selten so viel Anteilnahme geweckt wie die Bindung an einen Gefolgsherrn. Noch in den Weltkriegen war es so, daß verehrte Kompanieführer zuweilen nicht in fremder Erde begraben wurden, sondern im Winter beim Rückzug auf Schlitten mitgeführt wurden, und dort die verbissensten und erfolgreichsten Kämpfer sich fanden, wo sie einen vorbildlichen, verehrten und geliebten Führer hatten.

Dies alles war noch ein Nachwirken heidnischer Auffassungen; das Christentum selbst als eine ursprüngliche Sklavenreligion, mit einer Moral der Schlechtweggekommenen, stand von den Grundlagen her in völliger Gegnerschaft zu solchen Auffassungen. Christus zufolge soll das, was hoch in der Welt steht, im Himmel niedrig stehen, und die Verachteten dieser Welt würden im Himmel erhöht werden. Das Herdenideal der Gleichheit wurde gepriesen. Nietzsche legt den Finger auf die Wunde:

„Todfeindschaft der Herde gegen die Rangordnung: ihr Instinkt zugunsten der Gleichmacher (Christus). Gegen die starken Einzelnen ist sie feindselig..." Da – je größer ein menschlicher Verband ist – desto mehr Rangordnung bestehen muß, mußte die Kirche eine solche bei ihrem Wachsen natürlich auch ausbilden, und hat dies mit einer Vielzahl von Ämtern, Titeln, Unterordnungsverhältnissen auch getan, bis hin zur Deklamation der „Unfehlbarkeit des Papstes", eine Anmaßung, die kein germanischer König von sich behauptet hat. Da die christlichen Lehren damit aber im totalen Widerspruch standen, führte dies zu einer beispiellosen Verlogenheit und Heuchelei der kirchlichen Würdenträger. Diese Verlogenheit war um so größer, als die Kirchen nahezu ständig im Widerspruch zu den Staaten und den germanischen Königen standen und diesen gegenüber die christlichen Grundsätze immer wieder betonten. Die Kirche wollte die weltliche Macht immer demütig, auf den Knien, um selbst um so unangefochtener herrschen zu können.

Schwache Führer bedeuten schwache Staaten. „Die Stärke der Staaten beruht auf den großen Männern, die ihnen zur rechten Stunde geboren werden." (Friedrich der Große). Aus ihren Geschichtsbetrachtungen heraus haben Thomas Carlyle („Die Geschichte der Welt war die Lebensgeschichte großer Männer") und Heinrich Treitschke („Männer machen Geschichte") dieselbe Auffassung vertreten. Auch Jakob Burckhardt neigt dem zu: „Sprichwörtlich heißt es: ‚Kein Mensch ist unersetzlich.' – aber die wenigen, die es eben doch sind, sind groß."

Warum das so ist? „Keine Volksmenge wurde durch sich groß und frei oder weise, sondern stets durch große, freie, weise Chorführer. Stelle die Sonne hin, so gehen die Planeten von selber." (Jean Paul). „Kann sich ein Volk nicht mehr wie ein Mann erheben, so muß sich ein Mann wie ein ganzes Volk aufrichten." (Gorch Fock). Das Beispiel dieses einen kann dann wiederum das Volk aufrichten.

Das Wesen einer großen Persönlichkeit ist es, daß ihr die geniale Kraft gegeben wurde, mit einer geradezu instinkthaften Sicherheit ein Werk zu schaffen, wie es die geschichtliche Situation erfordert, und zu dem aufgrund seiner Anlagen kein anderer berufen ist, als gerade dieser vom Schicksal Auserwählte. Das ist dann die Stunde der die Zeit erfüllenden politischen Tat des großen Staatsmannes, der einmalige Wurf eines die Welt umformenden Gedankens in Wissenschaft oder Religion oder einer sie erschütternden oder mitreißenden Dichtung, der Sieg in einer entscheidenden Schlacht. Das ist dann die schöpferische Stunde einer großen wissenschaftlichen Erkenntnis oder Entdeckung, die die Er-

fahrungen, Leistungen und Wünsche ganzer Generationen auswertet und vollendet. Die Größe eines Volkes wird bestimmt durch die zahlen- und wertmäßige Größe der in ihm schlummernden Führungskräfte, der in ihm ruhenden großen Anlagen, aus denen das Schicksal die Höchstberufenen auslost, auswählt, deren Namen dann durch die Geschichte leuchten. Nach der Gaußschen Verteilungskurve gibt es aber in einem Volke desto mehr große Menschen, je höher der Durchschnitt liegt. „Die großen Persönlichkeiten sind Verkörperungen, sind die Sichtbarmachung des Wesens einer Gemeinschaft. In ihnen erhält sich der Charakter ihres Volkstums, ihrer Zeit, ihrer Kulturstufe" (Gerhard Krüger). Aus den breiten Grundschichten, gebildet von der Tüchtigkeit der namenlosen Millionen, aus der unendlich reichen Fülle dieser Erbanlagen, die den eigentlichen Reichtum unseres Volkes und unserer Art ausmachen, wachsen die großen Einzelnen empor, erhebt sich schließlich das Genie, ein Kind seiner Zeit und doch anders als sie, hinausgewachsen über sie und immer wieder in sie hineinstrahlend. Sie sind damit auch leuchtendes Vorbild für die Zukunft, auch dann, wenn sie – wie fast immer – nicht vollkommen sind, sondern auch ihre kleinen Fehler und Schwächen haben.

Und nicht nur hinsichtlich der allgemeinen Begabungshöhe und der herausragenden Spitze hängen Durchschnitt und Führungspersönlichkeit zusammen, sondern auch bei ihrem Zusammenwirken für das gemeinsame Werk, wie Friedrich Rückert vor Augen stellt: „Stell dich in Reih und Glied, das Ganze zu verstärken, mag auch, wer's Ganze sieht, dich nicht darin bemerken. Das Ganze wirkt, und du bist drin mit deinen Werken." Das Ausströmen von Kraft in die Gemeinschaft und Rückstrom der Kraft auf den Einzelnen finden wir im Idealfall. Dazu gehört einmal, daß der Führer innerlich für das einsteht, was er sagt: „Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber tut." (Goethe). Ein Waffen-SS-General inspizierte ein Ausbildungslager, wo gerade der obligatorische Sprung vom 10-Meter-Turm erfolgte. Einer der Männer frozzelte den General an: „Selber machen". Darauf zog der sich die Jacke aus, sagte seinem Adjutanten etwas leise, und sprang vom Turm; der Adjutant fischte ihn dann aus dem Wasser; er hatte dem nämlich gesagt, daß er Nichtschwimmer war. „Der recht vorangeht, dem geht man recht nach." (Volksmund). Man muß vom Grundsätzlichen her bereit sein, dasselbe zu tun, was man dem Geführten befielt. Deshalb ist fraglich, ob das Wort von Moltke: „Man muß das Unmögliche verlangen, damit das Mögliche geleistet wird", wirklich richtig ist; falls die Geführten das Gefühl haben, es wird Unmögliches verlangt, kann dem Resignation, Auf-

begehren, Autoritätsverlust des Führers folgen. Wenn der Führer selbst der Meinung ist, eine Aufgabe sei undurchführbar, darf er sie nicht befehlen. „Große Leistungen in Krieg und Frieden entstehen nur in unerschütterlicher Kampfgemeinschaft von Führer und Truppe", so hieß es in den „Pflichten des deutschen Soldaten" im 2. Weltkrieg.

Damit ist die Kameradschaft angesprochen, die innerhalb einer Einheit gegeben sein muß, wenn sie Erfolg haben will. Die Kameradschaft ist besonders in Not und Gefahr einer Kampfgemeinschaft unentbehrlich. Im Frieden zeigt sie sich bei Kameraden einer Bergsteigergruppe in Bergnot, bei Knappheit von Essen im Teilen, beim Löschzug einer Feuerwehr in einem brennenden Haus, im Kriege beim Retten des verwundeten Kameraden unter Einsatz des eigenen Lebens aus der Feuerlinie. Das gegenseitige seelische Stützen gehört dazu. Auch der Führer muß vorbildlicher Kamerad sein und sich ebenso unbedingt für sein Gefolge einsetzen, wie dies das Gefolge für ihn tut. Dabei ist Kameradschaft nicht mit Verbrüderung zu verwechseln. Kameradschaft verbietet auch, aus Sympathie für einige aus der Gefolgschaft anderen gegenüber ungerecht zu sein.

Selbstbeherrschung in Notlagen, Herausreißen aus Verzweiflung in schwierigen Situationen, das kennzeichnet den wahren Führer. Da neben Gleichmut auch Verschwiegenheit zu den vom Führer benötigten Eigenschaften gehören, finden sich solche ebenso unter den stillen und charakterlich Tüchtigen (sogar vielleicht noch eher als unter den auf Anhieb Auffälligen, wie das Beispiel Moltke zeigt). Bei der Führerauswahl ist auf folgenden Grundsatz aus den „Pflichten des deutschen Soldaten" zu achten: „Gehorsam ist die Grundlage der Wehrmacht, Vertrauen die Grundlage des Gehorsams. Soldatisches Führertum beruht auf Verantwortungsfreude, überlegenem Können und unermüdlicher Fürsorge."

Dementsprechend hieß es in der „Ausbildungsvorschrift für die Infantrie" in der Wehrmacht: „Führer ist, wer durch Können, Haltung und Gesinnung die Truppe zur Gefolgschaft zwingt. Der Führer muß mit seiner Mannschaft leben, mit ihr Gefahren und Entbehrungen, Freud und Leid teilen. Er muß den Weg zum Herzen seiner Untergebenen finden, ihr Vertrauen durch Verständnis für ihr Fühlen und Denken sowie durch nie rastende Fürsorge erwecken. Wer das Vertrauen seiner Truppe besitzt, wem das Herz seiner Leute entgegenschlägt, der kann auch unerbittlich hart in seinen Forderungen sein."

Rangordnung gibt es nicht erst bei Menschen, sondern z. B. schon auf dem Hühnerhof bei den Hennen, und so auch bei vielen in Gruppen le-

benden Säugetieren. Der Grund hierfür ist, daß durch eine Rangordnung Streitigkeiten und Auseinandersetzungen um Kleinigkeiten vermieden werden; in Frage gestellt wird der Rang eines Höheren nur im Abstand von jeweils einigen Monaten, so daß es keine ständigen Streitigkeiten gibt, die zum Zerfall der ganzen Gruppe und Unaufmerksamkeit gegenüber Freßfeinden führen müßten. Ferner lernen die Lebewesen nur von Ranghöheren, so daß dadurch Erfahrungen weitergegeben werden können. Die ganze Gruppe hat mit Rücksicht darauf bessere Durchsetzungsmöglichkeiten gegenüber anderen Gruppen.

Auch wir bejahen deshalb die Rangordnung. Am Vorbild einer Persönlichkeit, der Persönlichkeit des Führers, wächst die Persönlichkeit des Gefolgsmannes, wenn jener diesen richtig behandelt. Gegen die lebensfeindliche Gleichmacherei setzen wir die Anerkennung der Verschiedenheit. Da jeder Mensch dem anderen ungleich ist (selbst eineiige Zwillinge sind – wenn auch geringfügig – unterschiedlich), sind deshalb auch Menschen besser oder schlechter zum Führen geeignet, und wir unterstellen uns in dieser Küre der Leitung durch einen besseren Führer. „Das Beste soll herrschen, das Beste will auch herrschen" (Nietzsche). Und derselbe: „Was ist vornehm? – ... Daß man instinktiv sich schwere Verantwortung sucht. Daß man sich überall Feinde zu schaffen weiß... Daß man der großen Zahl nicht durch Worte, sondern durch Handlungen beständig widerspricht."

Führer zu sein, ist nicht nur ein Vorrecht, es ist auch eine Vorpflicht. Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen empfand dies und schrieb deshalb an seinen Sohn Konrad: „Den Großen der Welt und den Königen genügt ihre berühmte Abstammung nicht, wenn ihrem erlauchten Geschlecht nicht auch der Adel ihres Sinnes zu Hilfe kommt und ein rühmliches Streben ihre Herrschaft verklärt. Kaiser und Könige unterscheiden sich nicht nur deshalb von anderen, weil sie höher thronen, sondern weil sie tiefer schauen und tugendhafter handeln." Und dies gilt für Führer aller Rangstufen, wie Walter Flex, der im 1. Weltkrieg fiel, lapidar sagte: „Leutnantsdienst tun, heißt seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon." Führer sein heißt, die Verantwortung für die Geführten tragen. Diese Verantwortung lastet besonders im Kriege schwer, wenn jeder Befehl das Leben von Untergebenen kosten kann.

Damit kommen wir zur Armee und zum Gehorsam. „Autorität von oben und Gehorsam von unten; mit einem Wort: Disziplin ist die ganze Seele der Armee." (Moltke). Gerade nordischen Menschen mit ihrem eigenen Kopf, von denen viele „geborene Führer" sind, fällt Gehorsam

schwer, zumal dann, wenn sie meinen, ihre abweichende Auffassung sei richtiger. Sicherlich nicht allgemein gilt für sie: „Ist es nicht das höchste Glück, das es geben kann: einen Höheren zu finden, dem man dient?" (Ernst). „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht, und noch im Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu sein." (Nietzsche). Der nordische Mensch ist nicht der geborene Gehorchende. Auch Nietzsche hatte seine Probleme damit; einerseits sagte er – einseitig übertrieben -: „Alles Lebendige ist ein Gehorchendes", andererseits kritisierte er Friedrich den Großen für sein Wort, er sei der erste Diener seines Staates, weil dadurch das Herrentümliche, was zu jedem Führer gehöre, aus den Augen verloren werde, und hat, wie bei Küre 10 schon erwähnt, betont: „Wer sich nicht befehlen kann, der soll gehorchen", entsprechend dem Shakespeare-Wort: „Gehorchen mag, wer nicht zu herrschen weiß." Aber uneingeschränkt richtig sind Nietzsches folgende Ausführungen: „Befehlen können und wieder auf stolze Art gehorchen, in Reih' und Glied stehen, aber fähig jederzeit, auch zu führen, die Gefahr dem Behagen vorzuziehen, das Erlaubte und Unerlaubte nicht in einer Krämerwaage wiegen, dem Schlauen, Parasitischen mehr feind sein als dem Bösen: – Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und befehlen." Und so betont auch Paul von Hindenburg: „Nur wer gehorchen gelernt hat, kann später auch befehlen." Warum? Wer selbst disziplin- und zuchtlos ist, wird von seinen Untergebenen nicht respektiert. Das gilt für das Heer genauso wie für die Politik. Wer selbst schwankend ist, wird niemals auf die Dauer Führer sein können eines innerlich nach einem festen Halt suchenden und strebenden Volkes. „Die Kraft des Soldaten beruht auf Gehorsam, die Kraft des Führers auf Klarheit seines Willens." (August von Mackensen). Goethe sagt zurecht: „Wer ist ein unbrauchbarer Mann? Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann."

Jede große Sache wird getragen von der großen Zahl der unbekannten Kämpfer, die namenlos bleiben, obwohl sie verdienten, für ihre Opfer und ihre Tat genannt zu werden vor der Geschichte. Jedes Ideal fordert ein Höchstmaß an Selbstlosigkeit, an Einordnung, an Gefolgschaftstreue. Manchen fällt es schwer, die Kraft zu solchem Opfer und Verzicht aufzubringen. Sie müssen aber wissen, daß – bei Ausfall des bisherigen Führers – auch an sie der Ruf ergehen kann, nach vorn zu treten und zu führen. Darauf müssen sie sich vorbereiten, und den namenlos Gehorchenden sei daher als Trost folgender Satz von Fontane in Erinnerung gerufen: „Die wirklich Vornehmen, die gehorchen; nicht einem Machthaber, sondern dem Gefühl ihrer Pflicht."

In den beiden letzten Weltkriegen und auch sonst hat es immer wieder Lagen gegeben, wo ohne Befehl oder geradezu gegen einen Befehl aus der sich plötzlich ändernden Situation heraus von Unterführern gehandelt und entschieden werden mußte. Wenn ein Befehl hätte eingeholt werden sollen, hätte dies zulange gedauert, und es wären erhebliche Nachteile entstanden. Heinrich von Kleist hat in seinem Drama „Prinz von Homburg" eine solche Situation geschildert. Wenn nicht eigenmächtiges Handeln Schaden verhütet oder gar ein Sieg gewonnen wurde, wurde meist der Entschlußfreudige ausgezeichnet, jedenfalls im zweiten Weltkrieg. Ansonsten trafen ihn Strafe, und es gehörte Größe dazu, eigenmächtig zu handeln im Bewußtsein, daß bei einem Scheitern diese Strafe droht. Der General Yorck hat – als er das Bündnis mit den Russen 1812 n. ü. Ztr. schloß – ohne Befehl und gegen die Auffassung seines Königs entschieden, und damit die Voraussetzung für einen Erfolg in den Freiheitskriegen gegen die Franzosen geschaffen. Andererseits fand sich 3718 kein Kommandeur eines Generalkommandos, der am 7. oder 8. November aus eigener Machtvollkommenheit und Entschlußkraft die Disziplinlosigkeit und Meuterei niedergeschlagen hätte; es wurde auf einen Befehl gewartet, der nicht kam, und damit der Revolution zum Sieg verholfen. An sich war auch in Preußen der Weg für eigenmächtiges Handeln frei, wie im Exerzierreglement von 1906 n. ü. Ztr. festgelegt: „Die vornehmste Führereigenschaft bleibt die Verantwortungsfreudigkeit. Sie wäre falsch verstanden, wenn sie darin gesucht würde, eigenmächtige Entschlüsse ohne Rücksicht auf das Ganze zu fassen oder gegebene Befehle nicht peinlich zu befolgen und ein Besserwissen an Stelle des Gehorsams treten zu lassen. Aber in allen Fällen, in denen sich der Untergebene sagen muß, daß der Auftraggeber die Verhältnisse nicht genügend übersehen konnte oder wo der Befehl durch Ereignisse überholt ist, wird es Pflicht des Untergebenen, erhaltene Befehle nicht oder abändernd auszuführen und diese dem Vorgesetzten zu melden. Für die Nichtbefolgung des Befehls bleibt ihm die volle Verantwortung."

Führer und Gefolgschaft können nur im Rahmen einer Gemeinschaft existieren. Internationale Ideengebäude wie der Marxismus, das Christentum, der Liberalismus, der Globalismus und Organisationen wie die Freimaurerei oder die katholische Kirche handeln grundsätzlich ohne Rücksicht auf völkische oder rassische Belange, stellen sich teilweise sogar bewußt dagegen. In solchen Gemeinschaften wird – in der katholischen Kirche beispielsweise durch die Jesuiten und „Opus Dei" betont – ein Kadavergehorsam gefordert, das blinde Befolgen auch unsittlicher

Anweisungen. Der „heilige Ignatius“ schrieb in seinen Exercitien: „Was meinen Augen weiß erscheint, halte ich für schwarz, wenn es die hierarchische Kirche so entscheidet.“ Dafür sprach ihn der Papst heilig; wir verachten ihn dafür. Orientalisch ist der Pascha, der Despot, der Tyrann, der göttliche Gnade vermittelnde Priester; sie alle umgeben sich mit verschwenderischem Prunk, spielen sich als kleiner Gott oder wenigstens als Stellvertreter Gottes auf, und wollen ihre Untergebenen an möglichst viele Ketten schmieden, sie klein und minderwertig machen, sie zusammenducken und stets niederhalten. Dort ist die Sklaverei entstanden. Herder betont: „Der ursprünglichen Verfassung deutscher Völker war der Despotismus eigentlich so ganz zuwider, daß sich eher behaupten ließe, die Könige haben ihn von den Bischöfen gelernt, wenn diese Seelenkrankheit gelernt werden dürfte. Bischöfe nämlich brachten aus ihrer mißbrauchten Schrift, aus Rom und ihrem eigenen Stande morgenländische und klösterliche Begriffe von blinder Unterwerfung unter den Willen der Oberherren.“ So wie sie vorgaben, sich Gott gegenüber als Knecht zu empfinden, so knechteten sie ihrerseits die ihnen Untergebenen.

Nichts ist entfernter vom Wesen des nordischen Führertums und seines Gefolges. Hier sucht der Führer die Gefolgschaft möglichst empor zu führen, möglichst groß zu machen, seinen Ruhm mit ihrem Ruhm zugleich zu mehren, ihren Stolz und ihre Ehre nicht anzutasten. Ein Führer unserer Art strahlt seiner Gefolgschaft gegenüber eine nie erkaltende, stets sonnige persönliche Herzensgüte aus. In den sachlichen Entscheidungen sei der Führer hart und gerade, im persönlichen Umgang freundlich und gütig, das ist unser Führerideal. Für alle Nöte, Leiden und Konflikte seiner Gefolgschaft muß der Führer ein tiefes Verstehen haben. Der Führer, dem die persönliche Herzensgüte aus den Augen leuchtet und aus dem Wesen strahlt, kann von seiner Gefolgschaft Arbeit, Leistung und Opfer verlangen. Er behandelt sie als vollwertige Kameraden, nicht als Diener, weder herablassend noch mitleidig. Unaufdringlich, nicht schulmeisterlich, nicht professoral und nicht pastoral, in zwangloser Rede und Unterhaltung gibt er seinen Untergebenen, die für ihn Mitarbeiter sind, Winke, Hinweise, Aufklärung, Anregungen, Erläuterungen, und – wenn nötig – Befehle. Er gestaltet das Werk selbst mit, ist erster Vorarbeiter.

Der Führer nutzt seine Gefolgschaft nicht aus, er pumpt sie nicht leer, er lastet nicht wie ein Alpdruck auf ihr. Er gibt seinen Leuten Kraft und Stärke, zeigt ihnen bei Arbeit und Kampf neue Möglichkeiten und Aus-

sichten. Er bereichert seine Gefolgschaft innerlich mit Ideen, neuen Freuden, Energien und Kraftquellen. „Der ist Herr der Menschen, der die Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann, mit kundig sicherer Hand sie meisternd, in Taten zu verwandeln weiß." (Jeremias Gotthelf).

Der Führer ist nicht mit einem Aufpasser gleichzusetzen. Er lauert nicht nach Vergehen. Er ist nicht glücklich, wenn er einen Mitarbeiter bei einem Fehler, einer Ungeschicklichkeit ertappt hat. Er ist nicht unzufrieden, wenn er keine roten Striche machen kann. Ernst und auch gütig, kameradschaftlich und gerade bespricht er alles, was nicht in Ordnung ist, zeichnet er aus, was gut gemacht wurde. Einzelne mögen eine solche persönliche Herzensgüte ausnutzen. Die Gesamtheit aber wird durch diese Haltung zusammengeschweißt.

Der Führer muß Untergebene und Mitarbeiter zu verstehen suchen, ihren Standpunkt sehen. Er soll nach ihrer Meinung fragen. Er sage ihnen, daß er auch andere Standpunkte hören will. Er darf nicht den Anspruch auf Unfehlbarkeit erheben. Deswegen vermeide er bei seinen Äußerungen, die von denjenigen eines Mitarbeiters abweichen, Formulierungen wie „sicher", „unumstößlich", „unabänderlich". Es schadet nichts, seine Meinung erst mit Freundlichkeit durchsetzen zu suchen. Außer beim Militär sollte man sich Formulierungen wie: „Würden Sie so freundlich sein... Darf ich Sie bitten... Hätten Sie etwas dagegen... Glauben Sie nicht, daß es so geht... Vielen Dank" angewöhnen, und Vorschläge statt Befehle geben. Freundlichkeit ist Öl im menschlichen Getriebe. Wenn der andere eine Meinung hat, die wir als falsch erkannt haben, und wir wollen ihn zu unserer Meinung bringen, müssen wir dafür sorgen, daß er sich auf seiner Meinung nicht versteift. Durch einen direkten Angriff würde er sich verhärten. Zunächst einmal sollten wir Dinge ansprechen – gemeinsame Ziele, Projekte, vorherige gemeinsame Planungen –, wo wir mit ihm übereinstimmen, so daß er unsere rhetorischen Fragen mit „Ja" beantwortet. Dann sollten wir das anerkennen, was wir an seiner Arbeit oder Meinung schätzen. Schließlich sollten wir ihm Denkanstöße geben („Vielleicht versuchen wir es einmal so...").

Wenn wir anderen Menschen das Gefühl geben, die Idee stamme von ihnen, weil wir sie nur ganz beiläufig erwähnt haben, bleibt ihr Selbstbewußtsein unangetastet. Wenn wir ihnen die Möglichkeit geben, selbst darüber nachzudenken, verinnerlichen sie den Auftrag auch viel besser. Das deutsche Heer hat seine unvergleichlichen Leistungen auch deshalb erbracht, weil in ihr die Auftragstaktik herrschte: Von der Division bis

zur kleinsten Gruppe hieß es: „XY nimmt den Berg A, ... überquert den Fluß..., ... besetzt die Stadt...“. Wie dies geschah, blieb der Planung der unteren Instanzen überlassen – die sich eigene Gedanken machten und bei unvorhergesehenen Umständen selbständig entscheiden konnten.

Für den nordischen Menschen ist es das schönste Ziel, Führer sein zu dürfen, sei es ganz oben, sei es als Unterführer, an der Spitze einer verschworenen Gemeinschaft marschieren zu dürfen, für eine hohe Idee.

Auch der beste Führer ist aber nicht allwissend. Wenn wir der Meinung sind, er sei dabei, einen Fehler zu begehen, einen Sachverhalt nicht richtig zu sehen u. ä., haben wir deshalb das Recht, unsere abweichende Auffassung zur Kenntnis zu bringen. Wir lehnen Kadavergehorsam ab. Das Verhältnis des nordischen Führers zu seinem Gefolgsmann ist auf seiten des Führers frei von Formen der Herrschsucht und jeglichen Despotentums, auf seiten des Gefolgsmannes frei von knechtischer Unterwürfigkeit, auf beiden Seiten frei von Eigennutz und Selbstsucht. Weil dies immer die Auffassung bester nordischer Menschen gewesen ist, hieß es schon in Satz 24 des Nordischen Artbekenntnis von 33: „Der nordische Mensch bekennt sich zum freigewählten Führer mit Recht und Pflicht zu Rat und Widerspruch und gründet seinen Dienst auf Freiheit und Verantwortung.“ Es ist nach unserer Auffassung sogar die Pflicht des Gefolgsmannes, seinem Führer frei die abweichende Meinung zu sagen, da er ja verpflichtet ist, ihn mit Rat und Tat zu unterstützen. Hilfreich für den Führer ist aber nicht, daß ihm gesagt werde, was er recht mache, sondern daß ihm gesagt werde, was er verkehrt mache; nur dann kann eine bessere Lösung erfolgen. Schon Otto von Bismarck sagte deshalb: „Ein guter Minister soll nicht auf das Stirnrunzeln des Monarchen schauen, dem er dient, sondern er soll ihm frei seine Meinung sagen.“ Bismarck hat auch selbst so gehandelt, nicht nur, indem er seinem Monarchen wie bei Küre 7 erwähnt abrang, daß nach dem Krieg 3666 Österreich nicht durch eine Parade in Wien durch Preußen gedemütigt würde, sondern auch im Drängen, bis der preußische König die Kaiserkrone 1871 annahm. Es waren wesentliche Dinge, wo er widersprach und widersprechen mußte; Nörgelei aus einem Neidgefühl gegenüber Höhergestellten, wie wir es leider zuweilen bei kleingeistigen Menschen finden, war ihm fremd.

Die größte Gefahr für führende Persönlichkeiten ist, daß sich Schmeichler um sie drängen, sie dadurch den Kontakt zum Volk verlieren und erst dann der Gefahren bewußt werden, wenn es zu spät ist. „Schmeichler tun den Fürsten größeren Schaden als der Feind im

Felde." (Alter Spruch). Der Führer trägt die höchste Verantwortung und hat deshalb das höchste Anrecht, die Wahrheit zu hören. Allerdings ist Kritik nicht bissig oder hämisch zu äußern, sondern sachlich. „Ich bin dankbar für die schärfste Kritik, wenn sie nur sachlich bleibt." (Bismarck). Jeder Kritiker muß gangbare Wege zeigen, wie eine verfahrene Lage geändert werden kann. „Das ist die klarste Kritik von der Welt, wenn neben das, was ihm mißfällt, einer was Eigenes, Besseres stellt." (Emanuel Geibel). Es ist auch der Ort zu bedenken, wo Kritik geäußert wird; der Kritisierende muß unbedingt vermeiden, daß die Autorität des Führers Einbußen erleidet, so daß er seine Kritik nicht an die große Glocke zu hängen hat.

Im nichtstaatlichen Bereich bezeichnen „Führer und Gefolgschaft" ein freiwilliges gegenseitiges Verhältnis. Für dieses germanische Treueverhältnis kennt die Geschichte der germanischen Völker die herrlichsten Beispiele. Die Treue des Gefolgsmannes zu seinem von ihm erwählten Führer beruht auf der Anerkennung der Größe seiner Persönlichkeit wie auf dem Bewußtsein der eigenen Freiheit und der Freiwilligkeit seiner Bindung. Nur stolze, selbstbewußte Menschen können echte Treue wahren. Innerlich kleine Menschen sehnen sich nach Zwang und Verantwortungslosigkeit. Der vorbildliche nordische Mensch erwidert seinem Führer die Treue, die dieser seiner Idee und ihm hält. Er fühlt sich mitverantwortlich in seinen Lebenskreisen für die Durchsetzung dessen, was sein Führer will, und tritt für dessen Person unbedingt ein.

Der sich seiner Verantwortung bewußte Führer steht nicht nur im Kampf, in der Werkarbeit sondern auch in der Feier vor seiner Gefolgschaft. So wie im Kampf eine Gemeinschaft zusammengeschweißt wird, so wächst sie auch in der Feier zusammen, und wächst gleichzeitig hinein in die große Schöpfung als ein Glied derselben.

Küre 17

Das Sittengesetz in uns gebietet das Halten von Frieden in der Gemeinschaft.

Das eine große Erbübel des deutschen Volkes ist die Uneinigkeit. Friedrich List schreibt zurecht: „Welches andere europäische Reich durfte sich in der ersten Hälfte unseres Jahrtausends mit Deutschland an Macht und Ruhm vergleichen? Was war England, was war Frankreich damals Deutschland gegenüber? Was aber haben sie aus sich gemacht, und was ist aus uns geworden? Von Geschlecht zu Geschlecht haben sie nach dem einen gestrebt, was einer großen Nation vor allem Not tut, nach Einheit. Wir dagegen sind in immer größere Zersplitterung verfallen.“ Die einzelnen Landesfürsten wollten immer mehr Macht und Unabhängigkeit vom Reich, wodurch die Macht des Reiches geschwächt wurde. Das alleine hätte aber noch nicht zum Verhängnis geführt. Deutschland hat seine Vormachtstellung in Europa durch den unseligen Dreißigjährigen Krieg verloren. Wegen konfessioneller Streitigkeiten, wie denn die christliche Lehre richtig ausgelegt werden müßte, wurden – unter tatkräftigem Anheizen durch den Papst, Frankreich, die Jesuiten sowie Dominikaner – zwei Drittel des deutschen Volkes ausgerottet; in manchen deutschen Ländern waren es bis 95 % der Bevölkerung, die der Soldateska zum Opfer fielen, und in vielen Teilen Deutschlands gibt es noch heute Wüstungen, wo vor dem Dreißigjährigen Krieg Dörfer geblüht hatten. Das vorher größte Volk Europas war bis ins Mark getroffen. Wenn unser Volk einig ist, hat es eine enorme Kraft; Otto von Bismarck sagte zurecht: „Wenn die Deutschen zusammenhalten, so schlagen sie den Teufel aus der Hölle.“ Dies war geschrieben aus seinem Erlebnis des Krieges 70/71, wo das Volk und die deutschen Fürsten wie ein Mann aufstanden gegen französische Anmaßung und die Bedrohung ihrer Freiheit. Helmuth von Moltke warnte anschließend: „Frei ist nur das Volk, welches stark genug ist, seine Freiheit zu behaupten, und stark wird es durch Einigkeit.“ Und er betonte weiter: „Wir müssen uns, selbst mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angesicht eines mächtigen Feindes betrachten. In solcher Lage ziemt es uns nicht, aus welchem scheinbar sehr natürlichen und gerechten Anlaß es auch geschehe, uns einander feindlich gegenüberzustehen. Wir müssen immer nur Front machen gegen den Feind von außen.“ Ebenso Friedrich Hebbel: „Nur die Einheit Deutschlands führt zu seiner Freiheit als

Nation.“ Auch der Pionier Carl Peters betonte: „Das Deutschtum ist groß und stark; und wenn es zusammensteht, ist es unbesiegbar.“

Zu Anfang des ersten Weltkrieges, der nicht von Deutschland vom Zaun gebrochen wurde, stand das Volk auch wie ein Mann zusammen. Kaiser Wilhelm II. erklärte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“ Und so war auch das Fühlen des Volkes. Aber mit zunehmender Kriegsdauer machten sich die internationalistischen Tendenzen stärker bemerkbar. Nach dem Übergang Italiens zu den Westmächten sabotierte das katholische Zentrum die Kriegsanstrengungen. Die sozialistischen Parteien bemühten sich ferner, mit aller Macht einen Zusammenbruch herbeizuführen. Nachdem mit Rußland ein Friedensvertrag geschlossen worden war, und die dort gebundenen Truppen an die Westfront geworfen werden konnten, war abzusehen, daß Deutschland entweder den Krieg gewinnen würde, oder aber einen Frieden schließen würde, der zu keinen Einbußen führen mußte. In der französischen Armee gab es Meuterungen, so daß bei einer Armee jeder zehnte Soldat erschossen wurde. Die Alliierten waren noch stärker erschöpft als die Deutschen, die durch völkerrechtswidrige Hungerblockade bedrängt wurden. Die deutschen Sozialisten aber zettelten Streiks in den Munitionsfabriken an, wodurch die Truppe ohne Munition blieb. Als die Flotte zum entscheidenden Angriff gegen die britische Home Fleet ausfahren wollte, wurde dies durch Meuterei der Mannschaften – infolge sozialistischer Agitation – verhindert. Dadurch mußte Deutschland dann das Friedensdiktat von Versailles unterzeichnen, das nicht nur zahlreiche Gebietsabtretungen, Trennung deutscher Menschen von ihrem Vaterland, Entwaffnung und Ausplünderung Deutschlands beinhaltete, sondern auch hunderte von Milliarden „Wiedergutmachung“ für die Sieger. Durch die revolutionären Verhältnisse in Deutschland wehrlos, wurde die Unterschrift unter dieses Diktat erpreßt durch Weiterbestehen der Hungerblockade, dem über hunderttausend Kinder zum Opfer fielen. Durch die Bedingungen dieses Vertrages wurde die deutsche Wirtschaft restlos zerrüttet, was erst zur Inflation und dann zu über sechs Millionen Arbeitslosen Anfang 33 und dem Zerfall der Weimarer Republik führte. Paul von Hindenburg sagte zurecht: „Der Zusammenbruch ist darauf zurückzuführen, daß, wie ein englischer Soldat es ausführte, die Armee von hinten erdolcht wurde. Der gute Kern der Armee hat daran keine Schuld. Groß war das Erstaunen, vor allem auch beim Feinde, über diesen Sieg. Der Grund des Zusammenbruchs nach den außerordentlichen Leistungen an allen Fronten, für die kein Lob zu hoch ist, ist die revolutionäre Bewegung.“

Hitlers erstes und wichtigstes Ziel war deshalb die Herstellung der Einheit des deutschen Volkes. Die sozialistische und kommunistische Internationale wollte er dadurch ausmerzen, daß er die Lebensbedingungen des Arbeiters erheblich verbesserte und dem Arbeiter Achtung angedeihen ließ. Dies gelang ihm, so daß es keinen nennenswerten sozialistisch-kommunistischen Widerstand und auch Sabotage von früheren deutschen Kommunisten im 2. Weltkrieg gab. Die christliche Internationale wollte er dadurch ausschalten, daß er Religionsfragen eine untergeordnete Bedeutung zumaß, Volk und Reich in den Vordergrund stellte. Bei dem in der Hitlerjugend erzogenen Nachwuchs gelang ihm das, nicht aber bei den katholischen und protestantischen konservativen Kräften, die insbesondere im Auswärtigen Amt und im Generalstab saßen. Der Adel, der auf eine Restaurierung des Kaisertums gehofft hatte, hielt überhaupt nichts von einer Volksgemeinschaft, sondern stellte sich in vielen Vertretern dünkelhaft über das Volk. Den Einfluß dieser Kräfte erkannte Adolf Hitler erst nach dem 20. Juli 44. Da aber war es zu spät; die Sabotage hatte schon zur entscheidenden Schwächung Deutschlands geführt. Er hatte sich nicht vorstellen können, daß preußisch geprägte Beamte und Offiziere ihren Eid brechen würden. Die Konfession war an maßgeblicher Stelle stehenden Deutschen wichtiger als ihr Volk.

Erst nach dem 2. Weltkrieg ist das volle Ausmaß des Verrates offenbar worden. Der deutsch-polnische Krieg, der geführt wurde, um die Ermordung und Drangsalierung von Deutschen in den 1919 n. ü. Ztr. abgetrennten deutschen Ostgebieten zu unterbinden, wurde zum europäischen Krieg durch die Kriegserklärungen Englands und im Gefolge Frankreichs nur dadurch, daß Widerstandskreise vorher die Engländer gedrängt hatten, Deutschland endlich den Krieg zu erklären; wenn das geschehe, werde Hitler so unbeliebt werden, daß es eine Revolution in Deutschland geben, und der Nationalsozialismus samt Hitler gestürzt würde. Dies war z. B. die Auffassung des Botschafters Weizsäcker, dem Vater des späteren Bundespräsidenten, der am 8. Mai 1985 n. ü. Ztr. die Besetzung der Alliierten mit Millionen Toten unter der Zivilbevölkerung und Verhungernlassen von Gefangenen auch im Westen durch die Amerikaner als „Befreiung“ bezeichnete. Die Brüder Kordt, von denen einer Gesandter des Deutschen Reiches in London war, legten Chamberlain dar, daß es eine große Widerstandsfront in Deutschland gäbe, diese Widerstandskreise Hitler stürzen würden, wenn England Deutschland den Krieg erklären würde. Die Engländer, bei denen durch Jahrhunderte hindurch konfessionelle oder ideologische Streitigkeiten im-

mer zurückgestellt wurden, wenn es um die Wohlfahrt ihrer Nation ging, glaubten zunächst, daß es hier um Täuschungen ging, um sie in einen Krieg zu verwickeln, den sie nur verlieren könnten. Erst als sie dann erkennen mußten, daß der Chef des deutschen Geheimdienstes, Admiral Canaris, ebenfalls aus christlichen Gründen ihnen echte Informationen lieferte und er wie die Brüder Kordt, Bonhoeffer und andere gegen die eigene Regierung zur Schwächung des Vaterlandes arbeiteten, um das „verkappte Heidentum" des Nationalsozialismus zu beseitigen, glaubten sie, daß der Widerstand einen so großen Einfluß in Deutschland habe, daß ihre Kriegserklärung zur Revolution in Deutschland und damit zum Sieg der Engländer, Franzosen und Polen führen würde. Chamberlain hat seinem Tagebuch im September 39 anvertraut, daß er keinerlei Hoffnung habe, daß England oder Frankreich diesen Krieg gewinnen könnten; die einzige Hoffnung sei, daß in Deutschland eine Revolution nach der Kriegserklärung ausbräche. Das war aber natürlich eine völlig falsche Versprechung der Widerständler; das deutsche Volk stand zu weit über 90 % hinter Adolf Hitler, und die Widerständler konnten selbst 44, als es zahlreiche Rückschläge an den Fronten gegeben hatte, nicht wagen, als Gegner Adolf Hitlers aufzutreten, sondern behaupteten, für den Führer gegen einen Putsch der SS handeln zu wollen. Sie logen also die Briten an, um ihrem Vaterland eine Niederlage beizubringen – warum? Weil ihnen ihre Konfession wichtiger war als Deutschland. Und auch die polnische Führung glaubte die Behauptung der Widerständler vom zu erwartenden Zusammenbruch und Unbeliebtheit der NSDAP. Deshalb auch hat der polnische Außenminister Beck Hitlers großzügiges Angebot einer Volksabstimmung im Korridor nach Ostpreußen mit Regelung exterritorialer Verbindungswege 39 abgelehnt und einen Krieg durch Drangsalierung der Volksdeutschen provoziert, und der polnische Staatspräsident Marschall Smigly-Rydz hat sich bereits im Sommer 1939 n. ü. Ztr. malen lassen, wie er an der Spitze der siegreichen polnischen Truppen durch das Brandenburger Tor reitet. „Das Deutschtum – hätt' es andre Feinde nicht als äuß're – unbesiegbar wär's für immer. Doch wen verderben will der Himmel, den verblendet er. Was jammerst du, Germane? Der schlimmste deiner Feinde bist du selbst!" (Robert Hamerling, 3687). Max von Schenkendorfs 3614 ausgesprochene Warnung war nicht beachtet worden: „Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn ihr einig seid und treu." Und auch nicht Gerhard Hauptmanns Fanal in „Florian Geyer": „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!" Auch auf Bismarcks Warnung wollte man nicht hören: „Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen

zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheit, deren geographische Verteilung sich leider auf Deutschland beschränkt." Schon Carl v. Clausewitz hatte gemahnt: „Deutschland ist von allen Ländern am meisten in Berührung mit seinen Nachbarn, und es spielt in allen politischen Verhandlungen Europas eine zu wichtige Rolle; man muß daher ihm die höchste Einförmigkeit des politischen Lebens und der Verfassung wünschen. Parteiungen, welche in anderen Ländern wohltätige Wirkungen haben können, müssen in Deutschland, um welches sich das Ausland unaufhörlich reißt, immer zu großen Spaltungen führen, durch welche das Reich zusammenstürzt." Und Goethe sah es ebenso: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer eins gegen den auswärtigen Feind!" Dementsprechend dichtet Karl Franz Leppa:

„Tauch' an und pflüge, daß die Pflugschar glüht;
es lebt ein Volk, so lang das Korn ihm blüht!
Tauch' an und ackre, daß der Acker staubt;
es lebt ein Volk nur, wenn es an sich glaubt!
Und säe weit und breit ins Land hinaus
den goldnen Samen deutscher Eintracht aus.
Es wachse über Grenze, Pfahl und Stein
ein Volk vom Böhmerwald bis an den Rhein!"

Die Einheit beschwört auch eine Frau, Annemarie Koeppen:

„Wir alle durch Blut und Boden verwandt,
wir pflügen alle dasselbe Land.
Wir essen alle dasselbe Brot,
wir tragen alle dieselbe Not.

Wir kämpfen alle mit gleichem Schwert
für unseren Acker, für Hof und Herd.
Ein Hassen, ein Lieben, ein heißes Gebet,
ein Glaube, der alle Stürme besteht,

ein Wille, der all unser Schaffen beseelt,
ein Herz, das in Leid und Entbehrung gestählt;
wir alle sind eins. Und ist keiner mehr „Ich".
Ein Leben, ein Sterben, mein Volk, für dich!"

Der Schweizer Conrad Ferdinand Meyer ruft:

„Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergißt,
was sie der Reichesehre schuldig ist!
Nichtsnutzig eine deutsche Libertät,
die prahlerisch im Feindeslager steht!
Geduld! Es kommt ein Tag, da wird gespannt
ein einig Zelt ob allem deutschen Land!
Geduld! Wir stehen einst um e i n Panier,
und wer uns scheiden will, den morden wir!
Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark!
Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wann andre welken, werden wir ein Staat."

Und ebenso fordert Hermann Claudius:

„Wir wollen ein starkes, einiges Reich,
wofür unsere Väter gefallen.
Dafür marschieren wir, ich und du,
und Hunderttausende dazu.
Und unsere Fahnen wallen.

Wir wollen ein starkes, einiges Reich,
für uns und unsere Erben.
Dafür marschieren wir, ich und du,
und Hunderttausende dazu.
Und wollen dafür sterben.

Wir wollen ein starkes, einiges Reich,
darin es Lust zu leben.
Dafür marschieren wir, ich und du,
und Hunderttausende dazu.
Und unsere Fahnen schweben.

Wir wollen ein starkes, einiges Reich,
aus unserem deutschen Blute.
Dafür marschieren wir, ich und du,
und Hunderttausende dazu.
Und streiten mit unserem Mute!"

Aber ein starkes Reich wollten die Katholiken nicht, unabhängig vom Regime. Der Katholik und Rheinbündler Konrad Adenauer mußte sich nach dem Kriege zurecht den Vorwurf von Kurt Schumacher, dem Füh-

rer der SPD, gefallen lassen, der ihn als „Kanzler der Alliierten“ betitelte. Er selbst hat – als im Jahre 55 die Sowjetunion unter der Bedingung der Neutralität Deutschland die Wiedervereinigung anbot – intern erklärt, er sei der einzige deutsche Kanzler, der die Westintegration eines Teils des Landes der Wiedervereinigung vorziehe. In dieser Tradition hat die CDU dann weiter gestanden, bis hin zum würdelosen Auftritt von Frau Merkel beim christlichen Fundamentalisten Bush, wo jeglicher Kriegskurs Amerikas gelobt und entschieden eine Ablehnung jedes „deutschen Sonderweges“ proklamiert wurde. Wer der christlichen Internationale verpflichtet ist, dem ist Deutschland gleichgültig. Ebenso dem, der Europa, Globalisierung, internationale Klassensolidarität oder dergleichen auf seine Fahnen geschrieben hat. Nur dann, wenn wir in zäher Überzeugungsarbeit diese Internationalismen überwinden, wird es möglich sein, den Niedergang Deutschlands zu stoppen und eine Aufwärtsbewegung einzuleiten. „Im Frieden und im Krieg behält Einigkeit den Sieg“ (Georg Rollenhagen). Gegenwärtig wird dies nicht befolgt, lassen sich deutsche Politiker von internationalen Bestrebungen leiten.

Am Beispiel der Volksgemeinschaft und der unheilvollen Auswirkungen internationaler Bestrebungen beim deutschen Volk wurde gezeigt, welche Bedeutung Einvernehmen in der Gemeinschaft hat. Eine „Gemeinschaft ist nicht die Summe von Interessen, sondern die Summe an Hingabe.“ (Antoine de Saint-Exupéry). Dies will besagen, daß eine Gemeinschaft nur dort besteht, wo unser Gefühl beteiligt ist. Dies ist beim Volk so, dies ist bei nordisch-fälischer Art so, dies ist bei unserer Gemeinschaft, der Artgemeinschaft-GGG so. Für uns sei die deutsche Geschichte Beispiel, was bei Einigkeit und Frieden innerhalb der Gemeinschaft geleistet werden kann, und was verloren geht, wenn diese Einigkeit und dieser Frieden nicht gegeben sind. Jede Gemeinschaft wird durch Kritikastertum, Nörgelei, unberechtigte Vorwürfe gesprengt. Jeder überlege sich bei einer Kritik an einem Gefährten, ob diese Kritik notwendig ist. Jeder überlege sich, ob nicht gegebenenfalls Nachsicht der Gemeinschaft förderlicher ist. Stoßkraft zur Gewinnung vieler Menschen unserer Art für unseren Glauben wird die Artgemeinschaft-GGG nur entwickeln, wenn sie geeint ist, und dazu gehört das Halten von Frieden in der Gemeinschaft.

Konfuzius hat als erster den Grundsatz ausgesprochen, der innerhalb Gemeinschaften (sei es AG-GGG, Familie, Verein, Geschäft, Betrieb) gilt: „Tue einem anderen, was du willst, das er dir tun soll, und tue einem anderen nicht, was du willst, das er dir nicht tun soll.“. Sprichwörtlich

kennen wir das mit den Wendungen „Wie Du mir, so ich Dir“ und „Was Du nicht willst, das man Dir tu’, das füg’ auch keinem andern zu.“ Wir sollen deshalb die Menschen unserer Gemeinschaft nach ihren Wünschen und Forderungen fragen, uns für ihre Neigungen und Liebhabereien (Steckenpferde) interessieren, an ihrem Leben Anteil nehmen. Wir sollen aufrichtig anerkennen, großzügig loben und wenig tadeln. Wenn wir etwas zu kritisieren haben oder eine andere Ansicht durchsetzen wollen, macht auch hier der Ton die Musik: nicht laut, rechthaberisch auftreten, sondern Formulierungen wählen wie: „Die Ansicht hat einiges für sich; andererseits könnte man sagen...“ oder „Ich befürchte für diesen Fall...“ oder „Ich stelle mir vor, das könnte...“. Ebenso wie auch sonst im täglichen Leben beim Verhandeln können wir sagen: „Das kommt für mich überraschend; ich bin zwar bis jetzt anderer Meinung gewesen, aber ich kann mich irren. Ich lasse mich gerne belehren. Betrachten wir die Frage einmal im einzelnen.“ Es ist immer schwierig, jemanden von einer vorgefaßten Meinung abzubringen, und wenn wir ihn kränken mit Formulierungen wie: „Sie sind auf dem Holzweg... Sie irren... Ihre Meinung ist falsch oder sogar unsinnig...“, werden wir ihn sicherlich nicht zum Umdenken bewegen.

Auch die Sippe ist eine zum Frieden verpflichtende Gemeinschaft. Der Friede war – wie Grönbech ausgeführt hat – innerhalb einer germanischen Sippe in heidnischer Zeit selbstverständlich. Allerdings galt damals auch schon das Sprichwort, daß einen Schlechten jede Sippe habe. Infolge der vielfachen Durchkreuzungen gilt dies heute noch mehr. Es kann deshalb sein, daß außerhalb der Sippe stehende Menschen derselben Art uns blutmäßig, gefühlsmäßig und damit auch verpflichtungsmäßig sehr viel näher stehen als Menschen unserer eigenen Sippe. Dies wird infolge zunehmender Vermischung künftig noch viel mehr der Fall sein. Den ersten Wechsel in der inneren Einstellung finden wir schon in der Sagazeit, wo durch die Treueverpflichtung dem Führer gegenüber durch sein von ihm akzeptiertes und durch die Gefolgsleute aus eigenem Entschluß gewolltes Gefolge eine hohe Bindungswirkung erzielt wird, wobei nicht durch vorgegebene natürliche Abstammung, sondern durch den willentlichen Anschluß an einen verehrten Führer die Gemeinschaft geschaffen wurde.

Neben der Artgemeinschaft-GGG und der Sippe kann es noch andere Gemeinschaften geben, in die wir eingefügt sind. Manche künstliche Gemeinschaftskonstruktionen der Vergangenheit haben die natürlichen Lebensgemeinschaften zu verdrängen versucht. Mit dem Wachsen

natürlicher Gemeinschaften sterben diese unnatürlichen Gebilde wieder ab. „Gleich und gleich gesellt sich gern." Gemeinschaft gibt Kraft. Dieses weiß schon die Edda mit dem Spruch über die Föhre, die allein steht. Jeder Mensch kann immer wieder erleben, wie er durch Isolierung geschwächt wird, und wie stark ihn die Gemeinschaft macht. Im Alltag ist die Gemeinschaft Stütze, bei großen Erlebnissen verleiht sie Inhalt und Schwung, in schweren Zeiten erhält sie die Widerstandskraft und den Glauben. Wo eine feste, natürliche Gemeinschaft steht, da sind die Menschen unbesiegbar. „Wir fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!" (Goethe).

Innerhalb der Gemeinschaft muß man vieles dulden. Allerdings gilt: „Die Toleranz muß in einer Gemeinschaft jedem die Freiheit sichern. Aber diese Toleranz darf sich nicht so weit erstrecken, daß sie die Frechheit und Unverschämtheit von Leuten gutheißt, welche kühnlich dem Hohn sprechen, was das Volk verehrt." (Friedrich der Große).

Gemeinschaft schenkt auch Freude. Zahllose Freuden des Lebens sind dem Einzelgänger vorenthalten. Viel Schönes, Edles und Großes erleben wir in seiner ganzen Fülle erst in der Gemeinschaft. Dem Wesen nach gehören Gemeinschaft und Freude zusammen, sei es in Ehe, Arbeitsgemeinschaft, Volksgemeinschaft oder Artgemeinschaft.

Gemeinschaft verbindet uns mit der Ewigkeit. Die Sippengemeinschaft verbindet uns in endloser Kette mit den entferntesten Ahnen und Enkeln. Wem aber Kinder oder Enkel versagt sind, der kann durch sein Werk und seine Tat im Rahmen von Artgemeinschaft-GGG, Volk und Art helfend wirken. Da dort sein Erbgut – wenn auch nicht so stark wie in Kindern – vertreten ist, nützt er auch damit seinem Erbe, gewinnt guten Nachruhm.

„Die Eintracht mehrt die kleinsten Dinge,
die Zwietracht macht die größten geringe.
Wo Eintracht wohnt, da grünt das Land,
die Treue stiftet das festeste Band."

Volksmund

Küre 18

Das Sittengesetz in uns gebietet die Unantastbarkeit der Ehe eines Gefährten.

Obwohl tragende Grundsätze christlichen Glaubens zunehmend an Geltung in unserem Volk verlieren, finden sich in einem Bereich, nämlich bei der Betrachtung der Ehe und des „Ehebruchs", oftmals noch christlich vorgegebene Vorstellungen. Vielen erscheint die Einehe als die einzige, quasi gottgewollte Verbindung zwischen Menschen zweierlei Geschlechts, Beziehungen außerhalb der einen Ehe als unmoralisch, und deshalb auch das Ansehen mindernd. Ihnen ist nicht bewußt, daß es gerade auf diesem Gebiet so gut wie keine allgemeinmenschlichen Regeln gibt, und ihnen ist auch nicht der Sinn und Zweck jeglicher Ehe bewußt. Deshalb wollen wir zunächst einen Blick in das Tierreich werfen.

Dort finden wir alles: Von der lebenslänglichen Einehe bei Schwänen oder Graugänsen bis zu Verhältnissen wie bei den Schimpansen (immerhin der uns nächstverwandtesten Affenart), wo ein brünstiges Weibchen von allen männlichen Gruppenmitgliedern begattet wird. Bei Vögeln finden wir teils Saisonehen, teils lebenslängliche. Wenn ein Möwenpaar beispielsweise eine Brut nicht hochbekommt, suchen sich beide für die nächste Saison einen anderen Partner; wenn sie Jungküken erfolgreich aufgezogen haben, bleiben sie auch in der künftigen Saison zusammen. Die meisten Hühnervögel sind durch Vielweiberei gekennzeichnet, teils durch einen Hahn zusammengebracht, teils freiwillig, indem bei bestimmten Balzplätzen sich die Hennen einfinden und ihre Gunst nur dem prächtigsten männlichen Exemplar schenken, der sich durch besonders glänzendes Gefieder auszeichnet. Dieses Zeichen für Parasitenfreiheit und damit Gesundheit, wie in Küre 5 bereits angesprochen, macht einen solchen Hahn so attraktiv für die Hennen, weil sie ihren Nachkommen seine Gesundheit vererben wollen. Ich drücke das hier so menschlich aus; tatsächlich machen sich die Hennen natürlich nicht solche Gedanken, aber die Natur hat Hennen, die auf Parasitenfreiheit achteten, mit überdurchschnittlich gesunder und damit diese Eigenschaft vererbender Nachkommenschaft ausgestattet, so daß sich eine solche Achtsamkeit ausbreiten mußte. Bei Hirschen bringt der stärkste Hirsch ein Rudel Rehe zusammen, die dann alle von ihm gedeckt werden. Bei manchen Antilopenarten gibt es Balzplätze, wo nur derjenige, der alle anderen Böcke von diesem Balzplatz vertreibt, seine Gene weitergeben kann, weil nur dort die Paarung stattfindet; Weibchen interessieren sich nicht

für andere Böcke. Manche Vogelarten, die üblicherweise in Einehe leben, leben bei guten Nahrungs- und Nistplatzbedingungen in Mehrehe, indem sie ein größeres Revier mit mehreren Weibchen betreuen. Meist wirbt das Männchen, und das Weibchen wählt. Auch hier gibt es aber im Interesse einer Aufartung Ausnahmen. Meisen leben für eine Brutsaison in Einehe, aber etwa 10 % der Eier sind nicht vom eigenen männlichen Partner besamt worden. Zu diesen Fremdbegattungen kommt es nur dann, wenn ein Reviernachbar stärker und kräftiger als das eigene Männchen ist, und immer aufgrund Initiative des Weibchens. Nach Aussage von Frauenärzten soll es bei den Menschen etwa denselben Prozentsatz an nichtehelich erzeugten Kindern geben, wobei allerdings körperliche Attraktivität nicht mit einem hohen Geist oder charakterlichen Höchstwerten einhergehen muß – fraglich ist also, ob die so erzeugten Kinder, die im übrigen sehr häufig dem Mann als eigene untergeschoben werden, tatsächlich erbtüchtiger sind als diejenigen vom Ehemann.

Eine ebensolche Vielfalt von Eheformen und anderen legalisierten geschlechtlichen Verbindungen wie bei Tieren findet sich auch bei den Menschen. Damit dem künftigen Abschnitt nicht mit einem Stirnrunzeln begegnet wird, möchte ich an den Beginn zwei Beispiele stellen, die sich beide auf Christen beziehen. Das eine ist der Weltrekordhalter an Ehescheidungen, ein amerikanischer protestantischer Pfarrer, der 29 Mal geheiratet hat. Das andere sind die Mormonen, die die Bibel wörtlich genommen und im Alten Testament die erlaubte Mehrehe herausgefunden haben; sie haben im öden Felsengebirge eine Kulturoase geschaffen, werden als höflich und freundlich geschildert, haben geringe Bestrafungsziffern in ihrem Gemeinwesen. Seit 1862 n. ü. Ztr. kämpfte die US-Bundesregierung gegen die Vielweiberei, die sie sich aber bis 1890 n. ü. Ztr. bewahren konnten. Welcher Christ ist nun als sittlicher einzustufen: Der 29 mal verheiratete Pfarrer Glynn Wolfe, der sich von alternden und nicht mehr attraktiven Frauen scheiden ließ, für den ein Scheidungsgrund bei einer anderen Frau schon war, daß sie im Bett Erdnüsse aß und dabei mit der Tüte raschelte, und von dessen zahlreichen Kindern aus verschiedenen Ehen sich keines um seine Beerdigung kümmerte, weil er sich vorher nicht um sie gekümmert hatte, oder die Mormonen, die jede ihrer Ehefrauen und die mit ihr lebenden Kinder mit der gebotenen Liebe und Achtung behandelten? Aus welchen Gründen soll das Zusammenleben mit mehreren Frauen nebeneinander unmoralisch sein, das Zusammenleben mit mehreren Frauen nacheinander aber moralisch?

Betrachten wir nun die unterschiedlichen Eheformen. Die westliche Zivilisation hat sich weltweit ausgebreitet und damit im Gefolge auch die christliche Einehe (wobei allerdings anzumerken ist, daß Jesus gegen die noch bei den Juden seinerzeit allgemeine Mehrehe ausdrücklich nicht Stellung nimmt). Anders sind die Verhältnisse nur in vielen Teilen Afrikas, wo die Mehrehe noch üblich ist, und insbesondere bei den 1,2 Milliarden Anhängern des Islam. Mohammed, der selbst 13 mal geheiratet hat, hat seinen Gläubigen bis zu vier Frauen nebeneinander gestattet, unter der Voraussetzung, daß sie diese auch versorgen können. Das ist einer der Gründe dafür, daß der Islam zahlenmäßig rasch wächst. Bei den zahlreichen Frauen, die Scheichs in ihren Harems haben, handelt es sich nicht um einen rechtlichen Vertrag mit von ihrer Sippe übernommenen Frauen, sondern um Sklavinnen. Allerdings leben auch im Islam die meisten Männer nur mit einer Frau; in der Türkei haben vor der staatlichen Einführung der Einehe nur 10 % der Männer in Mehrehe gelebt. In Afrika galten viele Frauen als Anzeichen für einen tapferen, geschickten, reichen und angesehenen Mann. Bei den Ganda, einem Stamm in Uganda, haben die Ehefrauen häufig zehn bis zwölf Kinder, auch da, wo die Männer bis zu vierzig Frauen haben. Einzelne Männer hatten bis zu 400 Kinder (und kommen damit an den sächsischen Fürsten August den Starken heran, der 500 Kinder hatte, allerdings die meisten nicht von seiner Ehefrau); ein Mann mit 100 Kindern galt dort im letzten Jahrhundert noch nicht als kinderreich. Dadurch ist es natürlich zu einer erheblichen Vermehrung der Volkszahl gekommen. Besonders dort, wo mit stillenden Frauen nicht geschlechtlich verkehrt werden darf, wie bei den Togonegern, wirkt eine größere Zahl von Frauen für die Volkszahl erhöhend. Wenn allerdings die Zahl der Frauen zu hoch ist, ergibt sich eine negative Auswirkung auf die Kinderzahl; so hatte der Sultan von Bamun von 300 Frauen nur 136 Kinder. Auch Salomon wird von seinen biblisch erwähnten 700 Weibern und 300 „Kebsweibern" nicht von jeder ein Kind gehabt haben; die Zahl der Frauen ist sicherlich legendenhaft überhöht, aber glaubhaft sind die Angaben über seinen Sohn Rehabean, der von 18 Frauen und 60 Kebsweibern, also insgesamt 78 Frauen, nur 28 Söhne und 60 Töchter hatte, also 88 Kinder. Wieviel Kinder Joseph Smith, der Gründer der Mormonen, bei seinen 25 Ehefrauen hinterlassen hat, ist nicht überliefert; sein Nachfolger Young, der Utah gründete, hinterließ 17 Witwen und 56 Kinder. Da die Kinderzahl in den USA damals durchschnittlich mehr als vier je Frau betrug, war die Kinderzahl je Frau unterdurchschnittlich; Young war aber ein überdurchschnittlich tüchtiger Mann, so daß dies zu einer erblichen Verbesserung der Gruppe führte,

da weniger tüchtige Männer ja ehelos und damit in dieser Gemeinschaft kinderlos bleiben mußten. Hans F. K. Günther betont in seinem Buch: „Formen und Urgeschichte der Ehe“, daß in früheren Zeiten, wo Tüchtige Mehrehen eingingen, dies heraufzüchtend gewirkt habe. So sei bei den Eskimos nur den Wohlhabenden erlaubt worden, mehrere Frauen zu haben, bei anderen Stämmen nur denjenigen, die sich ausgezeichnet hätten, z. B. mehrere Feinde erschlagen hätten. Soweit Vielweiberei aber mit Sklavinnen betrieben würde, habe dies herabzüchtend gewirkt (dadurch seien Beduinenstämme afrikanisiert worden, ebenso die Hebräer). Er erklärt weiter, daß bis vor etwa 150 Jahren in Europa die Erbtüchtigen kinderreicher waren; durch zunehmende Steuerlast hätten dann die Erbtüchtigen ihre Kinderzahl eingeschränkt, wohingegen Minderbegabte und Mindertüchtige Kinder durch staatliche Fürsorge auf Kosten der Tüchtigen aufgezogen hätten. Die Einehe könne nur dann heraufzüchtend wirken, wenn Ehe und Familiengründung nicht selbstverständliches Recht eines jeden Menschen seien. Der Erbgesundheitsforscher Christian von Ehrenfels hat deshalb schon 1907 n. ü. Ztr. (!) einen Vorschlag zur Einführung von Mehrehen erbtüchtiger Männer gemacht. Dieser Vorschlag ist begrüßt worden von Dr. Dupré in seinem Buch: „Weltanschauung und Menschenzüchtung“ und aufgegriffen worden von Dr. Willibald Hentschel, der in seinem Mittgart-Bund der Auffassung zum Erfolg helfen wollte, daß ein hochwertiger Mann mit bis zu zehn hochwertigen Frauen gleichzeitig zusammenlebe, da eine Frau nur maximal einmal im Jahr ein Kind bekommen könne und während der Schwangerschaft besser nicht geschlechtlich verkehre, dazu meist auch keine große Neigung habe, der Mann aber sehr viel mehr Kinder zeugen könne. Die Frauen sollten jeweils in einer Siedlung Häuser haben, der Mann von Haus zu Haus ziehen. Vor ihm hatte schon der Philosoph Schopenhauer sich für die Mehrehe eingesetzt, allerdings aus dem Gesichtspunkt heraus, daß Männer länger fruchtbar seien als Frauen.

Selbst bei den Völkern, wo üblicherweise Einehe herrscht, gibt es in Sonderfällen die Mehrehe. Ein konfuzianisch denkender Chinese muß, wenn seine Frau 40 Jahre alt geworden ist und ihm keinen Sohn geboren hat, eine Nebenfrau nehmen, um die Ahnenverehrung durch Zeugung eines männlichen Nachkommens sicherzustellen. Bei einigen indischen Völkerschaften heiratet der Mann – wenn sein Sohn nachkommenlos gestorben ist – eine weitere Frau, um mit ihr Kinder zu zeugen; sie gelten rechtlich als Kinder des verstorbenen Sohnes.

Morgan hat versucht, eine Entwicklungsreihe der Eheformen aufzustellen. Nach ihm soll es ursprünglich in der Menschheitsgeschichte die

Promiskuität gegeben haben, also regellose geschlechtliche Vermischung, anschließend die Blutverwandtschaftsfamilie in der Form der geschlechtlichen Verbindung aller Männer mit allen Frauen innerhalb einer Gruppe von Blutsverwandten (mit Ausnahme einer Verbindung zwischen Eltern und Kindern), anschließend die Gruppenehe, wo eine Gruppe von Männern mit einer Gruppe nicht verwandter Frauen, meist Schwestern, verheiratet war, sodann die mutterrechtliche Familie, anschließend die vaterrechtliche Familie (mit Vielweiberei), und schließlich als Endpunkt die Einehe mit vaterrechtlicher Familienordnung als Einzelehe eines Mannes mit einer Frau als Folge einer Eheform bei Mehrung des Besitzes mit der Vererbung des Grundbesitzes von Eltern auf Kinder. Diese These hat zunächst große Zustimmung gefunden, auch im Kommunismus ist sie durch Engels verbreitet worden, und bei Neomarxisten wird die Ehe immer wieder wegen ihrer angeblichen Verbindung zum Eigentum angegriffen, um kommunistischen Zuständen den Weg zu bahnen: keine Ehe = keine Vererbung von Eigentum = keine Herrschaft von Menschen über Menschen mittels Eigentum. Die Morganschen Auffassungen haben sich aber nicht als haltbar erwiesen. Bei Menschen finden sich nirgends Beispiele für eine regellose geschlechtliche Vermischung; da dies auch bei Säugetieren eher selten ist und auch bei Menschenaffen schon die Familie bestehend aus Mann, einem oder mehreren Weibchen und Kindern besteht, ist Promiskuität bei den Frühformen des Menschen eher unwahrscheinlich. Auch die Gruppenehe, die Morgan nach hawaiischen Vorbildern als Punalua-Familie bezeichnet, ist selten bei den Menschen; selbst dort, wo es sie gibt, ist sie aber eher die Ausnahme, wie Murdock für den Stamm der Kaingang in Brasilien nachweist. Wie in einem längeren Zeitraum untersucht, gab es bei ihnen nur in 8 % der Fälle die Gruppenehe, in 14 % Polyandrie (Vielmännerei), in 18 % der Fälle Polygynie (Vielweiberei); in 60 % der Fälle war die Ehe monogam. Westermarck und andere sind der Auffassung, daß bei umherschweifenden Jägern und Sammlern wegen der schlechten Nahrungsbedingungen ursprünglich die Einehe bestanden habe; indem Tiere gezähmt und dann durch Hirten gehütet wurden, ergab sich wegen der verbesserten Nahrungsgrundlage die Möglichkeit, mehrere Frauen zu ernähren. Eine stärkere Stellung der Frau hingegen wurde durch die Einführung des Hackbaus begünstigt, der ja von Frauen in der Nähe ihres Lagers betrieben und bei Rückgang der gejagten oder gehüteten Tiere von erheblicher Bedeutung wurde, so daß mutterrechtliche Zustände, wo die Frau mehrere Männer nebeneinander oder nacheinander hatte, sich entwickelten, allerdings auch nur bei manchen

Stämmen. Begünstigt wurde eine solche Entwicklung, wo keine Viehhaltung betrieben wurde; die Crow-Indianer, die früher Teil eines Ackerbaustammes waren mit einer vorherrschenden Stellung der Frau, wo der Ehemann zur Frau zog, haben – als sie zur Büffeljagd übergingen – die Wohnsitzregel geändert, berechneten die Verwandtschaft allerdings weiterhin nach der Mutter, was sich aber sicherlich – wenn die Entwicklung ungestört über Jahrhunderte weitergegangen wäre – geändert hätte.

Es läßt sich also keine Entwicklungslinie darstellen, und bei einer Reihe von Völkern gab es verschiedene Eheformen nebeneinander. Bei den Kelten ist beispielsweise ein großer vorindogermanischer Einfluß anzunehmen, weswegen sie zehn verschiedene Eheformen hatten; darunter befand sich auch die Zeitehe. Die als eine ihrer größten Frauen verehrte Clanführerin Grace O'Malley, die u. a. als Kapitän auf einem Piratenschiff fuhr und als schönste Frau Irlands zu der Zeit galt, heiratete nach ihrem ersten Mann aus dem wilden O'Flaherty Clan in einer Zeitehe (für ein Jahr) einen anglo-normannischen Edelmann, der allerdings den Fehler machte, nicht genau auf den Kalender zu schauen, sondern zum Ende seiner Ehe gerade auf einer Reise war; als er zurückkam, fand er die Tore seiner Burg auf Clare Island verschlossen, und seine (seit einigen Tagen Ex-) Frau erklärte ihm von den Burgzinnen, er solle sich zum Teufel scheren, sie seien schließlich nicht mehr verheiratet. (Für ihr Wesen sei erwähnt, daß sie bei einem Besuch in London einen Grafentitel von Königin Elisabeth I. mit der Begründung ablehnte, sie sei ebensogut Königin in Irland wie Elisabeth in England, und einen englischen Landedelmann, der ihr und ihrem Gefolge auf der Rückreise kein Quartier geben wollte, zur Beherbergung samt gutem Essen dadurch zwang, daß sie sich den Sohn des Mannes schnappte, ihm einen Dolch an die Kehle setzte und dem Vater erklärte, sie werde dem Sohn sofort die Kehle durchschneiden, wenn er nicht unverzüglich auf die Bibel schwöre, daß nicht nur sie, sondern auch künftig jeder Vorbeiziehende auf Wunsch Herberge und Beköstigung vom Mann selbst und seinen Nachkommen erhalte; der Mann schwor das, und sein Geiz ist ihm und seinem Geschlecht teuer zu stehen gekommen, weil jahrhundertelang der mit einer Selbstverfluchung verbundene Schwur eingehalten wurde.) Zeitheiraten gab es auch auf Hawaii, bei einzelnen Eskimostämmen, bei Stämmen der malayischen Inselwelt, ferner in Abessinien, Persien, Tibet und Japan, auch bei einzelnen Araberstämmen. In der Neuzeit gibt es aus ideologischen Gründen verschiedene abweichende For-

men, beispielsweise bei der Jugendsekte der „Kinder Gottes" des David Berg die Verpflichtung der weiblichen Mitglieder, junge Männer zu verführen („flirty fishing"), damit diese der Sekte beiträten; jegliche Eheform wird abgelehnt, und Berg selbst lebt mit mindestens einem Dutzend Frauen zusammen. (Geld wird „im Namen Jesu" gesammelt). Das, was in den verschiedenen Kommunen der sechziger und siebziger Jahre verwirklicht werden sollte (wo allerdings die Frauen üblicherweise durchaus eine Auswahl trafen), ist vorgemacht worden schon von einer fundamentalistischen Christengruppe, nämlich den Bibelchristen der Oneida Community, Madison County im Staate New York, die lehrte, nach der Lehre Jesu dürfe man ebensowenig ausschließlichen Besitz an Dingen wie an Menschen haben; daher war in ihrer Gemeinschaft jeder Mann mit jeder Frau verheiratet und berechtigt, den Geschlechtsverkehr zu vollziehen. Die Oneida Community wurde 1847 n. ü. Ztr. gegründet; aufgrund Drucks von außen wurde die Gruppenehe 1879 n. ü. Ztr. abgeschafft. Bei den Toda in Indien wurden häufig weibliche Neugeborene getötet; heiratete eines der wenigen am Leben gebliebenen Mädchen einen Mann, so konnten alle Brüder dieses Mannes mit ihm in die Ehe eintreten. Nachdem die britische Verwaltung die Sitte der Tötung weiblicher Neugeborenen unterdrückt hatte, nahm die Zahl der heiratswilligen Mädchen zu, so daß dann eine Gruppe von Brüdern eine Gruppe von Schwestern zu heiraten pflegte. Für die Frage der Eheform hat also nicht nur Bedeutung, wer hauptsächlich die Nahrung herbeischafft und wie viele Nahrungsmittel es gibt, sondern auch die Häufigkeit der Geschlechter. Da in China derzeit ein starker Druck von der Regierung ausgeübt wird, daß die Familien lediglich nur ein Kind haben, und wegen der nach wie vor von vielen Chinesen als notwendig erachteten Ahnenverehrung, deren Bräuche nur von einem Sohn vollzogen werden können, ein männlicher Nachkomme gewünscht wird, werden viele weibliche Neugeborenen getötet, so daß man berechnet hat, daß bis zu 400 Millionen männliche Chinesen in den kommenden Jahrzehnten keine Frauen werden bekommen können. Die legalisierte Vielmännerei – in welcher Form auch immer – zeichnet sich als Ausweg, damit die Chinesen nicht Kriege gegen Nachbarvölker führen, um den dortigen Männern die Frauen wegzunehmen.

Bei mutterrechtlich lebenden Stämmen gibt es öfters leichter zu scheidende Ehen, wobei die Gesellschaft daran keinerlei Anstoß nimmt. Bei vernünftigen Gründen akzeptieren Frauen – die üblicherweise eifersüchtig sind, weil sie Besorgnis haben, daß sie selbst und ihre Kinder nicht hinreichend versorgt würden – eine weitere Frau. So erhebt bei den Esk-

imos Grönlands die Ehefrau keinen Einspruch gegen die Heirat ihres Mannes mit einer zweiten Frau, wenn sie selbst kinderlos ist oder weitere Kinder nicht gebären kann oder will und wenn ihr Mann die vermehrte Familie ausreichend ernähren kann. Es finden sich dabei dieselben Verhältnisse wie bei den Orang-Utans, die üblicherweise in Einehe leben, bei hohem Nahrungsangebot aber auch zwei Frauen haben. Dort, wo Menschenaffen nicht in größeren Herden zusammenleben, hat sich der Zwang zu einer langdauernden, eheähnlichen Verbindung ergeben, wo das Männchen Beschützer des Weibchens ist, das über lange Zeit bis zur Selbständigkeit des Nachwuchses dieses Schutzes und der Unterstützung bei der Nahrungssuche bedarf. Auch bei den Vögeln hat sich sicherlich die Verbindung daraus entwickelt, weil das brütende Weibchen mit Nahrung versorgt wird; aus dem Füttern hat sich ritualisiert unser Kuß entwickelt.

Vielmännerei gibt es häufiger bei Mutterrecht als bei Vaterrecht; früher gab es sie bei den Berbern, den Guanchen der kanarischen Inseln, der vorkeltischen Bevölkerung Irlands und bei den Pikten in Schottland. Im Tierreich gibt es sie so gut wie gar nicht; wir finden sie nur bei einer Unterklasse der Sternwürmer und bei manchen Spinnenarten. Wo die Brüdervielmännerei bis in unsere Zeit üblich war, so in Indien, zeigte sich, daß Eifersucht dann vermieden werden konnte, wenn ihre Formen durch die Sitte geregelt waren; beispielsweise waren die Nächte, wo ein Bruder die Frau besuchen durfte, jeweils abwechselnd geregelt. Anders als die Vielweiberei, die durch Sitte oder die Möglichkeit der Versorgung nur Erfolgreichen zugebilligt wurde, die zwar nicht in jedem einzelnen Exemplar, aber als gesamte Gruppe tüchtiger sind als die Nichterfolgreichen, hat die Vielmännerei in ihrer gesetzlich geregelten Form keinen biologischen Nutzen. Die Frau ist verpflichtet, mit jedem Bruder zu schlafen, kann also nicht ihre Zuneigung dem Bruder schenken, den sie für den Tüchtigsten hält.

Eher hinaufzüchtend können solche Verhältnisse wirken, die bei mutterrechtlich beeinflußten Völkern wie zum Beispiel den Kelten bestanden, wo die Frau keinerlei eheliche Treue band, sondern sie – wenn sie einen tüchtigeren als ihren bisherigen Ehemann sah – mit dem durchaus geschlechtliche Beziehungen anknüpfen konnte. Bei manchen Stämmen werden nebeneheliche Beziehungen geradezu geregelt; die Ehefrau hat einen sittenmäßig erlaubten Geliebten, der der Beschützer der Frau in Abwesenheit des Mannes ist, wobei ihr Ehemann ebenso der gesetzliche Geliebte einer anderen Frau sein darf. Biologisch herabzüchtend wirken

bei mutterrechtlich-matriarchalischen Einflüssen, wie sie die indogermanischen Griechen im Dyonisoskult einer vorgriechischen Bevölkerung übernommen haben, die im Weinrausch geübten wahllosen Vermischungen, teilweise auch von Ehefrauen mit Sklaven. Anders ist es bei dem südindischen Stamm der Nair, wo die Frau zunächst einen Mann heiratet; sie sucht sich dann andere Männer, die in die Ehe mit eintreten, trifft also eine Auswahl. Eskimos behandeln insgesamt gesehen ihre Frauen schlecht, die Frau ist fast wie Eigentum und wird Gastfreunden beispielsweise zum Beischlaf angeboten, ob die Frau das will oder nicht. Vergewaltigung wird als männlicher Sport angesehen, und Frauen wurden, wenn sie beim Kriegführen vergewaltigt worden waren, anschließend getötet. Trotzdem gibt es bei einigen Eskimostämmen Vielmännerei. Bei den Tibetern, die eine brüderliche Vielmännerei kennen, darf ein Bruder allerdings nur mit Genehmigung der Frau eintreten. Falls die Frau unfruchtbar ist, wird von der Brüdergruppe eine weitere Frau geheiratet, die die „kleine Mutter" genannt wird, woraus sich dann auch eine Gruppenehe entwickelt. In Australien haben ältere Häuptlinge teilweise bis zu 20 Frauen, weswegen es für jüngere Männer nicht genügend Frauen gibt. Bei Abwesenheit des Häuptlings verkehren aber seine Brüder mit den Frauen.

Zusammenfassend ist festzustellen: eine Entwicklungslinie der Eheformen gibt es nicht. Es gibt – über den ganzen Erdball verteilt – die verschiedensten Eheformen, und zwar auf verschiedenen Entwicklungsstufen und bis in die Neuzeit hinein. Dabei sind aber – bis auf vereinzelt gefundene- Ausnahmezustände bei verschiedenen Festen – die Geschlechtsbeziehungen immer durch Sitte oder Gesetz in bestimmte Regeln gefaßt.

Zu fragen ist aber, ob zwischen verschiedenen Völkern und Rassen sich Unterschiede feststellen lassen. Dies ist schwer zu entscheiden, weil es Berichte über Eheformen erst seit rund 2 000 Jahren gibt, wobei in vielen Fällen auch nicht wissenschaftliche Genauigkeit gegeben war, sondern Erzählungen oder Sagen übernommen wurden, die nicht unbedingt zutreffend sein müssen. Was sicher festzustellen ist, ist die Tatsache, daß bei den Indogermanen überall vaterrechtliche Zustände geherrscht haben und die übliche Form die Einehe war. Dies mutmaßlich deswegen, weil zumeist die Ehe in einer der germanischen Muntehe vergleichbaren Form geschlossen wurde, nämlich als ein Abkommen zwischen zwei Sippen mit Muntschatz und Morgengabe, Vermögensleistungen, die die Frau im Falle einer Scheidung oder im Witwenstand finanziell absichern sollten. Regelmäßig wird eine Sippe es als unter ihrer

Würde betrachtet haben, einem Mann eine Frau der eigenen Sippe zu geben, der bereits eine andere Frau hatte, so daß dies zur Regelform der Einehe führen mußte. Weder durch Sitte oder Gesetz war aber die Mehrehe verboten, und Tacitus schreibt, daß sie bei Fürsten vorhanden war, die aus politischen Gründen die schwägerschaftliche Verbindung zu mehreren anderen germanischen Stämmen wünschten.

Daneben gab es aber auch die „Raubehe" (besser „Entführungsehe") genannte Eheform, die ohne Zustimmung der Sippe der Braut geschlossen wurde, aber – und deswegen ist das Wort „Raub" fehl am Platze – mit Zustimmung der Braut. Die Ehe Armins mit Tusnelda war eine solche Ehe gegen den Willen ihres Vaters, der sie einem anderen Häuptling hatte geben wollen. Allerdings verlor das Mädchen dadurch den Schutz ihrer eigenen Sippe, weswegen dies ein gefährlicher Schritt war. In Friesland ist in alten Gesetzesquellen überliefert, was im Falle einer Entführung zu geschehen hatte: Der Gesetzessprecher nahm das Mädchen drei Tage in sein Haus, anschließend wurde auf einem Feld auf der einen Seite der Mann mit seiner Sippe aufgestellt, auf der anderen Seite die Sippe der Frau, und der Asega stellte sich mit dem Mädchen in die Mitte; wenn das Mädchen zum Mann ging, durfte die Sippe der Frau gegen den Mann nicht vorgehen. Ging das Mädchen aber zu ihrer Sippe, mußte der Mann der Sippe des Mädchens so viel Geld zahlen, als hätte er einen Totschlag begangen.

Schließlich gab es die Friedelehe (von Freien beiderlei Geschlechts), wo die Kinder Erbrecht hatten und die Frau die Schlüsselgewalt, aber die Sippen nicht mitgewirkt hatten. So die Verhältnisse in Germanien; in Irland gab es – wie dargestellt – aufgrund stärkeren mutterrechtlichen Einflusses durch die vorkeltische Megalithbevölkerung noch mehr Eheformen.

Daneben hatte der Mann das – von der Sitte nicht mißbilligte – Recht des geschlechtlichen Verkehrs mit Sklavinnen oder Mägden. Die Kinder solcher Frauen wurden aber „zur ärgeren Hand" gerechnet, das heißt hatten (es sei denn, sie wurden durch einen formellen Akt in das Geschlecht eingeführt) keinerlei Erbrecht, waren im Falle von unfreien Frauen auch selbst unfrei. Soweit wir in den isländischen Sagas diese Dinge erwähnt finden, nahmen die Ehefrauen (da ihr eigenes Ansehen durch dergleichen nicht beeinträchtigt wurde) regelmäßig keinerlei Anstoß an solchen Verhältnissen. Einzige Ausnahme ist, wo ein Wiking eine irländische Königstochter (Melkorka), die als sehr schön geschildert wird, von seinem Raubzug mit nach Hause bringt; seine Ehefrau

nahm das übel auf, und als es dann nach einer Weile zum Austausch von Ohrfeigen zwischen beiden Frauen kam, sah der Mann sich gezwungen, für Melkorka ein gesondertes Haus zu bauen, um Frieden hereinzubringen. Das aber war die Ausnahme. Üblicherweise wuchsen die Kinder der Kebsen ebenso wie die ehelichen Kinder zusammen auf, und dieser Zuwachs an Arbeitskräften und Macht wurde von der Ehefrau gewöhnlich geschätzt. In den Sagas wird beispielsweise berichtet, daß ein Mann mit seinen 14 Söhnen auf das Thing reitet, wobei dies ein eindrucksvolles Bild geboten hätte; es habe den Männern nicht gut geschienen, sich mit ihm anzulegen. Es ist kaum anzunehmen, daß alle diese Söhne von einer Frau waren.

Wie sehr sich in diesem Punkte das heidnische Denken vom heutigen Denken unterscheidet, ist aus der Saga vom weisen Njal zu ersehen. Als ein nichtehelicher Sohn des Njal erschlagen wird, stachelt Bergthora, die Ehefrau des Njal, ihre eigenen Söhne auf, unter Riskierung ihres Lebens den Halbbruder zu rächen. Im Hamdir-Lied verlieren zwei Brüder, die zur Rache ausgezogen sind, ihr Leben, weil sie einen Halbbruder, der mit ihnen reitet, als überflüssig für ihren Rachefeldzug sehen, und ihn – wohl aus geschwisterlicher Eifersucht – töten; im letzten Kampf sagt einer der Brüder, bevor er stirbt, wie nützlich wäre uns nun unser „streitkühner Bruder".

In heidnischer Zeit waren bei der Unverletzlichkeit der Blutsbande Auseinandersetzungen zwischen Brüdern und Halbbrüdern undenkbar; in christlicher Zeit, wo sich das geschlechtliche Verhalten der Männer gegenüber früher nicht geändert hatte, gab es diese Rücksichtnahme nicht mehr, weshalb nicht nur in Norwegen blutige Kämpfe um die Nachfolge auf dem Königsthron zwischen Geschwistern und Halbgeschwistern ausgekämpft wurden; daß dies aber nicht so sehr mit dem Halbgeschwistertum zu tun hatte, ist aus der fränkischen Königsgeschichte zu sehen, wo sich auch Geschwister, alles gute Christen, mit Begeisterung gegenseitig umgebracht haben.

Man glaube im übrigen nicht, daß Bergthora ihren Mann nicht geliebt habe; als die Feinde ihr Haus eingeschlossen haben, und drohen, alle Insassen im Hause zu verbrennen, aber Kindern und Frauen den freien Abzug gewähren, und dazu auch Bergthora auffordern, erklärt Bergthora, bei ihrem Mann Njal im Hause bleiben zu wollen, und stirbt dort mit ihm. Die altgermanische Liebe ist allerdings eine andere Liebe als die romantische Liebe, die wir von Tristan und Isolde kennen; diese sind total aufeinander bezogen, allerdings so sehr, daß es fast geschmacklos

dünkt, sie sich als Ehepaar mit Kindern vorzustellen. Die altgermanische Frau dachte nüchterner, und wenn ihr Mann tüchtig war, dann war es nützlich, im Geschlecht Nachkommen von ihm zu haben, auch wenn sie von einer anderen Frau waren.

Es störte sie auch nicht, daß hinsichtlich außerehelicher Beziehungen ihr Mann andere Rechte hatte als sie. Bei vaterrechtlich ausgerichteten Völkern wie den Indogermanen wird von der Ehefrau unbedingt erwartet, daß sie geschlechtlich nicht mit anderen Männern verkehrt; dies deswegen, weil man den eigenen Kindern sein Erbe hinterlassen will, und Ahnenopfer nur von den eigenen Söhnen erbracht werden können. „An guten Weibern findet man Treu wohl zu allen Zeiten neu." (Salomon und Markolf). Dazu kommt der Vaterstolz. Auch bei vaterrechtlichen Völkern kann es aber immer Seitensprünge der Frauen geben. Die Römer sagten dazu „pater semper incertus" (der Vater immer unbekannt). Deswegen gab es bei den indogermanischen Völkern das Aussetzungsrecht; das neugeborene Kind wurde dem Vater vorgelegt, und wenn er es aufnahm und auf sein Knie oder seinen Schoß setzte, hatte er es als von ihm stammend anerkannt. Wenn er es nicht aufnahm, was außer bei Verdacht auf Nichtehelichkeit bei Mißbildung, schwächlicher Konstitution oder ärmlichen Verhältnissen mit Nahrungsmangel vorkam, wurde das Neugeborene im Wald ausgesetzt.

Vaterrechtliche Kulturen haben der jungfräulichen Braut auch hohen Wert beigemessen. Dies deswegen, damit sichergestellt war, daß kein Kind untergeschoben wurde.

Bei mutterrechtlichen Kulturen war sehr viel ungewisser, ob der Ehemann der Vater war. Dies spielte auch nicht die Bedeutung, weil über die Mutterlinie vererbt wurde. Für Jungen ist es wichtig, ein männliches Vorbild zu haben; da in mutterrechtlichen Kulturen der Ehemann öfter wechseln konnte, spielte die Rolle des Vorbildes oftmals der Mutterbruder, der sich deswegen auch besonders um die Kinder seiner Schwester kümmerte. Dies war von der Förderung seiner Gene her auch vernünftig: Zwar hatte er mit seinen eigenen Kindern durchschnittlich 50 % der Gene gemeinsam, mit den Kindern seiner Schwester nur 25 %. Bei mutterrechtlichen Kulturen aber, wo große sexuelle Freiheit herrschte, nicht nur de facto, sondern von der Sitte erlaubt, konnte er nicht sicher sein, daß die Kinder seiner Ehefrau auch von ihm waren. Deswegen würde er in ihnen möglicherweise Kinder fördern, die völlig unverwandt mit ihm waren. Bei den Kindern seiner Schwester aber hatte er die Sicherheit, daß sie einen Teil seines Erbes weitertrugen.

Mutterrechtliche Kulturen legten regelmäßig auf voreheliche Keuschheit keinen Wert, teilweise erwarben sich die Frauen ihre Aussteuer sogar durch Prostitution.

Die Haltung, die die heidnischen Germanen zu Verführung und Ehebruch einnahmen, ist wie folgt darzustellen. Tacitus rühmt an den Germanen, daß – anders als in Rom zu seiner Zeit – verführen und sich verführen lassen unüblich sei. Die Edda selbst ist ja zusammengestellt aus verschiedenen Stücken, die auch aus verschiedenen Zeiten stammen. Deswegen ist sie in diesem Punkt uneinheitlich. Das Sigrdifumal hat noch dieselbe Auffassung, wie sie Tacitus beschreibt: „Das rate ich zum fünften, wenn du Frauen siehst, blank und jung auf der Bank: Von den Silbergeschmückten laß dir den Schlaf nicht rauben, begehre keinen Kuß!“ Und weiter: „Das rat ich zum achten, daß du Arges meidest und nicht Liebeszauber brauchst: Kein Mädchen verführe noch die Frau eines anderen! Nicht verlocke zur Liebschaft sie!“ Bei den Ratschlägen an Loddfafnir wird allerdings unterschieden zwischen Ehefrau und Mädchen. Einerseits heißt es: „Zum Liebesgespräch verleite niemals eines anderen Ehefrau“. Andererseits: „Willst du wackre Maid zur Minne bereden und begehrst du Gunst von ihr, verheiß ihr gutes und halt dein Wort! Nie wird schönes verschmäht.“

Vergleichbar heißt es im Havamal: „Schön soll sprechen und Geschenke bieten, wer Frauengunst sich wünscht, loben die Gestalt des leuchtenden Mädchens: So erlangt, wer liebt.“

Allerdings heißt es eine Strophe vorher selbstkritisch: „Falsch sind Männer zu Mädchen auch; da schwatzen wir schön, wo wir schlecht denken: Das bestrickt auch Verständige.“ Und in den Priameln der Edda werden auch gleich Verhaltensmaßregeln mitgeliefert: Man nehme „zum Küssen die Maid“, und „mit der Trauten sprich abends: der Tag hat viele Augen“. Trennung ist für Treue eine Belastung, weshalb Freidank im Mittelalter als Weisheit gibt: „Fremde scheidet Herzenslieb, Gelegenheit macht manchen Dieb.“

Aber es gibt auch ausgebeutete Männer, weswegen es in der Edda heißt: „So ist der Frauen Liebe, die Falsches sinnen, als reite man auf Glatteis ein Roß ohne Stollen, ein wildes zweijähriges, das noch wenig gezähmt, als kreuze man im Sturm mit steuerlosem Schiff, als wolle einholen ein Lahmer auf schneefreien Wiesen ein Rentier“. Und das kann jeden treffen, wie es im Havamal heißt: „Um Liebe soll verlachen kein Mann einen anderen je; oft fesselt den Klugen, was den Dummen nicht fängt: Der Reiz lieblichen Leibs. Verlachen soll einer an anderen nie-

mals, was manchen Mann trifft: Zu törichten Menschen macht selbst Kluge der Liebe gewaltige Macht.“

Das Indogermanentum war vaterrechtlich; im Germanentum machen sich aber starke Einflüsse – sowohl biologisch wie kulturell – der mutterrechtlichen Großsteingrabbevölkerung vorwiegend fälischer Rasse bemerkbar. Das Germanentum ist eine Verschmelzung schnurkeramischer vorwiegend nordischer Stämme mit vorwiegend fälischen Trichterbecherleuten (Großsteingrableuten). Da diese völlig unterschiedliche Auffassungen zur Ehe hatten, ebenso zur Verwandtschaftsberechnung, mußte ein Ausgleich gefunden werden. Die Germanen sind das einzige Volk auf der Erde, das deshalb eine ausgeprägte Verwandtschaftsberechnung sowohl nach der Vater- wie nach der Mutterseite kennt. In sehr stark fälisch ausgerichteten Bevölkerungen wie beispielsweise auf der im Baltikum gelegenen Insel Runö, wo urtümliche schwedische Zustände bis zur bolschewistischen Herrschaft geblieben waren, ergab sich, daß erstaunlich freie geschlechtliche voreheliche Beziehungen zwischen fast allen Burschen und Mädeln der Insel stattfanden; dabei wurde aber Empfängnisverhütung geübt. Dieselben Frauen waren aber für keinen anderen Mann ansprechbar, wenn sie verheiratet waren. Im germanischen Indogermanentum regelte man die Frage des vorehelichen Geschlechtsverkehrs weitgehend so, daß das Mädchen bis zur Verlobung jungfräulich zu sein habe; nach der Verlobung allerdings bestand sowohl seitens des Mädchens als auch seitens des Bräutigams die Verpflichtung, häufig geschlechtlich zu verkehren, um zu überprüfen, ob die Braut schwanger wurde. Auf Helgoland beispielsweise mußte der Bräutigam jede zweite Nacht seine Braut aufsuchen. Wenn eine Braut – aufgrund christlicher Einflüsse – nicht bereit war zu vorehelichem Geschlechtsverkehr, wurde in Norddeutschland regelmäßig die Verlobung gelöst, wobei selbst die Verwandten der Braut dies verstanden. Da die Auffassung im gesamten deutschen Volk, daß Verlobte rechtmäßig miteinander verkehrten, obwohl die Kirche etwas anderes sagte, unausrottbar war, hat die katholische Kirche immer versucht, zwischen Verlobung und Ehe eine möglichst kurze Zeit zu setzen, wenn möglich nur zwei bis drei Wochen. Ursprünglich dauerte die Zeit so lange, bis sich herausgestellt hatte, ob die Braut schwanger war; dann wurde die Heirat angesetzt. Wenn sie nach einer Reihe von Monaten nicht schwanger war, wurde die Verlobung gelöst. Dies ist überhaupt der Sinn dafür, daß es im Germanentum die zwei Institute Verlobung und Ehe gibt. Sonst hätte man ja ohne Verlobung gleich heiraten können. So sollte es auch in der Artgemeinschaft-GGG üblich werden, daß erst dann geheiratet wird, wenn ein

Kind unterwegs ist. Das ist auch deswegen sinnvoll, weil es durchaus nicht selten ist, daß sich Verlobte, die sich erfolglos um ein gemeinsames Kind bemüht hatten, nach Trennung mit jeweils einem anderen Partner Kinder bekamen, beide also an sich fruchtbar waren, aber miteinander wegen Unzuträglichkeiten keine Kinder haben konnten.

Wenn andererseits eine Verlobung gelöst wurde, ohne daß hinreichend erprobt worden war, ob diese Verbindung fruchtbar war, setzte sich der Mann der Fehde durch die Verwandten der Braut aus.

Dies alles zeigt, daß im germanischen Heidentum der Sinn und Zweck einer Ehe noch voll erkannt wurde. Die Ehe als beabsichtigt langdauernde Verbindung ist erforderlich, um mit Rücksicht auf das späte „Flüggewerden" von Menschenkindern ihr Überleben zu garantieren. Wenn keine Kinder da oder zu erwarten sind, ist nicht einzusehen, warum dann nicht jeder der beiden Partner jederzeit bei Unstimmigkeiten oder neuer Verliebtheit weggehen könnte. Vergleichbare Regelungen wie bei den Germanen gab es bei vielen Völkerstämmen, wie beispielsweise den Eingeborenen der Andamanen, den Krähenindianern und den grönländischen Eskimos: Die Verbindung zu einem Menschen galt erst dann als Ehe, wenn das erste Kind in dieser Verbindung geboren wurde. Nicht schwankende Sympathien oder Antipathien wurden zur Grundlage der Ehe gemacht, sondern die Nachkommenschaft.

Als das Christentum eingeführt wurde, hat sich zunächst einiges geändert. Die Mehrehe war grundsätzlich nicht mehr zugelassen und die Ehe sollte auch unauflösbar sein; falls die Kirche aber genügend Vorteile von einem Herrscher bekam, annulierte sie die ursprüngliche Ehe und gestattete ihm, erneut zu heiraten. Auch der Protestantismus verhielt sich insoweit nicht anders. Melanchthon hatte 1531 n. ü. Ztr. im Fall des englischen Königs Heinrich des VIII. erklärt, daß dem Herrscher die Sorge um einen Thronerben das Recht zu einer Doppelehe geben würde. Der Reformator Karlstadt hatte Bigamie erlaubt, und unter seinen Anhängern fand sie auch statt. Butzer war der Meinung, daß die Bigamie in der Bibel nirgends verboten werde. Der Landgraf Philipp von Hessen lernte 1539 n. ü. Ztr. Margarete von der Saale kennen, die mit ihm aber nur unter der Bedingung einer offiziellen Ehe verkehren wollte. Philipp von Hessen war Protestant, und er suchte bei Luther die Genehmigung zu einer Zweitehe, da Margarete ein Gutachten über die religiöse Zulässigkeit einer Doppelehe wünschte, auch, daß einige Herren des hohen Adels von dem Tatbestand der Verheiratung informiert würden. Luther, Melanchthon und die Wittenberger führenden Protestanten erteilten am

10.12.1539 n. ü. Ztr. die Erlaubnis zur Doppelehe. Begründung dazu war allerdings nicht, daß in der Bibel diese vorgesehen sei, sondern daß – bevor Philipp in Hurerei lebe – es besser sei, daß er zu seiner Ehefrau eine zweite hinzunehme. (Schon Paulus hatte ja erklärt, daß Ehelosigkeit besser sei als Ehe, und die Ehe nur als Notbehelf gelten könne, „um die Hurerei zu bekämpfen", und Jesus hat die gepriesen, die sich um des Himmelsreiches Willen selbst kastrierten.). Am 5.3.1540 n. ü. Ztr. heiratet Philipp von Hessen in Rotenburg Margarete von der Saale, wobei neben Melanchthon und Butzer auch ein Abgesandter des sächsischen Kurfürsten anwesend war.

Allgemein zugelassen wurden Doppelehen in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg, wo wegen des großen Frauenüberschusses – da zahlreiche Männer getötet worden waren – und der Verödung weiter Landstriche die Mehrehe als einzige Möglichkeit, eine hinreichende Besiedelung wieder zu erreichen, von vielen Herrschern und auch der protestantischen Kirche angesehen wurde.

Im christlichen Rokoko war – allerdings aus anderen Gründen – eine große Freizügigkeit verbreitet. Die große österreichische Gegenspielerin von Friedrich dem Großen, Maria Theresia, hatte 14 Kinder und zahlreiche Liebhaber, wobei ihr Mann Franz, einmal darauf angesprochen, ob er wisse, ob auch nur ein einziges der Kinder seiner Frau von ihm stamme, erklärte, da sei er nicht sicher; aber es liefen gewiß viele Kinder von ihm bei anderen Ehefrauen herum.

Das, was wir als „christliche Moral in Ehefragen" sehen, ist mithin im wesentlichen erst im Kaiserreich entstanden. Dort wurde die „eheliche Treue" hochgehalten, wobei es nur darum ging, den Schein zu wahren, jedenfalls, soweit es die Männer anging. Diese hatten ihr Verhalten nicht geändert, aber man verschleierte seine „Verhältnisse". Dies war – wie immer in christlichen Zeitaltern – sehr viel unehrlicher als die Zustände zur germanischen Heidenzeit. Verbunden war dies mit einer Verachtung der „unehelichen Mutter", was zu zahlreichen Abtreibungen und im Gefolge dessen – wegen Schädigung der Mutter – zum Versterben oder bleibender Unfruchtbarkeit von schwangeren Frauen führte.

Auch in vorherrschend christlichen Zeiten gab es aber einige, die auch offen ein anderes Leben führten. Besonders war dies bei Künstlern verbreitet. Hermann Löns, der begnadete Schriftsteller, beklagt sich in „Das zweite Gesicht" darüber, daß seine Frau sich nicht damit abfinden konnte, daß seine Geliebte mit ihnen zusammen im selben Hause lebte. Gustav Frenssen hatte zahlreiche Geliebte, aber seine Frau war klug ge-

nug, dies nicht zum Gegenstand von Erörterungen zu machen. Der Katholik John F. Kennedy hatte viele Verhältnisse, unter anderem mit Marilyn Monroe; seine Frau Jacqueline wußte zumindest von einer Reihe, machte daraus aber anders als Frau Clinton keinen Skandal. Daß – unabhängig von kurzfristigen Verhältnissen – das Leben eines Mannes mit mehreren Frauen klappen kann, zeigen Berichte in der Presse über einen Mann mit zwei Frauen, die zusammen auf einem Boot leben und damit um die Welt reisen. Einer der Kommunarden der Kommune 1 lebt noch heute – seit mehreren Jahrzehnten – mit vier der Frauen von damals zusammen, wobei alle Frauen mit den Zuständen zufrieden sind. Andererseits soll aber auch nicht verschwiegen werden, daß Hans Grimm, der von Berlin nach Lippoldsberg zu seiner Ehefrau seine Berliner Geliebte mitbrachte, ersichtlich nicht die richtige Lösung fand; sie, die beiseitegeschoben im Grimmschen Klosterhof in Lippoldsberg lebte, erhängte sich dort auf dem Dachboden.

Daraus ist folgendes ersichtlich: Mehrehen sind nur dann möglich, wenn entweder die Gesellschaft sie allgemein toleriert, oder aber – abweichend von der großen Mehrheit – die eigene Weltanschauung oder Religion (Marxismus, fundamentalistisches Christentum pp.) sie als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Eine richtigere Auffassung hat sich schon in den zwanziger und dreißiger Jahren vorbereitet. Professor K. A. Wieth-Knudsen hat 1926 n. ü. Ztr. („Frauenfragen und Feminismus") folgendes erklärt: „Auch ich bekenne mich zur Monogamie, aber dies beeinträchtigt doch nicht mein Verständnis für die Tatsache: Die zeitweilige Vielweiberei unserer Vorfahren ist die Ursache, daß der aus der armseligen Nordwestecke Europas hervorgegangene weiße Mann allen Hindernissen zum Trotz heute noch so zahlreich vertreten ist, während mit dem Kampf des Christentums gegen die Vielweiberei gleichzeitig ein Niedergang der militärpolitischen Entwicklung unserer Rasse einsetzte – ein logischer Zusammenhang, der bisher noch nie erkannt und gewürdigt worden war." Es war die Kirche, die mit ihrem Gerede von „gefallenen Mädchen", wenn diese einem Kind ohne den kirchlichen Segen das Leben gab, zahlreiche Abtreibungen bewirkte. Alfred Rosenberg hat in „Der Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts" erklärt, heute gäbe es (wegen der Männerverluste des ersten Weltkrieges) eine erheblich höhere Zahl von Frauen als Männern: „Sollen diese Frauenmillionen, mitleidig als alte Jungfrau belächelt, ihres Lebensrechts beraubt, durchs Dasein gehen? Soll eine heuchlerische, geschlechtsbefriedigte Gesellschaft über diese Frauen

verächtlich aburteilen dürfen? Ein kommendes Reich (geschrieben 1930 n. ü. Ztr.) wird beide Fragen verneinen. Es wird bei Beibehaltung der Einehe den Müttern deutscher Kinder auch außerhalb der Ehe die gleiche Achtung entgegenbringen und die Gleichstellung der unehelichen Kinder mit den ehelichen gesellschaftlich und gesetzlich durchzuführen wissen. Es ist klar, daß derartige Feststellungen von den Vertretern der Kirchlichkeit ebenso bekämpft werden wie von den Vorständen aller „sozialen" und „sittlichen" Vereine, die ohne weiteres etwa eine Ehe zwischen einem katholischen Deutschen und einer katholischen Mulattin als zulässig und echtchristlich empfinden, gegen eine Mischehe zwischen einem deutschen Protestanten und einer deutschen Katholikin aber alle Hebel des kirchlichen und gesellschaftlichen Zwanges anwenden." Diese Kräfte würden ein heuchlerisches Geschrei darüber erheben, „wenn die lebensgesetzlichen (biologischen) Verhältnisse unter den Geschlechtern sowohl unter dem Gesichtspunkt des Persönlich-Seelischen als auch vom Standpunkt der Rassenerhaltung und Stärkung des Volkstums durch erbtüchtige Vermehrung betrachtet werden." Nachdem Rosenberg dann den Geburtenrückgang beleuchtet und ihn vergleicht mit den starken Geburtenüberschüssen anderer Völker, erklärt er: „So steht die Frage fürs deutsche Volk einfach so, ob es gewillt ist, in kommenden Auseinandersetzungen zu siegen oder unterzugehen. Wenn also angesichts vieler gewollt kinderloser Ehen bei großem Frauenüberschuß nicht verheiratete gesunde Frauen Kinder in die Welt setzen, so ist dies ein Kräftezuwachs für die deutsche Gesamtheit. Wir gehen den größten Kämpfen um die Substanz selbst entgegen; wenn aber diese Tatsache festgestellt wird und die Folgerungen aus ihr gezogen werden, so kommen dann alle geschlechtlich selbst gesättigten Moralisten und Präsidentinnen unterschiedlicher Frauenorganisationen, die für Neger und Hottentotten Pulswärmer stricken, die für die „Mission" der Zulukaffern eifrig Geld spenden, und eifern gegen die „Unsittlichkeit", wenn ein Mensch erklärt, die Erhaltung der zu Tode gefährdeten Substanz sei das Wichtigste, etwas, hinter dem alles andere zurückzustehen habe: Und dies erfordere Aufzucht des gesunden deutschen Blutes. Denn auch eine echte Sittlichkeit und die Erhaltung der Freiheit der gesamten Nation ist ohne diese Voraussetzung undenkbar. Maßstäbe, die in geordneten Friedensverhältnissen gut sind, können in Zeiten eines Schicksalskampfes verhängnisvoll werden, zum Untergang führen. Ein Deutsches Reich der Zukunft wird also diese gesamte Frage von einem neuen Gesichtspunkt bewerten und entsprechende Lebensformen schaffen."

Im Dritten Reich wirkte zunächst das vorgegebene christliche Schema weiter. Da verschiedene Führer, zum Beispiel Himmler und Darré, nichteheliche Kinder hatten, wurde durch Lebensborn-Heime eine Entbindung nichtehelicher Frauen außerhalb der örtlichen Gemeinde ermöglicht, um einer Diskriminierung vorzubeugen. Himmler selbst hat dann – unterstützt von Heß – seinen SS-Soldaten, als sie 39 in den Krieg hinauszogen, mitgegeben, er wünsche, daß sie vorher – gleichgültig ob ehelich oder nichtehelich – Kinder zeugten, damit im Falle ihres Todes auf dem Schlachtfeld ihr Erbe nicht verlorengegangen sei. Trotz erheblicher Angriffe durch die Kirchen hat er im Jahre 40 diesen „Zeugungsbefehl" wiederholt. Da sich nach dem Beginn des Krieges mit Rußland erhebliche Verluste abzeichneten, so daß abzusehen war, daß nach dem Kriege viele Frauen unverheiratet bleiben würden, wurde 43 durch Hitler verfügt, daß in Filmen, Theaterstücken oder sonstwie nichteheliche Mütter oder Kinder nicht mehr herabgesetzt werden dürften. Mit Rücksicht darauf, daß in einer Generation jeder zweite Mann (d. h. 50 % der Geburtsjahrgänge von 1905 bis 1925 n. ü. Ztr.) gefallen war, war ferner beabsichtigt, daß nach dem Kriegsende die Mehrehe zugelassen werden solle, damit zahlreiche Frauen nicht kinderlos blieben.

Da wir den Krieg verloren, wurde dies nicht Gesetz. Wenn der Krieg gewonnen worden wäre, hätte es sicherlich auch eine Revolution der Anschauungen durch stärksten Anstoß von Regierungsseite aus gegeben. Viele wertvolle Frauen sind verstorben, ohne ein Kind gehabt zu haben, weil sie mehr der christlichen Moral folgten als ihren inneren Antrieben. Wir befinden uns heute in derselben Lage wie 45. Pro deutscher Ehe wird nur durchschnittlich ein Kind geboren; dadurch halbiert sich die deutsche Bevölkerung – und ebenso die Bevölkerung der anderen germanischen Staaten – in jeder Generation. Besonders wenige Kinder haben die Akademikerinnen; mehr als ein Drittel von ihnen sind unverheiratet und haben keine Kinder. Grund hierfür dürfte sein, daß Frauen sich üblicherweise nur in Männer verlieben, die sie als überlegen anerkennen; die Zahl der infragekommenden Männer ist bei Akademikerinnen deshalb sehr gering.

Da Akademiker, die für diese Frauen in Frage kämen, oftmals schon verheiratet sind, stellt sich für diese Frauen dann die Frage, ob sie – da sie keinen passenden Ehemann gefunden haben – kinderlos bleiben, oder sich von einem verheirateten Mann befruchten lassen. Christen würden letztere Alternative als angeblich unchristlich (obwohl dies aus der Bibel nicht nachweisbar ist) zurückweisen, Heiden würden es be-

grüßen, da damit auch einer Akademikerin ihr eigentlicher Lebenssinn, nämlich die Fortsetzung ihres Lebens in Kindern, nicht versagt wird. Jede erbgesunde, geistig normale und tüchtige Frau hat ein Recht auf ein Kind, gleichgültig, ob sie auf Dauer einen Mann ihrer Wahl gewinnen kann oder nicht; eine biologisch ausgerichtete Ethik muß ihr dieses Recht zusprechen, Kinder von jedem Mann zu bekommen, den sie als erbtüchtig ansieht, gleichgültig, ob er verheiratet ist oder nicht.

Ob dies dann auch zu einem dauernden Beieinanderleben führt, ist eine zweite Sache. Auch dort ist allerdings im Dritten Reich Vorarbeit für eine vollständig andere als der christlichen Auffassung geleistet worden. Der Reichsleiter Bormann teilte seiner Frau mit, daß eine Schauspielerin – allerdings nach erheblichen Bedenken – seinem Werben nachgegeben habe. Seine Frau, die von ihm zahlreiche Kinder hatte, zeigt sich im Antwortschreiben von seinem Bemühen entzückt und erklärt, damit sei doch das Problem gelöst, was mit seiner Manneskraft werde, wenn eine von ihnen beiden schwanger sei; das sollte aufeinander abgestimmt werden, und sie schlug sogar vor, daß diese Schauspielerin in das gemeinsame Haus zöge. Bormann selbst erwiderte in seinem Antwortschreiben, er sei etwas skeptisch, ob ein gemeinsames Leben unter einem Dach ohne Konflikte möglich sei. – Die Haltung von Frau Bormann zeigt, daß sie ihren Mann uneingeschränkt geliebt hat; wenn man ihn als überaus fähig ansieht, wünscht man sich auch viele Nachkommen von ihm, gleichgültig, ob sie von einem selbst sind oder von einer anderen Frau.

Und wie steht es mit der „ehelichen Treue"? Der Begriff Treue hat ursprünglich überhaupt nichts mit geschlechtlichen Verhältnissen zu tun; er bezog sich in germanischer Zeit auf das Gefolgschaftsverhältnis zwischen dem Gefolgschaftsführer und seinen Mannen. Sie waren verpflichtet, ihm Treue zu schwören. Mit geschlechtlichen Beziehungen konnte der Begriff der „Treue" schon deswegen nichts zu tun haben, weil dann, wenn der Ehemann unfruchtbar war, bei allen indogermanischen Völkern ein männlicher Verwandter als „Zeugungshelfer" einspringen mußte, um der Ehe zu Kindern zu verhelfen. Da dies von der Sitte so vorgesehen war, haben weder die Frau noch der Mann dagegen Einwendungen erhoben. Nachkommenlos durfte keine Ehe im Indogermanentum bleiben. Dies verbot die Hochschätzung des Lebens.

Aus den vorgenannten Ausführungen wird deutlich, wie wir uns zur Ehe stellen. Die Ehe als solche ist – anders als es der Katholizismus sieht – für uns kein Sakrament. Deswegen unterliegen Geschiedene keiner

Verachtung, und Scheidung als solche ist nicht verboten. In den Sagas finden wir Scheidung sowohl von seiten des Mannes wie von seiten der Frau; die Frau konnte sich jederzeit scheiden lassen, unter Mitnahme ihres eingebrachten Vermögens dann, wenn der Mann Veranlassung dazu gegeben hatte (beispielsweise, indem er sie geschlagen hatte, wenn er sich als feige in einem Kampf gezeigt hatte, oder sonstwie an Achtung und Ehre Einbußen erlitten hatte, mithin verächtlich geworden war). Die Ehe ist also auflösbar. Als Alternative zur Scheidung kommt auch die Aufnahme weiterer Frauen in das Haus in Betracht, wenn die Ehefrau zustimmt. Bei veränderter Ethik und einer drohenden Alternative „Scheidung" ist eine solche Zustimmung durchaus denkbar, und für die neu in die Hausgemeinschaft eintretende Frau kann es bedeutsamer sein, einen hervorragenden Mann als Erzeuger ihrer Kinder zu haben, wenngleich sie ihn teilen muß, als einen weniger tüchtigen Mann ganz allein für sich.

Küre 18 begründet die Friedenspflicht, das heißt, daß die Ehe eines Gefährten nicht gestört werden darf. Dies bedeutet, daß der Benachteiligte einer solchen Störung Mitglied der Artgemeinschaft-GGG ist. Hierzu bilde ich einmal folgendes Beispiel: Eine nordische Frau, die Mitglied der Artgemeinschaft-GGG ist, ist mit einem ostischen, christlichen Mann verheiratet. Die Ehe ist kinderlos. Ein nichtverheiratetes nordisches Mitglied der Artgemeinschaft-GGG ist von dieser Frau hingerissen, und sie selbst erwidert seine Gefühle. Es müßte als Fehlverhalten unseres Mitgliedes gewertet werden, wenn er die Frau nicht zur Scheidung bringt, damit sie sich mit ihm verehelicht.

Sicherlich sind nicht alle Beispiele so eindeutig wie dieses. Ich denke aber, daß die Gedankenführung deutlich geworden ist. Es geht nicht darum, ob eine Ehe gestört oder zerbrochen wird, sondern es geht darum bei dieser Küre, ob der Frieden innerhalb der Artgemeinschaft-GGG gestört wird. Dies wäre dann der Fall, wenn beide Eheleute Mitglied der Artgemeinschaft-GGG wären. Ferner muß – da der Mutterbruder in unserer Gesellschaft nicht die Bedeutung wie in den mutterrechtlichen Gesellschaften hat – die Frage der Erziehung von in der alten Beziehung etwa geborenen Kindern, insbesondere von Söhnen, die ein männliches Vorbild brauchen, berücksichtigt werden.

Wenn eine Ehe im übrigen schon kaputt ist, kann sie nicht mehr angetastet werden. Zerbrechen kann man nur etwas, was noch heil ist. Zu berücksichtigen ist auch das, was bei manchen Völkern Brauch ist, daß nämlich eine Frau, die keine Kinder mehr bekommen kann, ihrem Mann

sogar eine junge Frau zuführt, damit sein Seelenleben ausgeglichen bleibe.

Aber räumt dies dem Manne nicht mehr Rechte ein als der Frau? Die geschlechtliche Bindung der Frau an ihren Ehemann ist begründet in der Ahnenverehrung, da nur vom Ehemann stammende Söhne seine Ahnenverehrung sicherstellen können. Hinzu kommt, daß es eine Ungerechtigkeit ist, daß durch untergeschobene Kinder der Ehemann die Gene eines fremden Mannes bei der Aufzucht fördert. (Wenn der Mann aber keine weiteren Kinder mehr will, oder sich Erbmängel bei ihm herausstellen, hat mit Rücksicht auf unsere katastrophale biologische Lage seine Frau natürlich das Recht, auch gegen seinen Willen von einem anderen Mann Kinder zu bekommen.) Allerdings ergibt sich mit Rücksicht auf Geschlechtskrankheiten auch für den Mann heute die Verpflichtung, keine Promiskuität zu üben, da durch Geschlechtskrankheiten – selbst wenn sie nicht zum Tod führen wie bei AIDS – zumindest Unfruchtbarkeit bei der Frau herbeigeführt werden kann.

Wir wissen, daß Kampf, Gegensätze, zum Beispiel die Polarität von Mann und Frau, der Ursprung und das Beherrschende allen Lebens, allen Seins, der Natur sind. Ewiges Auseinander- und Zusammenstreben, Disharmonie und Harmonie, nicht Gleichheit, sondern Zusammenklang, Einheit. Wir sind weit entfernt von der christlichen Auffassung, daß das Geschlechtsleben eo ipso sündhaft und verwerflich sei. Andererseits sehen wir in der Frau, die sich den ersten Ansturm des Mannes versagt, nicht eine kalte, spröde oder frigide Natur. Das Geschlechtsleben ist zu bedeutsam, unberührtes Mädchentum zu wertvoll, als daß darüber Witze oder Zoten gemacht werden dürften. Der Spruch in der 68er Studentenrevolte: „Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment“ schoß bei der Überwindung der christlichen Geschlechtsfeindlichkeit viel zu sehr über das Ziel hinaus und ließ das Pendel zu sehr zur anderen Seite ausschwingen. Beliebigkeit auf diesem Gebiet ist nicht das, was an die Stelle der christlichen Leibfeindschaft gesetzt werden sollte. Unsere Auffassung muß sein: Moralisch ist, was dem Überleben unserer Art nützt. Und was die Beurteilung von nichtehelichen Kindern angeht, ist in der allgemeinen Meinung immer noch viel zu wenig der christliche Standpunkt überwunden. Das germanische Heidentum ging ganz unbefangen damit um, und noch im Mittelalter kam ein Mann mit „Kind und Kegel“, wobei die „Kegel“ die nichtehelichen Kinder waren, zu Besuch. Die „Kegel“ waren allerdings regelmäßig von Mägden. Fürsten haben Heiraten „zur linken Hand“ abgeschlossen, ne-

ben ihrer durch die Kirche angetrauten Ehefrau also weitere praktisch Halbehefrauen gehabt. Aber nicht nur bei den Fürsten, sondern in England, Deutschland, Island waren im Mittelalter Kebsen (Beifrauen, Nebenfrauen, Beischläferinnen) weit verbreitet und keinesfalls verachtet. Entscheidend für die Beurteilung solcher Verhältnisse heutzutage kann für uns nur sein, ob beim Beischlaf der Wille zum Kind vorhanden ist, und ob ein zu erwartendes Kind vor den Ahnen verantwortet werden kann. Darré hat erklärt, daß für ein Kind nicht die Frage „ehelich – unehelich" bedeutsam sein dürfe, sondern ob dieses Kind von den Eltern vor ihren Ahnen verantwortet werden könne, d. h. von beiden Seiten nicht ein „aus der Art Schlagen" zu erwarten sei. Vom Standpunkt einer lebenskräftigen Moral aus handelt die Frau, die einen sie überzeugenden Partner nicht hat finden können, sich von einem Mann ihrer Wahl oder durch eine Samenbank zu einem Kind verhelfen läßt, ethisch wertvoller als diejenige, die mangels passenden Partners alle Erfüllung im Beruf zu suchen hofft und den Kinderwunsch deswegen verdrängt.

Es ist leicht, bestimmte Auffassungen einfach abzulehnen, weil sie in das eigene, bisherige Weltbild nicht passen; es ist auch nicht schwierig, eine neue Idee einfach zu übernehmen und dem bisherigen Weltbild zusammenhanglos anzugliedern – schwer aber und zeitraubend ist das ständige Ringen um immer mehr Bewußtheit, um immer klarere Erkenntnis, das Ringen um immer mehr vertieftes Wissen. Und dann auch dafür einzustehen, selbst wenn dies der bürgerlichen Moral, dem „Zeitgeist", der „political correctness", dem „Aufstand der Anständigen", der „Moral" der Massenmedien und was es sonst noch für „Autoritäten" in der modernen Gesellschaft gibt, widerspricht.

Laßt uns mithin Kinder in die Welt setzen, die wir vor unseren Ahnen verantworten können!

Wir sind heute bevölkerungsbiologisch in einer gleich verzweifelten Lage wie nach dem Dreißigjährigen Krieg, da nämlich das deutsche Volk – und vergleichbar auch die anderen germanischen Völker – in jeder Generation sich wegen mangelnder Geburten halbiert. Als vollwertig kann künftig nur die Frau gewertet werden, die – gleich ob in oder außer der Ehe – Kinder zur Welt gebracht hat. Zu begrüßen ist, daß neuerdings das nichteheliche Kind genauso erbberechtigt ist wie das eheliche; was gesetzlich noch fehlt, ist das gemeinsame Sorgerecht mit dem Vater sowie ein ausgedehnteres Besuchsrecht, falls die Mutter mit dem Vater nicht zusammenlebt. Was weiter fehlt, ist eine gesetzliche Regelung der Mehrehe und Wegfall der Bigamie-Straftatbestandes in allen germanischen

Staaten. Dem Sittengesetz unserer Art widerspricht aus den vorgenannten Gründen nicht, wer mit mehreren Frauen zusammenlebt, sofern er sie angemessen unterhält und mit Achtung behandelt.

Um gegen Überraschungen gefeit zu sein, ist ein gemeinsames voreheliches Wohnen sinnvoll. Wenn aber der Mann nach einigen Monaten des Zusammenlebens immer noch Empfängnisverhütung will, sollte die Frau die Verbindung beenden, weil daraus deutlich wird, daß der Mann letztlich keine langdauernde Verbindung will, sondern weiter auf Suche ist. Ferner sollten die von uns aufgestellten „9 Gebote für die Gattenwahl" berücksichtigt werden:

1. Betrachte Deinen künftigen Lebensgefährten zunächst nach dem Äußeren. Er sollte Dir ähneln, d. h. derselben Art sein.
2. Er sollte einer Familie entstammen, die keine befremdlichen Züge aufweist. Frage nach den Vorfahren. Du mußt den Lebensgefährten vor Deinen Ahnen verantworten können.
3. Achte darauf, daß diese Familie gesund ist, also mit keinen schweren Erbschäden behaftet ist.
4. Achte darauf, daß diese Familie im Leben Leistungen aufweist.
5. Betrachte die Geschwister und bedenke, daß Familien, in denen mehrere tüchtige Kinder aufgewachsen sind, mehr Sicherheit verleihen, als Familien, die solches nicht zeigen.
6. Achte darauf, daß der Begabungsstand (entspricht nicht unbedingt der Schulbildung!) dieser Familie dem Deiner Familie entspricht.
7. Heirate nicht des Geldes wegen. Bedenke aber auch, daß Liebe oft sehr rasch verfliegt, wenn keine ausreichende wirtschaftliche Grundlage für die Ehe besteht.
8. Achte auf seelische und körperliche Verträglichkeit (Harmonie). Dein in Aussicht genommener Lebensgefährte muß fruchtbar sein.
9. Berücksichtigt werden müssen auch Grundeinstellungen und Neigungen, denn Ehe heißt ja – dem Ziele nach – Lebens- und Verstehens-Gemeinschaft bis zum Tode, und in wichtigen Fragen, wie der Zahl der gewünschten Kinder, sollte vor der Eheschließung Übereinstimmung hergestellt sein. Wer im Artglauben steht, wünscht sich viele Kinder, und wenn der Andere dazu eine abweichende Auffassung hat, verfehlt der Artgläubige seinen Lebenssinn. Was Ehen nach dem Verrauschen der ersten Freuden auch ernstlich gefährden kann: Vermeide eine Verbindung, bei der sich der andere Teil in festgefahrenen

(alten christlichen oder neu-sektenhaften) Vorstellungen verrannt und verkrampft hat. Du wirst nur Zwiespalt und Mißverstehen erfahren, wenn Dein Gatte nicht fähig ist, Dich in Deiner Glaubenswelt zu verstehen. Auch die richtige religiöse Erziehung der Kinder ist gefährdet, wenn Deine Kinder vom anderen Elternteil abweichende Lehren hören.

Küre 19

Das Sittengesetz in uns gebietet gleichgeartete Gattenwahl, die Gewähr für gleichgeartete Kinder

Ein früherer Gefährte hat am Ausdruck „Gattenwahl" Anstoß genommen; es müsse heißen „Wahl des Ehepartners". Aber wie in der letzten Küre dargelegt, läßt sich eine solche Verengung mit unserem Glauben nicht vereinbaren. Wenn ein nordisches Ehepaar beispielsweise wegen Unfruchtbarkeit des Mannes einen Zeugungshelfer sucht, soll dieser nach unserem Glauben auch „gleichgeartet" sein. Wenn eine Frau auf die 40 zugeht, bislang kein Kind hat und die Wahrscheinlichkeit, daß sie ein Kind bekommen wird, von Tag zu Tag abnimmt (nur ein Drittel der Frauen, die mit 40 erstmals Kinder bekommen wollen, sind dazu noch biologisch in der Lage), stellt sich für sie die Frage, ob sie noch auf den „idealen Ehemann" warten will, oder aber eine Erfüllung im Kind auch ohne Ehemann anstrebt. 40 % der Kinder in Schweden werden zwischenzeitlich nichtehelich geboren, wobei allerdings in den meisten Fällen die Eltern zusammenleben; sie heiraten aber nicht. Als Grund wird von nicht wenigen dieser Eltern angegeben, daß der Umgang miteinander sorgsamer sei, wenn man nicht verheiratet sei, da dann niemand wegen „vermeintlicher Rechte" sich gehen lassen könne. Nicht selten sehen wir, daß Frauen solange geradezu Hungerkünstler sind, bis sie geheiratet haben; dann wird ungeniert gefuttert, und nach einigen Jahren wundert sich die Frau, warum der Mann sich einer anderen zugewandt hat; wenn sie einmal bewußt in den Spiegel sehen würde, und ihr Aussehen jetzt mit demjenigen zum Zeitpunkt der Heirat vergleichen würde, wäre ihr der Grund sehr rasch klar. Umgekehrt meinen Männer, auch mit einem wohlerworbenen Bierbauch noch attraktiv zu sein – und wundern sich dann, wenn ihre Frauen nach besser gebauten Männern sehen.

Männer zu sein, Mütter zu werden ist unsere Aufgabe, denn Männer und Mütter machen die Geschichte unseres Volkes und unserer Art. Völker altern und sterben nur dann, wenn ihnen keine Kinder geboren werden, und sie sich damit selbst zerstören. Wenn genügend Kinder da sind, ist jede Generation aus sich heraus von neuem jung, mag sie auch einem „alten Kulturvolk" angehören. Das Volk sagt zurecht: „Ein einziges auf Erden ist schöner und besser als das Weib – das ist die Mutter."

Wenn einer fragt: Warum blüht die Rose mit solcher Schönheit? lautet die Antwort: Fragt Schönheit nach dem Zweck? Sie blüht, weil sie blühen muß! Und Gerhard Krüger, der dieses Beispiel bringt, fährt fort:

„Ist es bei einem jungen, schönen Menschenkinde etwas anderes? – solch blühendes Leben vermag uns tiefer als jede Philosophie in das Wesen des Lebendigen einzuführen. Ist der Sinn des Lebens nicht das Leben selbst, dieses vieltausendfältige Blühen und Fruchttragen? Ist es nicht sein Sinn, immer neues Leben hervorzurufen?“ Knut Hamsun betont: „Ihr werdet geboren und erzeugt neue Geschlechter, ihr seid notwendig auf der Erde. Das sind nicht alle, aber ihr seid es: notwendig auf der Erde. Ihr erhaltet das Leben. Bei euch folgt ein Geschlecht dem andern, wenn das eine stirbt, tritt das nächste an seine Stelle. Das eben ist unter dem ewigen Leben zu verstehen. Und was habt ihr dafür? Ein Dasein in Recht und Gerechtigkeit, ein Dasein in wahrer und aufrichtiger Stellung zu allem.“ Gorch Fock fordert: „Wir müssen dahin kommen, daß unser Leben leuchtet: ein leuchtendes Leben führen, ist das beste und höchste.“

Wenn wir 3 Milliarden Jahre Entwicklung des Lebens sehen, eine immer größere Vielfalt, Verzweigung, Ausnutzung auch der letzten Nischen zum Leben, dann müssen wir mit Goethe feststellen: Der Sinn des Lebens ist das Leben selbst. Wobei ergänzt werden muß: Das Leben unserer Art, denn Leben lebt oftmals auf Kosten anderen Lebens, wie bei Raubtieren ganz sinnfällig wird. Diese Welt erscheint uns nur dann sinnlos, wenn wir den Glauben an das Leben verloren haben.

Wenn wir uns dies verinnerlichen, ist es nebensächlich, ob ein Kind ehelich oder nichtehelich geboren wird; entscheidend ist, daß es von guten Ahnen abstammt. Im 15. Jahrhundert n. ü. Ztr. hatte der Landgraf Ludwig von Hessen u. a. eine Geliebte, mit der er einen meiner Vorfahren zeugte. Die Mitglieder meiner Sippe, die Ahnenforschung getrieben haben, sind bei keinem Zweig so weit zurückgekommen, weil natürlich – nichtehelich hin oder her – jede Generation stolz auf diesen „Seitensprung“ des Landgrafen Ludwig war, gehörten doch zu Ludwigs Vorfahren zahlreiche deutsche Könige. Keinem meiner Vorfahren und auch mir natürlich nicht ist diese Verbindung von Ludwig jemals anrüchig vorgekommen. Die deutschen Fürsten pflegten üblicherweise ihre Geliebten gut zu versorgen; aber auch, wenn es wegen der Nichtehelichkeit Herabsetzungen oder Diskriminierungen, auch persönliche Schwierigkeiten im Leben gegeben haben sollte, zählte schon ein oder zwei Generationen weiter nicht mehr das, sondern nur die ererbte Tüchtigkeit. Natürlich wuchs ein solches Kind nicht mit der ständigen Anwesenheit eines Vaters auf wie ein eheliches Kind, was sicherlich ein Nachteil war. Aber das Havamal sagt uns, daß dies nachrangig ist, wie oben schon er-

wähnt: „Ein Nachkomme ist gut, ob geboren auch spät nach dem Tode des Vaters; Denksteine sieht selten man am Wege, wenn sie der Verwandte dem Verwandten nicht setzt." Dazu paßt ein Gedicht von Johannes Trojan:

„Warum die Not wird lieb genannt,
das war mir lange unbekannt.
Bis ich's von einer Frau erfahren,
es war umringt von Kindern sie,
und einer meinte, viele Müh'
müßt' sie doch haben mit der kleinen Schar.
„Ja", sagte sie, und ihre Mienen
erhellten sich, „ja, es ist wahr,
ich habe meine liebe Not mit ihnen."

Welche Umstände bestimmen den Geschlechtspartner? Die heutigen Verhältnisse, wo teilweise die Eltern erst nach der Eheschließung von ihren Kindern deren vollzogene Hochzeit erfahren, ist in der Menschheitsgeschichte eine absolute Sonderentwicklung. Sie hat sich vor rund 200 Jahren entwickelt, und als Ausgangspunkt muß insoweit Goethes „Die Leiden des jungen Werther" gesehen werden, welches Buch nach seinem Erscheinen eine Selbstmordepidemie hervorrief. Gerade bei Bauern und in den „gehobenen Kreisen" blieb aber noch lange die ursprüngliche Auffassung, wie sie bei Fürsten bis vor einigen Jahrzehnten Geltung hatte, verbreitet, daß nämlich aus übergeordneten Gesichtspunkten, nicht aus Liebe geheiratet wurde. Dynastische Erwägungen spielten eine Rolle, bei Bauern insbesondere, ob die Äcker von Höfen zusammenpaßten u. a. Als im 19. Jahrhundert die vorher gegebenen Heiratsverbote für Nichtbesitzende (die vermeiden sollten, daß auf Fürsorge angewiesene Personen gezeugt würden) fielen, hat manche Bauerntochter verbittert ausgesprochen, daß die Armen nach Liebe heiraten dürften. Wenngleich die Standesgründe berücksichtigenden arrangierten Heiraten zuweilen zum Niedergang eines Geschlechts führten (im Roman z. B. bei den Buddenbrooks dargestellt), haben die von den Sippen oder Eltern vorgeschriebenen oder vorgeschlagenen Heiraten sehr viel häufiger aber Ehen gelingen lassen. Dies deswegen, weil „Liebe blind macht". Jeder Mensch hat Fehler, und in der Natur hat sich das Verliebtsein gerade deswegen herausgebildet, damit die Verliebten die Fehler des anderen überhaupt nicht sehen, sondern das geliebte Wesen geradezu vergöttlichen, auf daß es zu einer Vereinigung kommt. Verwandte urteilen aber ohne die den Verliebten fehlende Einsichtsfähig-

keit. Ich habe mehrfach in stundenlangen Aussprachen versucht, einen Mann bzw. eine Frau davon abzubringen, im einen Fall einen Libanesen, im anderen Fall eine Südamerikanerin zu heiraten; trotz einer Fülle von Argumenten gelang es mir nicht, die Ehen zu verhindern. Auf meinen Einwand, daß 95 % der mit Menschen aus einem fremden Kulturkreis geschlossenen Ehen wieder geschieden werden, hieß es beide Male: unsere Ehe nicht (beide Ehen wurden bald natürlich geschieden). Auf den Einwand, daß dies den Bruch mit der Familie bedeute, die in beiden Fällen entsetzt war über die Wahl, hieß es, nach der Geburt von Enkelkindern werde sich das schon einrenken (die Tochter, die zwei Kinder von dem Moslem bekam, vorher zum Islam übertreten mußte, hat – da sie das einzige Kind war – den Vater in den Alkoholismus getrieben, so daß er nach wenigen Jahren verstarb). Dem Einwand, daß die Nachkommen sich letztlich keinem Kulturkreis richtig zugehörig fühlten, wurde damit begegnet, daß es schließlich immer mehr Mischehen gebe, und damit Menschen, die keinem Kulturkreis angehörten; die Wurzellosigkeit wurde also zum Prinzip erklärt. Dem Hinweis auf Krankheitshäufung und Schizophrenie bei Enkeln wurde entgegengehalten, wenn das richtig wäre, hätte man darüber sicher schon in Zeitungen oder Fernsehen erfahren. Als dann die Verliebtheit und die sexuelle Attraktivität nach einigen Jahren vorbei waren, zeigte sich auch den ursprünglich Verliebten, daß der nichtdeutsche Partner nur zum Zwecke der Statuserhöhung die Verbindung gesucht hatte, zu große Wesensunterschiede vorhanden waren, und die Ehe ein großer Fehler gewesen war; im einen Falle waren aber Kinder die traurigen Früchte der romantischen, gegen jede Widerstände durchgesetzten „Liebe". Resignierend kann man da nur mit Friedrich Rückert sagen: „Wie Wind im Käfige, wie Wasser in dem Siebe, ist guter Rat im Ohr der Torheit und der Liebe", oder mit dem Volksmund: „Gib einer Frau zehn gute Ratschläge, und sie befolgt einen elften."

In der Geschichte der Menschheit hat es immer nur als große Ausnahme die alleinige Entscheidungsmöglichkeit von Kindern gegeben: Entweder sie brauchten den „Segen" ihrer Eltern, oder aber – in vielen Fällen – vereinbarten die Eltern der Brautleute die Ehen, wobei oftmals nicht einmal Einspruchsmöglichkeiten der Kinder vorhanden waren.

Dort, wo wir schon vor Jahrtausenden Schrifttum haben, können wir dies gut nachweisen. Nicht nur bei Chinesen oder Japanern war es so, sondern auch bei den Hellenen. Platon hat in seinem Werk „Gesetze" teilweise das gesammelt, was im damaligen Griechenland üblich war, teilweise aber auch darüber hinausweisende Vorschläge gemacht.

Zunächst einmal wird in den „Gesetzen" die klassische Form der Eheschließung festgeschrieben, nämlich die Auswahl der Ehepartner durch die Eltern. Daß aber auch die Kinder durchaus unromantische Vorstellungen verfolgt haben, wird durch die Worte des Kriton belegt, der bei seiner Verheiratung darauf Wert gelegt hat, um gute Söhne zu erhalten, daß er sie „mit einer recht wohlgeratenen Mutter" erzeuge. Laut Sokrates wurden auch Hebammen eingesetzt, um Ehen zu vermitteln, da sie am besten wüßten, was für eine Frau sich mit welchem Manne verbinden müsse, um die „vollkommensten Kinder zu erzielen". Eheverträge sollen nach Platons Gesetzen aber dann nicht gültig sein, wenn eine „mit schlimmen Leiden des Leibes oder der Seele Behaftete" zur Heirat anstehe. Wenn Verdacht auf körperliche Mißbildungen bestehen sollte, soll es eine richterliche Schau der unbekleideten Heiratskandidaten der Familien geben. Die Kindererzeugung der Ehe und die Ehe sollen allgemein einer Kontrolle unterliegen, und es soll eine Eheberatung geben. Junggesellen über 35 Jahre seien zu bestrafen, damit möglichst viele Mädchen verheiratet werden. Während diese Vorschläge nur ein gemäßigtes Einwirken des Staates auf die damals völlig freie Wahl der Eltern vorsah, hat Platon dann später in der „Politeia" zur Förderung des Staatswohls weitaus radikalere Vorschläge gemacht. Danach soll es in seinem Idealstaat keine Einehe mehr geben, sondern es soll einer Reihe von Freunden eine Reihe von Frauen gemeinsam angehören, wobei keine irgendeinem Eigentümer eigentümlich beiwohne, so daß auch die Kinder der ganzen Gruppe gemeinsam seien, damit kein Kind seinen Vater kenne, kein Vater sein Kind. Diese Gruppe solle aus möglichst gleichaltrigen Männern und Frauen bestehen, wobei die vortrefflichsten Frauen und Männer miteinander Verkehr hätten. Den besten jungen Männern in Krieg und Frieden sei besonders reichliche Gelegenheit zum Verkehr mit Frauen zu geben, damit sie möglichst viele Kinder zeugen. Die besten Männer sollten mit den besten Frauen möglichst oft zusammenkommen, umgekehrt die schwächsten am wenigsten oft; die Kinder der einen müsse man aufziehen, die der anderen nicht, wenn das Volk möglichst auf der Höhe bleiben solle. Den Tapferen müßten mehr geschlechtliche Verbindungen offenstehen als anderen, damit recht viele von solchen erzeugt würden. Allerdings seien auch die Kinder der Gruppen der Vortrefflichen zu prüfen; wenn es dort ein schwaches Kind gäbe, sei dieses zu den anderen Ständen zu überstellen und dort aufzuziehen. Unterhaltskosten für die Kinder der Vortrefflichsten seien vom Staate zu tragen. Emporkömmlinge oder eingeheiratete Sklaven kämen für die Gruppe der Vortrefflichen nicht in Frage, weil dadurch nur Bastarde

und Mißgeburten entstehen würden; auch die Vermischung von Erz und Gold lasse ja nur „Unebenheit" und „Zwietracht" erwarten. Strafandrohungen sollten erfolgen, wenn außerhalb der Ordnung Kinder gezeugt würden.

Platon verwendet Beispiele aus der Tierzucht und fragt, ob man dort alle zur gleichen Zucht zulasse oder nur die besten auswähle; natürlich wähle man nur die besten aus, weil sich sonst die Rassen der Hähne und Hunde verschlechtere. Nach der Erwähnung der Rassezucht bei Pferden meint er, daß es sich beim Menschengeschlecht ebenso verhalte.

Wenn ohne Erlaubnis Kinder gezeugt würden, seien diese abzutreiben; wenn dies nicht mehr möglich sei, seien die neugeborenen Kinder nicht zu pflegen. Es sollte hier also dasselbe geschehen, wie es bei verkrüppelten oder kranken Neugeborenen üblich war, sie nämlich auszusetzen.

Was die Gemeinschaftsehen anging, hielt Platon sie möglicherweise für machbar, weil dieser Philosoph die Mitteilung des großen Geschichtsschreibers Herodot gekannt hat, der berichtete: „Weibergemeinschaft bestand bei den Nasomanen (Vorgängen der Numider) und Agatirsen, die angeblich diese Institution hatten, um sich allgemein Brüder zu nennen, damit Haß und Neid unter ihnen nicht aufkäme. Zu demselben Zwecke ließen die Tyrrhener ihre Kinder gemeinsam aufziehen, der Vater sei immer unbekannt. Die Ausier hatten zwar Weibergemeinschaft, jedoch erhielt das Kind, wenn es drei Monate alt war, den zum Vater, dem es am meisten ähnlich war". Mit den Gruppenehen wollte Platon wohl vermeiden, daß bei einer einzelmenschlichen vorgeschriebenen staatlichen Zwangsehe die Gefahr der persönlichen Abneigung der Partner zu groß und unüberwindlich sein könnte.

Daß aber Zwangsehen bei entsprechender Weltanschauung oder Religion selbst zwischen verschiedenrassigen Partnern nicht abgelehnt werden, ist bei der vom christlichen Koreaner Mun gegründeten Vereinigungs-Kirche e. V. zu sehen. Diese Religionsgemeinschaft hat sich inzwischen weltweit ausgebreitet; strikte voreheliche sexuelle Enthaltsamkeit wird gefordert,und der Sektengründer verheiratet die Anhänger nach seinem Gutdünken miteinander, wobei er anscheinend in der irrigen Auffassung, so eine Vereinheitlichung in seine Sekte zu bringen, bevorzugt verschiedenartige Paare zusammenbringt.

Wie war es nun in unserem Raum?

Professor Kurt Holler hat in seinem gründlichen Werk „Rassenpflege im germanischen Freibauerntum" erschöpfend den Sachverhalt darge-

legt. Insbesondere hat er die isländischen Sagas ausgewertet. Daraus ist ersichtlich, daß Eltern wie Heiratskandidaten sowohl rassische wie eugenische Gesichtspunkte bei ihrer Wahl einbezogen. Es wurde nicht nur der Ehekandidat oder die Ehekandidatin als einzelne gewertet, sondern es wurde die gesamte Sippe betrachtet. Dies aus dem Gesichtspunkt heraus, daß man nicht einen einzelnen Menschen heiratet, auch nicht nur in eine Familie hineinheiratet, sondern man sich an eine ganze Geblütskette bindet, an eine in die ganze Weite der Vergangenheit zurückreichende Reihe von Ahnen und an in die gleiche Weite der Zukunft weisende Reihe von Nachkommen. Deswegen spielte auch die Abstammung des Ehekandidaten eine erhebliche Rolle, nicht nur Geschwister oder Elterngeschwister. Im Regelfall sieht die Eheschließung so aus, daß ein Sohn mit seinem Vater seine beabsichtigte Wahl bespricht, der Vater dazu seine Zustimmung gibt, und der Sohn – falls er über einen bekannten Namen verfügt – selbst, teilweise mit angesehenen Freunden, zur Werbung zum Vater der Braut reitet, und dort sein Anliegen vorbringt, oder aber – wenn er oder seine Sippe den Brauteltern unbekannt ist – eine bedeutende den Brauteltern bekannte Persönlichkeit zu gewinnen sucht, damit diese für ihn bei den Brauteltern wirbt. Wenn dem Vater die Verbindung recht ist, fragt er im Regelfall die Tochter. Nach dem Gesetz wäre er dazu nicht verpflichtet; es entsprach aber der Sitte, daß er die Zustimmung der Tochter einholte. Häufig wird als Antwort der Tochter überliefert, daß – wenn dem Vater die Heirat richtig dünke – sie ihr Einverständnis gäbe. In den seltenen Fällen, wo ein Vater gegen den Willen der Tochter die Verheiratung beschließt, gehen die Ehen meist sehr rasch durch Scheidung auseinander. Für die Bedeutung, die dem Geschlecht beigelegt wurde, ist bezeichnend, daß es durchaus nicht selten ist, daß ein Mann um ein Mädchen anhält, von dem er nur weiß, daß sie aus einem guten Geschlecht stammt, und von dem die Leute sagen, sie sei schön; selbst gesehen hatte er sie noch nicht. Welche Bedeutung die Haltung der Tochter bei der Innigkeit, die üblicherweise innerhalb der Familie herrschte (Friedensgemeinschaft), zukam, ist gut in Thule Band 23 geschildert. Der Gode Isleif, der einen schönen Besitz in Skalaholt hatte, ritt zum Bauern Thorwald, um dessen Tochter Dalla anzuhalten (die er nie vorher gesehen hatte). Der Bauer antwortete: „Dir geht ein guter Ruf voraus; aber deinen Antrag will ich so bescheiden: Du mußt hier in den Norden ziehen, wenn du diese Heirat wünschst.“ Da der Gode sein Godentum und seinen Besitz nicht aufgeben wollte, lehnte er dies ab. Dalla hatte aus der Ferne die Ankunft und das Abreiten gesehen und fragte, was die Männer für ein Anliegen gehabt hätten.

Als ihr Vater dies ihr berichtete, auch seine Antwort, meinte sie, daß ein Wegziehen auf des Mannes Besitz einer Heirat von ihrer Seite aus nicht im Wege gestanden hätte. Auf des Vaters Frage: „Liegt dir sehr viel daran?" sagte sie: „Es mag schon darauf hinauskommen – denn ich habe den Ehrgeiz, den besten Mann zu bekommen, und mit ihm den bedeutendsten Sohn, der auf Island geboren werden wird. Es scheint mir nicht unpassend, ihnen nachzuschicken." Daraufhin ritt Thorwald ihnen nach und sagte, der Heirat stünde nicht im Wege, wenn Isleif nicht in den Norden zöge. Aus der dann geschlossenen Ehe gingen drei bedeutende Männer hervor, einer von ihnen alle übertreffend.

Diese Geschichte zeigt den Idealzustand, wo Vater und Tochter zusammenwirkend handeln, was deswegen ohne weiteres gut möglich war, weil sie von denselben Grundsätzen beherrscht sind.

„Vergangene Ewigkeit und
kommende Ewigkeit verbindet dein Leben.
Die Ahnen geben dir Sein und Können,
die Enkel tragen dein Wollen und Sehnen.

Und du – zwischen beiden –
sollst wahren und mehren,
was du empfangen,
der ewigen Kette ein wertvolles Glied."

(Spruch in der Ahnenhalle zu Wismar)

Daß die Germanen ein blond-blauäugiges Schönheitsideal gehabt haben, bis zum Ende des Heidentums, weist Holler nach (vergleiche dazu auch mein Vorwort zur Heuslerschrift: „Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit"). Aber nicht nur aus Schönheitsgründen achtete man auf rassische Gleichheit. Farben wirken auf den Menschen ganz unterschiedlich, je nachdem, wieviel Pigment er in den Augen hat. Blauäugige und Braunäugige sehen in der Tat die Welt mit verschiedenen Augen; was für einen Blauäugigen „schreiende Farben", die er zu aufdringlich findet, sind, sind für den Braunäugigen gedämpfte Farben. Was der Blauäugige als schöne Farbschattierungen ansieht, erscheint dem Braunäugigen wie langweiliges grau-in grau Einerlei. Wenn es um Tapeten oder Sofabezüge von Frischverheirateten in der neu einzurichtenden Wohnung geht, machen sich dann solche Unterschiede bemerkbar, führen zum ersten Streit oder dem ersten Abweichen von eigenen Schönheitsidealen zur Wohnraumgestaltung. Ein gleichgearteter Partner garantiert zwar nicht den Frieden in der Ehe, aber vermeidet Konfliktstoffe.

Hinzu kommt, daß die dunklen Haar- und Augenfarben bei den Nachkommen durchschlagen. Nicht nur Großeltern suchen in den Enkeln eigene körperliche und seelische Merkmale wiederzuentdecken, sondern auch Eltern. Da dunkle Haut-, Haar- und Augenfarben im Erbgang dominieren, ist eine Wiederverkörperung bei großen Unterschieden zwischen den Ehegatten für den hellfarbigen Partner nicht möglich. Hinzu kommt – wie bereits dargelegt –, daß durch Rassenmischung eine Vielzahl von Krankheiten, darunter auch Geisteskrankheiten, hervorgerufen werden können, z. B. Krebs, Schizophrenie u. a.

Außer auf Gesundheit des Partners ist mithin auf seine Rassenzugehörigkeit zu achten. Ein Volksspruch nennt das als erstes: „Gleiches Blut, gleiches Gut und gleiche Jahre geben die besten Ehepaare."

„Aber ist das nicht eine unerhörte Einschränkung der Freiheit?" Wir halten es heute für ganz selbstverständlich, daß eine Ehe zwischen zwei Menschen nur aufgrund ihrer persönlichen Neigungen geschlossen wird. Jahrtausendelang war es – wie erwähnt – fast auf der gesamten Welt anders, ob in China, Japan, Afrika, dem Orient oder auch in vielen Teilen Europas, und bei vielen Völkern und Stämmen ist es noch heute so. Die Eltern der Brautleute arrangierten die Hochzeit, und die Brautleute bekamen oder bekommen sich nicht selten erstmals bei der Hochzeit zu sehen. Deswegen wirkte Platon mit seiner Forderung, die Ehe durch den Staat schließen zu lassen und jeweils die Besten beider Geschlechter zu verbinden, um eine vortreffliche Nachkommenschaft zu erzeugen, im Altertum nicht so befremdlich wie auf Bürger der Jetztzeit. Immerhin hat Singapur einiges von Platons eugenischen Ideen aufgegriffen, indem – anders als bei uns, wo Qualifizierte mit höherem Einkommen regelmäßig niedrigeres Kindergeld bekommen – nur die Begabten und Tüchtigen Kindergeld bekommen und gefördert werden. Singapur wird es damit gelingen, den fortschreitenden Begabungsverfall, den wir sonst bei zivilisierten Völkern sehen, zu stoppen, und wird bei Beihaltung dieser Regelung in einigen Generationen der Staat mit der begabtesten Bevölkerung der Welt sein. Es geht darum, aus richtigen Gedanken die notwendigen Folgerungen zu ziehen, selbst wenn das einer Sittlichkeit widerspricht, wie sie uns das Christentum viele Jahrhunderte lang gepredigt hat. Ehen Platons Vorschlag zufolge durch den Staat schließen zu lassen, das wäre für das Gedeihen der Ehen – was schließlich auch im Blickpunkt sein muß – nicht förderlich; aber bestimmte Ehen von Staats wegen zu verhindern, beispielsweise unter Asozialen und Schwachsinnigen, von denen Nachkommenschaft für keinen Staat erwünscht sein

kann, wäre durchaus erwägenswert, ebenso wie die Förderung des Nachwuchses der Leistungsfähigen.

„Aber ist dies nicht Zucht?“ werden manche fragen. Jeder, der sich nicht wahllos paart, züchtet sich – bewußt oder unbewußt – weiter, indem er nämlich für seine Nachkommen bestimmte Kriterien wünscht. Viele Musiker haben beispielsweise nur Ehefrauen aus einer musikalischen Familie genommen, weil sie wußten, daß die musikalische Begabung erblich ist, und die Wahrscheinlichkeit, ein musikalisch begabtes Kind zu bekommen, selbstverständlich sehr viel größer ist, wenn beide Ehepartner musikalisch begabt sind. Deutsche Handwerkerfamilien haben weit überwiegend bis vor 150 Jahren ihre Ehepartner aus einer gleichen Handwerkerfamilie genommen, was den Ruhm der deutschen Handwerkskunst in die Welt getragen hat. Das ist schon „Zucht“. Wenn Intelligenzquotienten von Ehepartnern miteinander verglichen werden, zeigt sich auch dort, daß diese recht ähnlich liegen; daß der Professor mit einer dummen Sexbombe verheiratet ist, kommt so gut wie gar nicht vor. Und so gibt es viele andere Auswahlkriterien; warum sollen dann nicht auch die körperlichen Merkmale, die die eigene Rasse bestimmen, eines der Auswahlkriterien für die Wahl des Gatten sein? Kant hat erklärt, daß die Vermischung des Menschengeschlechtes, alles vorgeblichen Philantropismus' ungeachtet, dem Menschengeschlecht nicht zuträglich sei. Kein geringerer als der Dichter, Politiker und Naturwissenschaftler Goethe hat bedauert, beim Erwerb von Pferden und Hunden würden die Menschen peinlichst auf Rasse und Stammbaum achten, wohingegen sie bei der Wahl des Ehegatten, obwohl dieses doch offensichtlich eine sehr viel größere Bedeutung habe, darauf überhaupt nicht sähen. Und Friedrich der Große betont: „Ich ärgere mich, wenn ich sehe, welche Mühe man sich in diesem rauhen Klima gibt, um Ananas, Bananen und andere exotische Pflanzen zum gedeihen zu bringen, während man so wenig Sorgfalt auf das menschliche Geschlecht verwendet. Man mag sagen, was man will: der Mensch ist wertvoller als alle Ananasse der Welt. Er ist die Pflanze, die man züchten muß, die alle unsere Mühe und Fürsorge verdient; denn sie bildet die Zier und den Ruhm des Vaterlandes.“

Weil wir den Begriff „Zucht“ üblicherweise aus der Tier- und Pflanzenzucht kennen, wo es biologische Aufzucht rassischer Auslese bedeutet, erscheint vielen der Begriff „Zucht“ auf den Menschen bezogen als eine Herabwürdigung, nicht vereinbar mit unserer angeblichen Sonderstellung als „Geistwesen“. Auch beim Menschen haben wir aber den Begriff „Zucht“ lange Zeit hindurch gehabt, und zwar im Sinne einer guten

und strengen Erziehung, wovon noch die Wendung „Zucht und Ordnung“ zurückgeblieben ist. Christian Morgenstern provoziert sogar noch 1964 n. ü. Ztr. mit dem Satz: „Zucht ist das Wort, in dem der neue Mensch sich findet.“ Wir wollen dem Worte Zucht wieder seinen vollen, natürlichen und ursprünglichen Sinn auch im Bezug auf den Menschen geben. Biologisch gesehen ist ein Mensch von guter Zucht ein rassereiner, leiblich-geistig-seelisch hochstehender Mensch. Dieser hat die Verpflichtung, seine Erbanlagen nicht verkommen, verfälschen und zersetzen zu lassen, sie vor Zerstörung und Vernichtung zu bewahren. Die Ahnen, die bis zu ihm hin eine entsprechende Auslese getroffen haben, darf er nicht dadurch ad absurdum führen, daß er sich nicht oder aber unter Niveau fortpflanzt.

Daß „Zucht“ auch im Bezug auf den Menschen früher hoch bewertet wurde, ist aus dem Gegenbegriff zu ersehen, der „Unzucht“. So wie Reinhaltung des Körpers, Erhaltung der Reinheit der Rasse zusammengehören, so die innere Sauberkeit mit der äußeren. Wenn Zucht des Leibes mit Sauberkeit des Wesens zusammengeht, dann gibt es den harmonischen Zusammenklang von Leib, Seele und Geist. Bei einem vorbildlichen Menschen finden wir das Zusammenklingen eines herrlichen Leibes von edler Zucht mit dem Adel innerer Zucht. Soweit möglich, ist bei der Geisteszucht die Gründlichkeit, folgerichtiges und logisches Denken auszubilden, geistige Sprunghaftigkeit und Oberflächlichkeit zu vermeiden, geistige Vertiefung und Verinnerlichung zu suchen. Ein Mensch voll Zucht ist ein Mensch mit gesundem, frischem, natürlichem und leistungsfähigem Leib, mit sittlicher Kraft und seelischer Tiefe, mit klarem, sachlichem und tiefem, geschultem Geist.

Wer so in Zucht lebt, ist voll der höchsten Sittlichkeit. „Un-Zucht“ führt zum Niedersinken von Geschlechtern, ihrem Verfall und letztlich ihrem Ausscheiden aus dem großen Erbstrome. Wenn ein ganzes Volk den Gedanken der Zucht verliert, schaltet es sich damit selbst aus der Geschichte aus und verfällt dem Untergang. Die Menschenformen haben sich in verschiedenen Klimabereichen und Lebensformen entwickelt, so daß Mischlinge meist weniger lebenstauglich, dazu innerlich unruhig, meist unglücklich und ohne seelischen Mittelpunkt sind. Zeitungen und Illustrierten jubeln, wenn sie Mischheiraten vorführen können, Mischlingskinder werden als angeblich besonders hübsch gepriesen, und auch sonst wird jegliche Propaganda für Rassenmischung gemacht. In einer nigerianischen Zeitung stand beispielsweise eine Anweisung, wie man weibliche weiße Entwicklungshelferinnen „rumkriegen“ könne.

Zunächst einmal würden Weiße den Geruch von Schwarzen üblicherweise als unangenehm empfinden; deswegen müsse der Mann unbedingt Parfüm benutzen. Dies alleine reiche aber oftmals nicht, um die große Kluft zu überwinden; als hervorragendes Mittel, den Widerstand der Frau zu brechen, habe sich aber ein Appellieren an das Schuldgefühl ergeben. Wenn die weiße Frau nicht bereit sei, mit dem Schwarzen zu schlafen, müsse der Schwarze ihr vorwerfen, daß sie von rassistischen Vorurteilen beherrscht sei; auf diesem Einwand solle der Mann immer wieder bestehen, selbst wenn die Frau noch so oft beteuere, sie habe keine rassistischen Vorurteile. Letztlich führe das immer zum Erfolg. Das Appellieren an die durch Kolonialismusvorwürfe geschaffenen Schuldgefühle wird also als Mittel zum Zweck eingesetzt.

Sich mit einem Menschen anderer Rasse nicht verbinden zu wollen, bedeutet aber keine Beleidigung einer anderen Rasse, ebensowenig, wie die Entscheidung einer Frau, einen bestimmten Mann zu heiraten, eine Beleidigung aller anderen Männer dieses Erdballes ist. Es spricht sich in einer solchen Haltung lediglich der Wille aus, im Einklang mit den Naturgesetzen leben zu wollen. Die unterschiedlichen Rassen haben sich als Anpassungsformen verschiedener Lebensräume herausgebildet. Im niederdeutschen Sprichwort „Art lett ni vun Art" (Art läßt nicht von Art) spricht sich die beim Bauerntum als jahrhundertelanges Wissen vorhandene Weisheit aus, daß nur Verbindungen innerhalb der gleichen oder verwandter biologischer Erblinien zu guten Ergebnissen führen. „Du bist nicht heute und bist nicht morgen. Du bist tausend Jahre vor Dir und bist tausend Jahre nach Dir. Tausend Jahre vor Dir haben ihr Blut gehütet, daß Du so wurdest, wie Du bist. Hüte Du Dein Blut, daß die Geschlechterfolgen der tausend Jahre nach Dir, Dir Dank wissen." (Wulf Sörensen).

„Enkel bist Du,
Siegen und Sorgen
gestern Gewesener
dankst Du Dein Dasein.
Hältst als Ahnherr
Segen und Fluch
fernster Geschlechter
hütend in Händen.
Stehst so im Heute,
Glied einer Kette
zwischen zwei Zeiten:

Hammer und Amboß,
Antwort und Frage,
frei und gebunden.
Anderes formend,
selber geformt,
Blutes und Willens
gehorchender Diener,
Blutes und Willens
gebietender Herr!"

Lothar Stengel von Rutkowski

Und Ilse Arnheiter als Frau drückt es so aus:

„Du bist ein Ring an einer Kette!
Reißt du dich los, du brichst und bist ein Nichts
nur in dir selbst noch Anfang und auch Ende,
doch wurzellos und ohne Ziel im fernen Tag!
Du bist ein Ring an einer Kette,
die immer noch aus grauen Zeiten
Goldglanz verströmt auch auf das fernste Glied!

Bewahr dich rein!
Erhalt dich blank!
Schmied fest an dich den nächsten Ring!
Gib ihm dein bestes reinstes Gold
und Kraft für viele noch nach dir!
Es sei nicht ich, nicht du...
nur Kette... Kette... Kette..."

So wie noch heute innerhalb der Kasten in Indien geheiratet wird, so hat der Adel aller Länder und aller Zeiten auf Ebenbürtigkeit geachtet. In Polynesien gab es eine Schranke zwischen dem Adel, der aus ursprünglichen Eroberern bestand, und der einheimischen Bevölkerung. Kinder einer Adeligen, die einen nichtadeligen Mann geheiratet hatten, wurden getötet. Ebenso haben die Australier Kinder aus einer Verbindung von ihnen mit Europäern getötet. Bei den Germanen rechnet das Kind immer bei Verbindungen mit Rassenfremden oder Unfreien „zur ärgeren Hand". Nehemia und Esra haben im Judentum durchgesetzt, daß die Juden Frauen fremder Völker samt den mit ihnen gezeugten Kindern wegschickten. Aus diesem Grunde wurden die Nürnberger Gesetze, die 1935 n. ü. Ztr. die Mischung mit Juden untersagten, von den

deutschen Zionisten begrüßt. In den USA, wo es kaum Antisemitismus gibt und deswegen zahlreiche Mischehen vorkommen, rufen Rabbiner in großen Zeitungsanzeigen auf, daß Juden nur untereinander heiraten sollten. In Israel ist das Schließen von Mischehen gesetzlich unmöglich, und falls ein Jude mit einem im Ausland geheirateten nichtjüdischen Partner einwandert, unterliegt das Paar vielfältigen Zurücksetzungen und Benachteiligungen. Goethe hat sich am 23.09.1823 n. ü. Ztr. entsetzt und entrüstet darüber geäußert, daß im Herzogtum Weimar die Erlaubnis zur kirchlichen Trauung deutsch-jüdischer Mischehen erteilt wurde. Der jüdische englische Premierminister Disraeli warnte: „Jede Rasse muß untergehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingibt.“ Die Indianerstämme Mittelamerikas haben Heirat oder geschlechtliche Verbindung ihrer Mädchen oder Frauen mit Spaniern bestraft, ebenso die Eingeborenen auf den Antillen gegenüber Europäern, die Grönländer gegenüber dänischen Männern, die Eingeborenen aus Mauritius gegenüber Engländern, die Eingeborenen auf der Insel Reunion gegenüber den Franzosen.

Professor Holler hat bei den in die Fremde gewanderten Germanenstämmen (Franken, Goten, Vandalen u. a.) zahlreiche Gesetze, die die Mischung mit teilweisen drakonischen Strafen untersagten, dargelegt. Solche Gesetze wurden – das zeigt die Geschichte – aber nach einigen Generationen verwässert oder gänzlich aufgehoben. Die stärkste Hemmung von Mischehen ist immer von unterschiedlicher Religionszugehörigkeit ausgegangen, jedenfalls solange Religion nicht bloß eine Äußerlichkeit war – wie heutzutage bei vielen „modernen Menschen“ –, sondern ein verpflichtender und bindender Teil des Lebens. „Nichts wirkt rassisch festigender als ein enger Zusammenhang zwischen Blutsbewußtsein und Glauben“ (Professor Hans F. K. Günther).

Jeder bäuerliche und darüber hinaus jeder natürlich denkende Mensch muß den Willen zu gleichgearteten Kindern haben. „Das Fortpflanzen ist in einem gewissen Sinn ein Schaffen und ist der zerstörenden Gewalt des Todes entgegengesetzt. Alles, was sich auf die Entwicklung und den Gebrauch einer solchen schöpferischen Macht bezieht, muß daher, wo es der Verkehrtheit oder Verdorbenheit anheimfällt, äußerst schlimm geraten und in demselben Maße verwüstend wirken, in welchem es sonst ein Merkmal des Höhenstandes der gesunden Lebenskraft und eine Bürgschaft des natürlichen Fortlebens ist.“ (Eugen Dühring). Jede Geburt ist für die Frau ein Wagnis; früher, als es noch nicht Kaiserschnitt, vorgeburtliche Diagnostik u. ä. gab, noch mehr als heute; aber

auch heute noch wird ein weiblicher Mensch durch die Geburt mit ihren starken Schmerzen in eine Grenzsituation gestellt. Wenn dies dann so ist, muß natürlich besonders die Frau wollen, daß ihr Kind körperlich und seelisch gesund und ohne Fehl ist, wenn möglich über hervorragende Eigenschaften verfügt, die eine vielversprechende Entwicklung erwarten lassen. Gerade weil ein Kind sehr lange Zeit braucht, um erwachsen zu werden, und die Mutter viel Sorge und Mühe in dieser Zeit aufwenden muß, um ihrem Kind den rechten Weg zu weisen und ihm zu helfen in allen Lagen des Daseins, ist es dann natürlich ein um so höheres Glück für die Mutter, wenn ihr Kind sich gut entwickelt und hervorragende Eigenschaften zeigt. In der gütigen, sorgenden, liebenden und allzeit helfenden Mutter erfüllt sich der Sinn allen Frauenlebens. Eine so entschiedene Frauenrechtlerin wie Helene Lange betonte: „Je mehr die Frau sich zur sittlichen Persönlichkeit entwickelt, um so stolzer schreibt sie das: „Ich dien“ auf ihren Schild.“ In der deutschen Kunst ist immer wieder diese unerschöpfliche Tiefe des deutschen und germanischen Frauengemütes, der Mutterliebe, der von selbstloser Liebe erfüllten Hingabe an die Kinder gefeiert worden. Darauf ist auch in der jüngsten deutschen Vergangenheit immer wieder hingewiesen worden. Wenn von übelwollenden Kritikern gesagt wurde, die Frau sei damals nur als „Gebärmaschine“ betrachtet worden, so zeigt dies, daß diese Personen entweder von der Zeitgeschichte keine Ahnung haben, oder aber bewußt lügen. Gerade damals ist betont worden, daß – so auch der Titel eines vielgelesenen Büchleins – „Kamerad und Kameradin“ zusammengehören, und die deutsche Frau wissend und verstehend als Kameradin und Mitarbeiterin ihrem Manne zur Seite stehen solle, an seinen Aufgaben und Überlegungen teilhaben möge, sein Schaffen und Wirken anregen und befruchten solle neben der für jede Frau gegebenen Selbstverständlichkeit, ihrem Mann in Sorgen und Nöten Entspannung zu geben, ihm kleine Freuden zu bereiten und ihn dadurch aufzuheitern. Sie wurde als die Schöpferin der Kultur des Hauses gepriesen, die auf den Stil der Wohnung und die Lebensart der Familie den allerhöchsten Einfluß habe; ihr wurde dargestellt, wie durch Wahl von Farben, Möbeln, Tapeten die Stimmungen innerhalb einer Familie beeinflußt werden können. Klarer Geist und sachlicher Sinn sind genauso wie Anmut als vorbildlich bezeichnet worden. Als Trägerin neuen Lebens ist die Frau als „Teilhaberin göttlicher Kräfte“ bezeichnet worden, wenn sie die Reinheit des Blutes hütete und Zucht und Recht der Art wahrte.

Die Frau sollte dem Manne gleichgeachtet zur Seite stehen. Das Christentum hingegen wertete die Frau ab: Eva wurde aus Adams Rippe ge-

schaffen, wohingegen Ask und Embla beide gleichzeitig aus zwei Bäumen geschaffen wurden. Eva verursachte durch die Apfelhingabe die Vertreibung aus dem Paradies. Paulus ließ die Frauen in der Gemeinde schweigen und sie ihrem Mann unterworfen sein, der ihr Herr sei. Auf christlichen Synoden wurde allen Ernstes diskutiert, ob die Frau überhaupt eine Seele habe, und sie nicht erst in einen Mann nach dem Tode umgewandelt werden müsse, um in den Himmel zu kommen. Viele Kirchenheilige haben die Frauen als „Gefäß der Sünde" angesehen, auf Standbildern wurde sie vorne schön, hinten von Würmern zerfressen dargestellt, und aus der Verachtung der Frauen heraus wurden Millionen als Hexen verbrannt. Heidnische Auffassung hingegen war das, was Gustav Schüler sehr schön wie folgt in Worte gekleidet hat:

„Selig das Weib, das in Reine der Sonne entgegenglühet! Des Mannes Teil und sein Stolz, seine Kraft und seine Quelle. Das ihm Stärke gibt, wenn er schwankt, und Licht, wenn er im Dunkeln geht. Seine Heimat, wenn ihn die Fremde hält, seine Sehnsucht, die sich nach Hause kämpft. Selig, wem solch Weib ward! Sanften Ganges leuchtender, tauiger Augen und glückesfröhlichem Munde lacht sie des kommenden Tages."

Die Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink erklärte: „Frauen wollen wir unserem Volk formen, die mit natürlicher Lebensart, mütterlicher Bildung und innerer Wahrhaftigkeit Trägerinnen kommender, lebensstarker Geschlechter sind." Letztlich unterschied sich diese Auffassung nicht von derjenigen Goethes, der sagte: „Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arm, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern." Diese Auffassung stimmt mit der neueren Erziehungspsychologie überein, daß Einzelkinder oftmals problematisch sind, altklug und vorzeitig erwachsen, und – weil sie keine Geschwister haben – um den größten Reichtum ihrer Kinderzeit betrogen sind, ferner – weil sie dies nie gelernt haben – Probleme haben beim Teilen, Nachgeben, insgesamt gesehen Zusammenleben mit einem künftigen Lebenspartner.

Kinder, die nicht entartet sind, sind unsere größte Freude: „Die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude auf Erden." (Pestalozzi). Und auch Grillparzer meint: „Glücklich, glücklich nenn' ich den, dem des Daseins letzte Stunde schlägt in seiner Kinder Mitte. Solches Scheiden heißt nicht sterben." Lagarde geht sogar noch weiter: „Es gibt kein Mittel, Gott zu sehen, als das, ihn in seinen Kindern zu suchen." Langbehn betont: „Kinder sind das Beste, was diese Erde bietet." Und

der Dichter Novalis weiß: „Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.“

Wenn Kinder aber mißraten – und das geschieht eher bei unpassender Gattenwahl als sonst –, dann können sie auch die Quelle großer Sorgen sein. Deswegen ist es so wichtig, auf gleichgeartete Kinder zu achten. „Dein Blut, dein höchstes Gut!“ mahnt der Volksmund. Die Arbeit ehrt die Frau wie den Mann; das Kind aber adelt die Mutter.

Halte dein Blut rein,
es ist nicht nur dein.
Es kommt weit her,
es fließt weit hin.
Es ist von tausend Ahnen schwer.
Und alle Zukunft strömt darin!
Halte rein das Kleid
deiner Unsterblichkeit.

Will Vesper

Küre 20

Das Sittengesetz in uns gebietet rechte Erziehung unserer Kinder, sowie Ehrung von Vater und Mutter.

Ganz bewußt haben wir in dieser Küre die rechte Erziehung der Kinder sowie die Ehrung von Vater und Mutter zusammengestellt. Zunächst erwarten wir „rechte Erziehung" von den Eltern. Aber was ist rechte Erziehung? Das ist gar nicht so einfach zu sagen, und die Auffassung darüber hat in der Geschichte unseres Volkes auch stark gewechselt. Besonders in den preußischen Gebieten, veranlaßt durch die herbe Strenge Friedrich Wilhelms I. wurden in den Jahrzehnten vor 1870 n. ü. Ztr. die Kinder bis in die kleinbäuerlichen und kleinbürgerlichen Familien hinein in überaus großer Strenge erzogen. Man richtete sich nach dem Bibelwort: „Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Rute, daß er hernach Freude an ihm erlebe." (Wohingegen noch Walther von der Vogelweide gesagt hatte: „Niemals pflanzt die Rute Kindern ein das Gute: Wer zu Ehren kommen mag, dem gilt Wort soviel wie Schlag.") Die Kinder mußten vielfach „Sie" zu ihren Eltern sagen, was zum Teil aus der französischen Vorherrschaft im Jahrhundert davor zu erklären ist, aber um diese Zeit ein Kennzeichen des Abstandes der Eltern von den Kindern war. Bei der Mahlzeit durften die Kinder nicht sprechen, oft mußten sie stehen, da zu Sitzen nur das Vorrecht der Erwachsenen war: Das Essen wurde ihnen zugeteilt, Wünsche über die Menge oder gar zur Wahl des Essens durften nicht geäußert werden. Trotz der Auflockerung nach 1870 n. ü. Ztr. blieb das kühle Verhalten zwischen Eltern und Kindern bis teilweise in das neue Jahrhundert hinein erhalten. Neben der Strenge stand der Wille der Eltern, die Kinder vor schlechten Einflüssen zu behüten; daher wurden besonders die Töchter ängstlich der Außenwelt entzogen. Nur in den vorwiegend bäuerlichen Familien Süddeutschlands blieb eine mehr in natürlichen Anschauungen wurzelnde Erziehung erhalten, so daß hier ein Gespräch zwischen einem Mädchen und einem Burschen nicht gleich als eine unsittliche Angelegenheit aufgefaßt wurde.

Nach dem ersten Weltkrieg schlug das Pendel dann stark in die andere Seite aus. Im Namen des Liberalismus sollte ein Nachgeben der Eltern gegenüber den Wünschen des Kindes „das Jahrhundert des Kindes" kennzeichnen. Nach 33 wurde ein Mittelweg gefordert: Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern solle von Kameradschaftlichkeit geprägt

sein, wobei den Kindern aber beileibe nicht alles durchgelassen werden dürfe, auch Forderungen gestellt werden müßten. In den fünfzigern und Anfang der sechziger Jahre wirkte diese Auffassung bei den Eltern-Kind-Beziehungen noch nach, bis dann durch jüdische Emigranten (die „Frankfurter Schule“), Studentenrevolte in Amerika und ihr Überschwappen nach Europa im Zusammenwirken mit der „Umerziehung“, wonach die Elterngeneration sich aus Verbrechern zusammensetze, ein vollständiger Wertewechsel stattfand; Konrad Lorenz sprach vom „Abbruch der Tradition“, die ältere Generation werde geradezu als Feind von der Jugend empfunden, die in allen ihren Äußerungen gerade das Gegenteil von dem anstrebte, was für die Eltern einmal wichtig und wertvoll gewesen war. Das fing bei der Kleidung an (abgerissen), setzte sich bei der Sauberkeit fort (möglichst wenig Wasser), führte zu allgemeiner Schlampigkeit und Nachlässigkeit, Respektlosigkeit gegenüber den Eltern, bis hin zur Beziehung der Geschlechter (häufig wechselnde Geschlechtsbeziehungen ohne Eingehen gegenseitiger Verpflichtungen). Nationalsozialismus und Faschismus seien – so die Umerzieher der Frankfurter Schule – nur möglich gewesen, weil die Erziehung in Deutschland einen dafür anfälligen Menschen hervorgebracht habe; um dies ein für allemal zu verhindern, müßten die Kinder radikal antiautoritär erzogen werden, wofür ich Beispiele bei Küre 3 gebracht habe. Nachdem sich dann allerdings zeigte, daß aus den so „erzogenen“ Kindern in Kindergarten und Schule höchst aggressive und prügelnde Menschen wurden, die nicht in der Lage waren, die berechtigten Ansprüche anderer Kinder zu sehen, unfähig zum Ausgleich, fand man zu der alten Wahrheit zurück, daß Kinder nur den als Vorbild anerkennen, der ihnen auch Grenzen setzt. Die Kinder müssen von früh auf sehen, daß ein Erziehungswille bei den Eltern da ist. Schon das Kleinkind kann an eine gewisse Ordnung gewöhnt werden, ohne daß das Aufräumen nun pedantisch zum Hauptinhalt der Erziehung gemacht würde. Wer aber nicht dazu erzogen wird, in den kleinsten Dingen des Lebens gewissenhaft zu sein, der kann es dann auch oftmals in den großen nicht werden. Kinder müssen lernen, daß es im Leben auch ungeliebte Tätigkeiten gibt, die gleichwohl getan werden müssen. Wir wollen unsere Kinder rechtzeitig an eine seelische und körperliche Abhärtung gewöhnen. Wer hat nicht schon ein Kind hinfallen sehen, das dann groß die Eltern ansieht. Wenn dann von den Eltern kommt: „Um Himmels Willen! Ist es auch nicht zu schlimm? Du armer kleiner Kerl!“, dann weint das Kind. Wenn aber statt dessen gesagt wird: „War nicht so schlimm – du hältst ja ordentlich was aus!“, weint es nicht. Wenn es allerdings weint, sollte es getröstet

werden, und nicht etwa die Behauptung aufgestellt werden: „Stell dich nicht so an!“

Bei jedem Kind kommt das Trotzalter, wo es entdeckt, daß es eine „eigene Persönlichkeit“ ist, und seinen Willen durchsetzen will. Auch hier verbietet sich eine schematische Behandlung. Wo ein Kind zunächst etwas nicht möchte, beispielsweise eine Regenjacke anziehen, obwohl es draußen regnet, muß ihm kurz der Sinn des Anziehens der Jacke erklärt werden; wenn es dann gleichwohl die Jacke nicht anziehen will, ist es dazu zu zwingen. Das Trotzalter geht schneller vorüber, wenn man es sich zur Gewohnheit gemacht hat, seinem Kind auf eine Frage nie zu sagen: „Das verstehst du jetzt noch nicht, das erkläre ich dir später, wenn du älter geworden bist.“ Dem Kind ist mehr gedient mit einer Antwort, die es nicht versteht (das wird es nämlich nicht zugeben), als mit gar keiner Antwort. Wenn Kinder bei einer Frau bemerken, daß sie schwanger ist, kann ihnen gesagt werden, daß unter ihrem Herzen jetzt ein Baby wächst. Woher das kommt? Dadurch, daß Mann und Frau sich lieben. Wenn sie älter sind, sollten wir uns vor Phrasen hüten, wenn wir auf die sittliche Verantwortung hinweisen, die die Verankerung der Triebe von uns erfordert, und erwähnen, daß es sich nicht um unanständige Dinge handelt, sondern um etwas, das uns – wenn der Wille zur Zeugung dahintersteht – mit der Ewigkeit verknüpft.

Gerade auf diesem Gebiet müssen wir uns darüber im klaren sein, daß eine Erziehung im Sinne der „Behütung“ heute bei den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen unmöglich ist. Es wird den Eltern unmöglich gemacht, angesichts von Jugendsendungen mit pornographischem Inhalt, Mord und Totschlag auf allen Kanälen, Vampirfilmen und Jugendzeitschriften wie „Bravo“ schlechte Einflüsse von ihren Kindern fernzuhalten. Darum muß die Erziehung der Kinder in der Hauptsache nicht darauf hinauslaufen, sie vor Schädlichkeiten zu bewahren, sondern sie für das Begegnen mit schlechten Menschen oder Einflüssen rechtzeitig vorzubereiten. Hierzu gehört vor allem, daß die Eltern sich das Vertrauen ihrer Kinder erhalten. Übergroße Strenge und Härte entfremden Eltern und Kinder, so daß eine Beeinflussung des Willens in der Richtung der Bildung einer Widerstandskraft unmöglich gemacht wird. Aus Trotz wird dann oftmals das genaue Gegenteil dessen getan, was die Eltern wünschten.

Allerdings sollten wir die Kinder früh an Entbehrungen gewöhnen. „Wer sein Kind nicht weinen sehen kann, hat kein Vertrauen zu seinem Blute. Wer seinem Kinde mit leichter Mühe alle Tränen ersparen kann,

ist derhalben noch kein besserer Erzieher und braucht sich um nichts klüger zu dünken. Bequeme Kinder sind Armutszeugnisse der Natur." (Erwin Guido Kolbenheyer). Ein großer Teil der Lebenserkenntnis kommt aus der Erfahrung. Wenn wir unsere Kinder in eine unwirkliche Welt versetzen und jegliche Mühen und Schwierigkeiten von ihnen fernhalten, besteht die Gefahr, daß sie den rauhen Winden des Lebens als Erwachsene nicht standhalten können. Wir sollten sie deshalb bei einer Wanderung durchaus an ihre Grenzen führen, nicht zu einem Getränke-Stand gehen, damit sie ihren Durst löschen können, wenn man eine halbe Stunde später zu Hause etwas trinken kann, u. ä. Auch soll das Kind schlafen, ohne daß das Zimmer besonders abgedunkelt wird. Bewegung, Turnen, Sport und Wandern sollen von frühester Jugend an dafür sorgen, daß eine ausreichende, die Nacht bis zum Aufstehen am Morgen ausfüllende Müdigkeit vorhanden ist. Friedrich Ludwig Jahn sagt zurecht: „Die größten Lehrmeister des Menschengeschlechts waren, sind und bleiben: Not, Beispiel und Liebe!"

Der Volksmund hat manches Zutreffende zur Erziehung gesagt: „Jung gewohnt, alt getan." Und „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr." Dazu gehört auch: „Am längsten behält man, was man in der Jugend gelernt hat."

Allerdings gibt es auch einige Sprüche, die aus der Zeit vor 1880 n. ü. Ztr. stammen, und die wir als überholt und schädlich ansehen müssen. Dazu gehört „Kinder mit einem eigenen Willen, kriegen was hinter die Brillen". Wer den Willen seines Kindes gebrochen hat, braucht sich nicht zu wundern, wenn sein Kind später als Duckmäuser im Leben immer den kürzeren zieht. Wenn ein Kind bei einer größeren Veränderung vollständig ablehnend ist, dann sollten wir es lieber mit Diplomatie versuchen. Falls es z. B. die häusliche Geborgenheit nicht mit dem Kindergarten tauschen will, ist es besser, all die spannenden Dinge zu erzählen, die man im Kindergarten macht und lernt, und es von einem Spiel z. B. auszuschließen, weil das nur Kindergartenkinder spielen können.

Richtig ist der Spruch: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen." Aber es gilt auch die Volksweisheit: „Kinder sehen mehr darauf, was die Eltern tun, als was sie sagen." Den Grund dafür hat Adalbert Stifter genannt: „Der Unterricht ist viel leichter als die Erziehung. Zu jenen braucht man nur etwas zu wissen und es mitteilen können, zur Erziehung muß man etwas sein." Für die kleinen Kinder sind Vater und Mutter gottähnlich; sie können alles, wissen alles, sind viel besser als die Eltern aller anderen Kinder. Kinder bis zur Pubertät sind deshalb am

besten durch klares Betonen und Herausstellen der eigenen Überzeugung zu erziehen; besonders wirken Dinge, die das Gefühl stark ansprechen. Das Kind wird von sich aus dann Empörung und Mitgefühl einerseits, Bewunderung andererseits bei dargestellten Sachverhalten äußern. In der Pubertät und hinterher ist es nicht mehr so einfach. Wer im selben Stil weiter erziehen wollte, würde Schiffbruch erleiden. Die Jugendlichen wollen und sollen sich eine eigene Meinung bilden. Damit es nicht die Meinung unserer Feinde ist, können wir sie am besten dadurch beeinflussen, daß wir „Tatsachen und Dokumente für sich" sprechen lassen, das heißt eine entsprechende Auswahl ihnen zugänglich machen, oder einwandfreie Bücher. Ferner müssen wir dann offen sein auch für andere Auffassungen, provokative Fragen, in Frage Stellen unserer eigenen Meinung. Wir dürfen uns der Aussprache nicht entziehen mit dem Satz: „So ist das nun einmal. Das hast du hinzunehmen...!"

Je älter die Kinder werden, desto mehr fallen ihnen Widersprüche zwischen Worten und Taten auf. Einem Raucher wird es kaum gelingen, seine Kinder von der Schädlichkeit des Rauchens zu überzeugen. Als Vater und Mutter haben wir Mut, Treue, Wahrhaftigkeit, Selbstbehauptung, Pflichterfüllung vorzuleben, denn dadurch erziehen wir besser als durch Strafen. Vergessen wir nicht das Lob! Ein großes Lob für ein aufgeräumtes Zimmer wirkt mehr als zehn Donnerwetter wegen eines unaufgeräumten Zimmers. Wenn wir etwas kritisieren, dann dürfen wir ebensowenig wie bei Erwachsenen die Selbstachtung unserer Kinder untergraben: Abqualifizieren ihrer Persönlichkeit („Du bist faul... widerlich... dumm... Aus Dir wird, wenn Du das und das machst, nie etwas!") zerstören die kindliche Persönlichkeit. Auch bei Kindern können wir zugeben, daß wir früher auch Fehler gemacht haben, wir müssen ruhig mit ihnen sprechen, nicht schreien, und sie möglichst nur indirekt auf Fehler aufmerksam machen. An ein Lob darf nicht ein Tadel angehängt werden („... aber ..."), da dies das Lob entwertet, sondern es könnte allenfalls mit einem „und" verbunden werden, daß das Kind sicherlich, wenn es auf ... achte, den Punkt ... auch in den Griff bekomme. In erster Linie wollen wir unsere Kinder dadurch lenken, daß wir ihnen Abscheu vor und Verachtung der Untugenden zeigen. Körperliche Züchtigung muß bei Kindern die große Ausnahme sein, so daß sie auch entsprechend nachdrücklich wirkt; bei Jugendlichen ab dem zwölften Lebensjahr verbietet sie sich, weil der Jugendliche entweder aus Trotz gegen elterliche Befehle erproben will, was er an körperlichen Schmerzen aushält, oder aber er ehrlos gemacht wird, mit den schlimmsten Folgen für sein späteres Leben. Wir können sehr früh ein Gefühl für Ehre in unseren Kindern

wecken, die Achtung vor hohen Werten, und wir können deutlich die Empörung zeigen, die wir gegenüber Untaten empfinden.

Gerechtigkeit verlangt oft Härte. Es ist oft sehr schwer, einem lieben Menschen ein hartes, aber notwendiges ernstes Wort zu sagen, oder gar eine Maßregel zu treffen. Härte ist aber ebenso ein Bestandteil der Gerechtigkeit wie Güte. Es ist sicherlich manchmal einfacher, eine harte Maßregel nicht zu treffen. Der Volksmund sagt aber zurecht: „Zu sanfter und barmherziger Vater macht seine Kinder unglücklich.“ Es sei denn, was allerdings selten ist, die Mutter verkörpert das „Gesetz“; dann muß der Vater den Ausgleich schaffen und gelegentlich für Milderung sorgen.

Was wir wollen, ist, unsere Kinder mit dem Willen zur Ehre und zur Freiheit zu erfüllen, voller Stolz und ohne Knechtsgesinnung, sittlich gefestigt (aber ohne Muckertum), heldisch (aber nur für hohe Ziele kämpfend), treu, wahrhaft, schweigsam, gelassen aber nicht gleichgültig, stilvoll ohne Prunk und Protzentum, kameradschaftlich und gefährtschaftlich ohne Anbiederung, Feind und Verächter der Genußsucht, der Unanständigkeit, der Klatschsucht, der Dummheit und des Dünkels, Kämpfer für Sauberkeit und Lauterkeit, Heldentum, Vornehmheit und Schönheit und unsere ganze Art.

Besonders Müttern fällt es schwer, gerecht zu sein, wobei sie oftmals – nicht immer – das kleinste Kind am meisten lieben, und dementsprechend auch bevorzugen. Beim Geschwisterstreit bekommt es dann meistens recht. Dies führt zu einer erheblichen Verbitterung bei den älteren Geschwistern. Mutmaßlich ist diese Haltung unausrottbar und darin begründet, daß das kleinste Kind regelmäßig die meiste Fürsorge der Mutter braucht. Das Elchkalb, das fast erwachsen ist, wird von der Mutter verstoßen und verjagt. Es ist rührend zu sehen, wie es dies nicht begreift, da die Mutter doch sonst immer für es gesorgt hat und Schutz geboten hat. Aber die Elchkuh fühlt neues Leben in sich wachsen und benötigt das Revier, damit das neue Leben sich entfalten kann. Die Mütter müssen sich immer wieder klarmachen, daß sie dazu neigen, das jüngste Kind zu bevorzugen. Vielleicht fällt es ihnen leichter, diese Neigung zu bekämpfen, wenn sie sich verdeutlichen, daß sie ihrem Liebling dadurch selbst schaden. Das bevorzugte Kind wird nämlich dadurch, daß es verwöhnt wird, schwächlich gemacht, seine Lebenskraft gemindert, ihm das Durchsetzungsvermögen genommen. Ungerechte Bevorzugung ist ebenso ein Unrecht und für das spätere seelische Wohlbefinden schädlich wie ungerechte Benachteiligung. Hinzu kommt, daß die älteren Ge-

schwister es dem Jüngsten durch kräftiges Ärgern dann, wenn die Mutter es nicht sieht, vergelten.

Damit nicht „unbewußt" die Mutter das größere Stück Kuchen ihrem Kleinsten zuschiebt, sollte zur Regel gemacht werden, daß der Ältere teilt, der Jüngere wählt; dann kann niemand sich beklagen. Wenn Tischdienst gemacht wird, muß dieser konsequent der Reihe nach durchgeführt werden, damit nicht immer beim Ältesten das meiste hängenbleibt. In vielen anderen Dingen ist besonders der Vater gefordert. Wenn er festgestellt hat, daß die Mutter ein Kind ungerechtfertigt benachteiligt hat, sollte er seine abweichende Auffassung auf jeden Fall nicht nur gegenüber der Frau, sondern auch gegenüber den Kindern äußern und für eine Abänderung sorgen. Wenn er einen Fall erlebt, wo durch die Mutter ein älteres Kind benachteiligt wird, sollte er schon in einem sehr frühen Alter dem Kind klarmachen, daß die Mutter alle Kinder gleichmäßig liebt, was daran zu erkennen ist, daß sie alle ihre Küken wie eine Glucke gegen fremde Eltern oder Kinder verteidigt und für sie einsteht; die Natur habe es aber leider so eingerichtet, daß sie innerhalb der Geschwister dazu neige, dem jeweils Schwächsten besondere Fürsorge zukommen zu lassen, wobei sie oftmals nicht mehr in der Lage sei, zu erkennen, ob diese Fürsorge in diesem Umfange auch tatsächlich notwendig sei. Das jüngste Kind würde sehr schnell merken, daß es von der Mutter angeschrien werde, wenn die Mutter ein weiteres Kind bekommen sollte. Da ältere Kinder eben stärker seien, auch stärker schlagen und prügeln könnten als jüngere, sollten so von den kleineren Kindern größere Gefahren durch ihre Geschwister ferngehalten werden. – Durch solche Erklärungen wird vermieden, daß das ältere Kind meint, es sei minderwertig und verdiene deshalb die Liebe der Mutter nicht so wie sein jüngstes Geschwister, mit den übelsten Folgen für das Selbstbewußtsein und den späteren Lebensweg.

Gerechtigkeit hat aber auch bei der Aufteilung von Arbeiten zwischen Töchtern und Söhnen zu herrschen. Nicht nur Väter, sondern auch Mütter verziehen oft dadurch ihre Söhne, daß sie sie gewisse Arbeiten überhaupt nicht ausführen lassen, weil sie angeblich den Herren Söhnen nicht zukommen; es sei ihrer angeblich unwürdig, sich an der Ordnung und Sauberhaltung des Hauses zu beteiligen. Später brauchen sie weder Schuhe zu putzen, noch ihren Anzug selber sauber zu halten, oder sich für eine Reise das Notwendige zusammenzupacken; dafür seien die Mutter und die Töchter allein zuständig. Daraus kann sich dann langsam die Meinung entwickeln, daß die Mädchen die geborenen Dienerinnen der

Jünglinge seien, die jeden Wunsch zu erfüllen hätten. Daß sich eine solche Haltung Mädchen und Frauen heutzutage von ihren Partnern nicht gefallen lassen, liegt auf der Hand, so daß wir den „Herren Söhnen" damit keinen Gefallen für später tun. Wir wollen unsere Söhne zur Achtung vor unseren Töchtern erziehen, wollen sie mithelfen lassen, denn Arbeit schändet niemals, damit nicht später Ehemänner aus ihnen werden, die ihre Gattin als Dienerin statt als Lebenskameradin betrachten. Die Achtung vor dem weiblichen Geschlecht muß bereits in der Familie in die Herzen der Söhne hineingelegt werden, damit sie später nicht ein falsches Herrentum zu leben versuchen, was in den allermeisten Fällen schiefgehen dürfte. Der Mann soll die Frau nicht als Dienerin sehen, sondern als wertvollen Menschen gleicher Art, mit der er sich verbindet, um durch gegenseitige Hingabe das Wertvollste zu schaffen, was es gibt: gesunde, tüchtige Kinder unserer Art!

Aus dem Bewußtsein heraus, daß wir nur eingeschränkt unsere Kinder erziehen können, „der Apfel nicht weit vom Stamm" fällt, können wir uns ein vertieftes Beschäftigen mit den etlichen verschiedenen Erziehungstheorien sparen, und brauchen auch nicht – bevor wir Eltern werden – 30 kluge Bücher über dieses Thema zu lesen, um dann hinterher immer noch im Zweifel zu sein, ob wir es richtig machen oder nicht. Die Menschheit hat überlebt und sich vermehrt, Jahrtausende lang, ohne daß sie Erziehungsbücher gelesen hätte, und viele Milliarden Menschen tun dies auch heute noch nicht. Auch Goethe hat die Erziehung nicht problematisiert: „Mit wie wenig Worten ließe sich das ganze Erziehungsgeschäft aussprechen, wenn man nur Ohren hätte, zu hören: Man erziehe die Knaben zu Dienern am Staate und die Mädchen zu Müttern. So wird es überall wohl stehen." (Wobei heute zu ergänzen ist, daß ein das eigene Volk zerstörender Staat keine Loyalität verdient). Was Kinder von Eltern verlangen, ist Liebe und Anerkennung seitens der Eltern, Opfern von Zeit und eine gewisse Folgerichtigkeit, Konsequenz in ihrem Handeln; dann fühlen sie sich sicher und geborgen. Die allermeisten Eltern verhalten sich so.

Allerdings gibt es auch andere Fälle. Es hat Eltern gegeben, die mit ihren Kindern pornographische Handlungen vornehmen ließen, um die davon hergestellten Videos zu vermarkten, oder ihre Kinder als Prostituierte einsetzten. Es hat Väter gegeben, die ihre Töchter mißbraucht haben, was zu schwersten seelischen Schäden bei den Töchtern geführt hat. Die Bibel unterscheidet nicht; den zehn Geboten zufolge soll jedes Kind seinen Vater und seine Mutter ehren, gleichgültig, wie die Eltern es be-

handeln. Wir sehen dies anders. Zunächst einmal sind die Eltern gefordert, ihren Kindern Liebe und Zuwendung zu geben; dann erst können Forderungen an die Kinder gestellt werden. Wenngleich Mißbrauch ein seltener Ausnahmefall ist, kommt es doch nicht so selten vor, daß Eltern ihre Kinder vernachlässigen, um „sich auszuleben" oder „sich selbst zu verwirklichen". Der liberalistische Zeitgeist begünstigt dies. Die Rechnung wird den Eltern in Gestalt liebloser Kinder und zerstörter Ehen präsentiert. Verzicht auf Genuß und Bequemlichkeit der Kinder zuliebe sollte überhaupt kein Gesprächsstoff sein. Kinder machen natürlich Arbeit, schränken unsere Freiheit ein, schenken ihren Eltern aber soviel Freude und machen ihnen den Lebenssinn so unmittelbar deutlich, daß alle damit verbundenen Nachteile gleich welcher Art mehr als aufgewogen werden.

Auch in einem anderen Punkte müssen wir gerecht sein. Gerhard Krüger sagt richtig: „Welcher Vater wünschte nicht, daß der Sohn ihn übertreffe, mehr werde als er selbst. Darum: Nur wer Eure größte Hoffnung in sich trägt, trägt auch Eure größte Liebe. Nicht die Taube zu züchten, sondern den Adler, sei Euer Ziel!". Es ist eine gesunde Auffassung, wenn Eltern bestrebt sind, daß ihre Kinder auch in ihrer Lebensstellung über sie hinauswachsen. Keinesfalls darf uns dies aber dazu verführen, anzunehmen, daß der Mensch erst mit dem Akademiker anfange. Wichtiger als der Beruf ist die sittliche Haltung, die jemand hat; Titel oder Einkommen sind nebenrangig. Es gibt Doktoren, die Betrüger sind, und Unternehmer, die Schufte sind; der intelligenteste Verbrecher ist der gefährlichste. Hinzu kommt, daß wir wissen, daß nicht nur Intelligenz, sondern auch Charaktereigenschaften zu über der Hälfte in den Erbanlagen angelegt sind. Dabei können fernste Vorfahren durchschlagen, so daß selbst Mutter oder Vater sich fragen, woher das Kind dies hat. Wenn ein Kind nicht sprachbegabt ist, sollte man ihm nicht als erstrebenswertes Ziel seines zukünftigen Berufswunsches den Diplomaten vorstellen, sondern es auf naturwissenschaftlich-mathematische Schulzweige schicken. Wenn ihm auch das nicht liegt, aber es handwerkliches Geschick zeigt, soll es eine Lehre machen, die ihm gefällt, statt mit Ach und Krach mit mehreren Runden Sitzenbleiben, viel Nachhilfestunden, Vorwürfen der Eltern es zum Abitur zu prügeln, um dann später zu erleben, daß das Kind nach 20 Semestern noch nicht mit dem Studium fertig ist. Man verdirbt seinem Kind damit nicht nur die Schulzeit, sondern kann es zum lebenslänglichen Versager machen, untüchtig, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Genauso falsch ist es, weil im Bürgertum die Hausmusik gepflegt wurde, und man Verwandten oder

Bekannten sein Kind vorführen möchte, nun eine unmusikalische Tochter Geige lernen zu lassen; damit setzt man sein Kind nicht nur der Lächerlichkeit aus, weil nach einigen Jahren Übens immer noch keine nennenswerten Fortschritte zu verzeichnen sind, sondern züchtet in ihm das Gefühl des Versagers. Wir müssen uns klarmachen, daß wir unser Kind nur in gewissen Grenzen beeinflussen und lenken können, so daß wir vielen Dingen mit Verständnis und einer gewissen Gelassenheit begegnen müssen. Glaube niemand, er müsse (oder könne) seinem Kind Züge austreiben, die er an sich selbst nicht schätzt!

Was wir uneingeschränkt vermitteln können, das sind unsere religiösen und sittlichen Grundlagen. Die Frau ist dabei zunächst die berufene Trägerin und Lehrerin artgemäßer Welt – und Lebensanschauung für ihre Kinder. Sie schenkt ihnen das Leben. Sie ist aber auch die Erste, Nächste und Berufenste, ihren Kinder die Rätsel des Lebens zu lösen, sie einzuführen in die kleinen und großen Welten unserer Natur. „Der Mann ist Erzieher durch Wahl, das Weib durch ihre ganze Bestimmung." (Friedrich Ludwig Jahn). Die Mutter öffnet den Kindern das Auge und den Blick für die Mannigfaltigkeit dieser Welt und wird dabei stets selber innerlich immer reicher. Zunächst einmal sie – dann der Vater – lehrt gut und böse, schön und häßlich, edel und gemein, nützlich und schädlich voneinander zu unterscheiden. Dies geschieht zunächst einmal durch Märchen, dann durch Sagen und Erläuterung von Beispielen und bedeutsamen Gestalten aus dem Zeitgeschehen. Die ewigen Zusammenhänge von Familie und Sippe, Volk und Art, Heimat und Welt, Krieg und Frieden und die ewigen Gesetze des Lebens werden an Beispielen deutlich. Daraus gewinnen die Kinder den Grund für eine echte und tiefe Weltanschauung, ein Vertrauen in die göttliche Lebensordnung, Kraft und Tiefe aus dem Reichtum des Herzens. Der Volksmund sagt richtig: „Eine Mutter ist soviel wert wie hundert Schulmeister." Schon die Edda wußte:

„Der Mutter Worte bewahre nun, Sohn, und behalt im Herzen sie! Vollgemessen Heil soll dir folgen stets, solang du dessen gedenkst." Und aus unserer Zeit setzt sich ans Ende des Bogens ein Gedicht von Hans Baumann:

„Solang du auf dem Weg zur Mutter bist,
irrst du auch nicht.
Solang du ihre Augen nicht vergißt,
sind sie dein Licht.
Solang du ihrer Hände Sorge spürst,

sind sie nicht weit –
und wären Berge zwischen euch gesetzt
von Raum und Zeit.
Dann bleibt auch ihre alte Liebe
jung und stark und neu -
solang in deinem Blut ihr Herzschlag lebt,
bist du auch treu.“

Wenn die Eltern recht erziehen, dann lieben und ehren die Kinder auch ihre Eltern. „Vater und Mutter ehren ist deine eigen Ehr“, sagt der Volksmund. Und ebenso: „Wo man Vater und Mutter spricht, da hört man die freundlichsten Namen.“ Wenn die Eltern den Kindern Liebe schenken, wenn sie die Kinder wissen lassen, daß diese Kinder ihr Höchstes und Schönstes sind, dann gilt der Volksspruch: „Die Augen der Eltern sind die Gesetze der Kinder.“ Wer seinen Kindern ein vorbildliches Leben vorlebt, wer sich nicht um Pflichten herumdrückt, der wird kaum je von seinen Kindern enttäuscht sein. Eltern lieben ihre Kinder, und Kinder lieben und ehren ihre Eltern.

Das schließt allerdings nicht eine freimütige Aussprache aus. Der Volksmund sagt: „Mit Vater und Mutter soll man nicht streiten“, und das ist richtig, wenn es um tiefgreifende Auseinandersetzungen geht; aber eigene Auffassungen dürfen die Kinder haben. Zwischen Alter und Jugend wird es immer einen Unterschied und dadurch einen gewissen Gegensatz für alle Zukunft geben, denn das Alter hat die Erfahrung vor der Jugend voraus. Erfahrung läßt sich aber nicht buchmäßig übermitteln und lernen, Erfahrung muß immer wieder gelebt, erlebt und erlitten werden. Leider werden wir oftmals erst durch Erfahrungen klug. Darum muß unsere letzte Weisheit gegenüber unserer heranwachsenden Jugend in jenem schwer zu beherzigenden, aber wahren Ausspruch des Dichters Wilhelm Raabe ruhen:

„Schwer reift die Frucht am Baume der Erkenntnis,
erst wenn gar viele Träume ausgeträumt.
Der kennt die Jugend nicht, der nicht Verständnis
auch dafür zeigt, daß sie den Dank versäumt.“

Vergessen wir nicht: Wir wollen unsere Kinder, um die Ahnenkette, die aus unvordenklichen Zeiten bis zu uns herabreicht, fortzusetzen. Unsere Kinder brauchen uns dafür keinen Dank zu sagen, daß wir uns um sie gekümmert haben; wir haben sie um unseretwillen. Ihren Dank statten sie dann ab, wenn sie selbst artgerechte Kinder in die Welt setzen. Zu danken brauchen sie also nicht, aber Ehre und Achtung den Eltern, die

sie recht erzogen haben, schulden sie natürlich. Sie brauchen nicht mit den Eltern in jedem Punkt einer Meinung zu sein, aber Frechheit, Zügellosigkeit oder Achtungslosigkeit verbieten sich. Natürlich freuen wir uns besonders, wenn ein Kind in unsere Fußstapfen tritt. Der Skalde Egil dichtete auf seinen ertrunkenen Lieblingssohn u. a. folgenden Satz: „Vaters Wort folgt er immer, ob alle auch anders rieten; Hilfe bot im Hause er mir, stützte stets stark meine Kraft.“ Das war auch im heidnischen Island nicht immer selbstverständlich, obwohl gerade das Verhältnis zwischen Vätern und Söhnen als ein besonders inniges geschildert wird.

Etwas ketzerisches hat Knut Hamsun zum Verhältnis Alter-Jugend gesagt: „Autorität sollte an einer bestimmten Altersgrenze fallen, der alte Mensch kann seine Autorität zu etwas Besserem gebrauchen, eine glückliche Aufgabe für ihn wäre es, der Jugend zu dienen. Statt dessen bringt er durch seinen verbissenen Widerstand ihre Reihen ins Wanken, er kann die Jugend von ihrer ursprünglichen Absicht abbringen, er weckt Zweifel in ihr, ob sie auf rechtem Weg ist. Was ist die Folge? Daß einige mutlos aufhören, Taten zu wirken, während andere einen bequemen Richtweg vorziehen, der sie schneller an den Beifall der Alten und damit der ganzen Welt heranführt. So ist es. Nur die wenigsten trotzen... Autorität ist Macht. Und wenn ein halbehrwürdiger, halbreligiöser Brauch aus ferner Zeit den Alten mit dieser Macht belehnt, so ist es menschlich, wenn er sie behalten will. Und die Menschen sind sich überall gleich, Autorität und Macht sind Leckerbissen und Schleckerei für die Alten, wo in der Welt sie sich auch finden mögen. Ehret die Jugend!“

Zu ergänzen wäre hier nur, daß die Ehrung des Alters aus einer schriftlosen Zeit stammt, wo alles Wissen nur mündlich weitergegeben wurde, und die größten Wissensträger die Alten mit ihrer großen Erfahrung waren. Hinzu kam, daß die Lebenserwartung viel kürzer war, so daß diejenigen, die man in der Vorzeit alt hieß, heute als „Männer in den besten Jahren“ gelten würden. Der Abbau der Geisteskräfte und die Mutlosigkeit, die sich im hohen Alter vielfach bemerkbar machen, traten damals gar nicht auf, weil ein solches Alter niemand erreichte.

Was von jedem Kind unserer Art gefordert werden muß, ist eine Sippengesinnung. Es ist ein Irrglaube, daß der Mensch als „tabula rasa“ auf die Welt komme, und alles von vorne und neu mit ihm anfange. Wir sind mit tiefen Bindungen an unsere Ahnenkette angeschlossen, wir sind verbunden wegen unserer Herkunft mit unserem Volk und unserer Art: nur Ignoranz kann dies vergessen, und abstreifen kann es niemand. Das Leben erinnert uns sehr bald daran, daß wir die Glieder einer Kette blei-

ben, ob wir wollen oder nicht. In unseren Kindern, in euren Kindern wird offenbar, wie artbewußt und erbgesund oder wie artvergessen oder erbkrank die Eltern waren. Kein junger Mensch kann sich lösen von der Vergangenheit in seinem körperlichen und seelischen Erbe, und je früher er sich dies klarmacht, desto besser wird er sich verhalten, und desto verantwortungsbewußter wird er seinen Geschlechtspartner wählen. Auch wenn in Einzelpunkten eine andere Auffassung herrscht: Die Bindung und Verbindung mit den Eltern und Vorfahren, besonders was die Geltung von Werten angeht, ist auch heute noch in vielen Familien selbstverständlich. „Blut ist dicker als Wasser", und wer in seiner Familie kein Verständnis für unsere religiösen Vorstellungen findet, der findet in den Artgefährten „sein Blut", Verständnis und Hilfe.

Küre 21

Das Sittengesetz in uns gebietet Freigebigkeit und Großzügigkeit gegenüber Sippenangehörigen und Gefolge, Hilfe in Not mit Rat und Tat gegenüber Gefährten, Gastfreundschaft gegenüber Artverwandten.

In dieser Küre wird einmal mehr deutlich, daß es verschiedene Kreise der sittlichen Verpflichtung gibt. Wir finden in der ganzen Natur eine differenzierende Ethik. Warum haben die Bienen verschiedenfarbige Fluglöcher? Damit sie ihren eigenen Stock erkennen, denn wenn eine Biene versehentlich ein falsches Flugloch erwischt, und versucht, zu einem anderen Schwarm zu kommen, wird sie erbarmungslos getötet. Ebenso beißen Mäuse oder Ratten ein Tier, das einen anderen Geruch hat als ihren Sippengeruch, tot, wenn es keine Gelegenheit zur Flucht hat.

Bei den heidnischen Germanen galt die höchste Verpflichtung der Sippe. Zur Sippe gehörte, wer von gemeinsamen Ururgroßeltern abstammte. Ihnen wurde in Fehden geholfen, selbst wenn es das eigene Leben kosten sollte, es wurde Wergeld für sie bezahlt, wie in Küre 2 erwähnt, um die Tötung eines eigenen Sippenangehörigen, der einen Totschlag begangen hatte, zu verhindern; selbstverständlich durfte kein Sippenangehöriger hungern oder darben, und für ein anständiges Begräbnis kam man auch auf. Bei Kaufleuten, die in die Fremde fuhren und die Hilfe ihrer Sippe entbehren mußten, gab es dann die Schwurbrüderschaften, wobei die Gildebrüder sich wie Verwandte halfen; auch hier galt, daß kein Gildebruder gegen den anderen die Waffe erheben durfte, und daß jeder dem anderen – gleichgültig, weswegen er verfolgt wurde – zur Hilfeleistung verpflichtet war. Der Begriff „Freundschaft“, der ursprünglich nur auf Verwandte gemünzt war, wurde so erweitert zum heutigen Begriff.

Neben der Gemeinschaft zwischen den Sippenangehörigen gab es aber schon sehr früh die Verbindung zwischen Führer und Gefolgschaft, wie in Küre 16 dargelegt. So wie die Treue bis in den Tod beim Gefolgsmann gerühmt wird, so beim Gefolgsherren, dem Druchtin, neben dem Mut die „Milde“, das – wie Heusler sagt – „rundhändige Spenden von Ringen, Waffen, Gewändern und Rossen. Die edelste Bestimmung des Königshortes ist, daß er die wackern Herdgenossen nicht nur ernähre, sondern auszeichne, schmücke mit Besitztümern, die der Gefolgsmann

dann zu Hause als ‚Königsgabe' hochhält. Die geschichtlichen Preislieder wie die Heldenmären sprechen es ganz offen aus, daß die Mannen mit ihrer Tapferkeit dem Fürsten die Geschenke ‚lohnen'. Auch hier, wie unter den Landwirten, gilt ein ‚Gleichmachen'. Der kleinliche Gefolgsherr kommt um seine Mannen; Geiz entehrt ihn kaum weniger als Feigheit."

Und dementsprechend sagt der große Staufer Friedrich II.: „Durch Freigebigkeit die Fülle der königlichen Würde sich mehrt, durch Geschenke Erhabenheit nicht Minderung erfährt."

Und vorher schon hieß es im Havamal:

„Froh lebt, wer freigebig und kühn, selten quält Sorge ihn; Furcht hegt immer der feige Mann, es wurmt die Gabe den Geizhals." Über die Geizigen machte man sich sogar lustig, wie die Geizhalsstrophen der Edda zeigen. Gauti, ein sagenhafter König, verirrte sich im Walde zu einer geizigen Bauernfamilie. Er bittet den Bauern um neue Schuhe. Der Bauer gibt sie unter Schmerzen hin – aber wenigstens die Riemen will er behalten. Da spricht der König: „Aus beiden Schuhen, die Borkennager gab, riß er die Riemen los: Von geizigem Mann wird eine Gabe man nie empfangen ohne Fehl."

Der Bauer Borkennager fand seine Habe durch des Königs Besuch arg angegriffen; er teilte das Erbe unter seine drei Söhne und Töchter und stürzte sich mit Weib und Knecht von dem Sippenstein, wie dies schon seine Vorfahren taten, wenn Mangel oder Mißgeschick sie bedrängte. Die drei Brüder und Schwestern wollten dann um jeden Preis Familienzuwachs verhüten, weil das ja das Erbe schmälern würde, aber die Schwester Klüglein war durch König Gauti geschwängert worden, zum Leidwesen der Geschwister. Als der zweite Bruder, der mit seinem Erbe, einem Goldbarren, immer herumgeht, einmal vom Schlaf erwacht, sieht er zwei schwarze Schnecken auf dem Gold kriechen. Da spricht er: „Breite Schnecken fraßen die Barren mir; übel uns alles will. Hungrig muß ich schnappen, weil die Schnecken mir ganz zergruben mein Gold." Und dann stürzte er sich mit einer Schwester vom Sippenstein.

Der dritte Bruder, der den Acker geerbt hat, sieht eines Tages, wie ein Spatz aus einer Ähre ein Korn davonträgt. Darauf sagt er: „Das ist stark, daß auf Staubigels Feld hier speiste ein Spatz! Zerstört ist die Ähre, gestohlen das Korn; drum trauert stets mein Stamm." Und dann stürzt er sich mit seiner anderen Schwester vom Sippenstein. Als Klein-Gautreck, der Sohn König Gautis, sieben Jahre alt ist, sticht er mit seinem Speer den schönen Stier, das Erbe des dritten Bruders, zu Tode. Da spricht die-

ser: „Der junge Bursch mir den Bullen erschoß; das ist todbringende Tat: Nie gewinne ich wieder, werde ich auch alt, ein so köstliches Kleinod." Dann stürzt auch er sich vom Sippenstein. Die einzig überlebende Tochter Klüglein aber bringt ihren Sohn zu seinem Vater, König Gauti. (Wir können nur hoffen, daß Klein-Gautreck nicht von seiner Mutter den in der Sippe dominanten Geiz geerbt hat). Ebenso ironisch vermerkt F. Gellert: „Der Geizhals bleibt im Tode karg: zween Blicke wirft er auf den Sarg, und tausend wirft er mit Entsetzen nach den mit Angst verwahrten Schätzen."

Unser Volk beurteilt ausweislich einer Reihe von Sprüchen den Geiz genauso: „Dem Geizigen mangelt sowohl an dem, was er hat, als was er nicht hat." – „Je mehr der Geizige hat, je weniger wird er satt." – „Dem Armen geht viel ab, dem Geizigen alles." – „Verschwender und Geizhälse ähneln sich in manchem: die einen schlagen das Geld tot, die anderen lassen es tot liegen."

Sicherlich soll man nach dem Havamal sich selbst etwas gönnen: „Des Besitzes Genuß, den man selbst erworben, neide man sich nicht." Andererseits aber heißt es anschließend: „Oft spart man für Feinde, was man Freunden bestimmt; nicht immer geht's, wie man glaubt."

Dies soll heißen, daß durch unglückliches Geschick man um Hab und Gut gebracht wird, was man eigentlich für Verwandte oder Freunde bestimmt hatte; hätte man es ihnen früher zugute kommen lassen, hätten sie und nicht die Feinde es bekommen. Und kritisch meint auch der deutsche Volksmund: „Alle Menschen in der Welt streben nur nach Gut und Geld; und wenn sie es dann erwerben, legen sie sich hin und sterben."

Der nächstweitere Kreis ist derjenige der Gefährten. Hier schulden wir Hilfe in Not mit Rat und Tat. Küre 9 gebietet uns Selbsthilfe, wo irgend möglich. Aber es kann durchaus Situationen geben, wo eigene Hilfe nicht möglich ist. Gerhard Krüger sagt aus seiner Erfahrung aus Gefangenenlagern: „Wenn der Hunger quälend nagt, dann lernt man, was Selbstüberwindung ist. Dann lernt man auch in winzigsten Stückchen Brot fremdes Eigentum achten. Dann lernt man wahre Kameradschaft beweisen, denn dann muß man mit dem Kameraden, dem Freund trotz der eigenen Not teilen können." Und er sagt weiter: „Nur wer selbst einmal gehungert hat, kann nachempfinden, wie einem Hungernden zumute ist. Nur durch solche Erfahrung gewinnt man eine Vorstellung, wie brennend soziale Nöte und Forderungen sein können, kann man das Problem Sozialismus ohne jede Spur von Gönnerhaftigkeit ganz

und schrankenlos begreifen." Diese Gönnerhaftigkeit ist genauso unerträglich wie manches Mitleid. Oswald Spengler meint: „Nur der Tatenlose ist mitleidig."

Mancher Rat ist notwendig und hilft dann auch. Aber der Volksmund weist zurecht auch darauf hin: „Ein Löffel Tat ist besser als ein Scheffel Rat", wie bei Küre 7 näher ausgeführt.

Hilfsbereitschaft ist eine Selbstverständlichkeit in jeder Gemeinschaft, wenn ein uns nahestehender Mensch sich in seelischer oder leiblicher Not befindet. (Dementsprechend der schweizer Wahlspruch: „Einer für alle, alle für einen.") Wenn wir helfen, tun wir das aber nicht in der Christen Weise, mit einer tugendsamen Geste ein Almosen gnädigst zu schenken. Diese Art Hilfe verletzt mehr als sie heilt, zerstört mehr als sie hilft, fördert nicht die Gemeinschaft, sondern den Klassenhaß. Für uns ist es das Natürlichste auf der Welt, daß wir unserem Gefährten einen guten Rat geben, wo er dessen bedarf, daß wir selbstlos helfen, wo Not am Manne ist, daß wir verstehend zur Seite stehen, wo einer einsam seinen Weg nicht mehr weiter weiß. Hilfe für den einzelnen bedeutet uns so Selbsthilfe der Gemeinschaft.

Wenn man Hilfe verspricht, muß man sie auch leisten, wie Friedrich Julius Hammer betont:

„Fester Grund sei deinem Ich:
Nie dein Wort zu brechen;
drum vor allem hüte dich,
Großes zu versprechen.
Aber, auf dich selbst gestellt,
handle groß im Leben,
gleich, als hättest du der Welt
drauf dein Wort gegeben."

Allerdings gilt auch: „So werf ich jetzt oft mein Wort voraus – dann muß ich ja auch nach!" (Gorch Fock). „Versprechen und halten, ziemt Jungen und Alten." (Volksmund).

Da wir – anders als z. B. Katzen – in Gemeinschaften verbundene Lebewesen sind, fällt uns Hilfeleisten nicht schwer. „Wer nichts für andere tut, tut nichts für sich." (Goethe). Mitleid hat für uns einen christlichen Beigeschmack, Anteilname ist ein besseres Wort. „Sei hoch beseligt oder leide: Das Herz bedarf ein zweites Herz. Geteilte Freud ist doppelte Freude. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz." (Christoph August Tiedge).

Gegen jegliches Mitleid hat sich Friedrich Nietzsche ausgesprochen, und zwar aus einer tief empfundenen Verpflichtung dem höheren Leben gegenüber; durch Mitleid würden nur Bresthafte erhalten werden, oder auch überlebte Strukturen. „Was fällt, das soll man auch noch stoßen", hat er betont. Friedrich Ritter hat in seinem Werk „Das offenbarte Leben", Nietzsche insoweit folgend, jede Art sozialer Hilfsbereitschaft abgelehnt, weil diese die Auslese verhindere. Die Hilfsbereitschaft führe dann dazu, Schwächlinge zu begünstigen und die Gesunden herabzuzüchten. Jede Lebenserleichterung oder Maßnahme zur Bekämpfung von Krankheiten habe den Niedergang der Menschheit zur Folge.

Der Gedanke ist vom Grundansatz her richtig. Aber er berücksichtigt zu wenig, daß wir eben Gruppenwesen sind. Bei Schimpansen oder Elefanten wurde beobachtet, daß durch einen Unfall oder Feinde verletzte Tiere von anderen unterstützt wurden. Ein Handwerksmeister, der einen großen Bauauftrag erfüllt, dabei aber an einen Betrüger geraten ist, der ihn dann später nicht bezahlt, geht Konkurs ohne eigene Schuld und verdient deshalb selbstverständlich Hilfe. Hier hilft der Staat bezeichnenderweise nicht, wohingegen er Sozialhilfe mit dem Füllhorn an jeglichen Fremden ausschüttet, der in unser Land kommt, um alle Leistungen hier in Anspruch zu nehmen, nichts aber zur Wohlfahrt unseres Landes oder Volkes beizutragen gewillt ist. Hierdurch und durch die Hilfen, die der Staat für Arbeitsscheue gibt, wird der Leistungswille der Arbeitswilligen untergraben, und die Faulen machen sich sogar noch lustig über diejenigen, die für sie den Lebensunterhalt erarbeiten. Dieses Beispiel zeigt, daß Hilfsbereitschaft im Einklang mit Küre 9 nicht übertrieben werden darf, weder aufgedrängt, noch an Unwürdige gegeben werden darf.

Fremde verdienen sie auch nicht. Hier gilt uneingeschränkt der Standpunkt von Friedrich Ritter. Wer durch „Brot für die Welt" Menschen anderer Völker und Rassen erhält, die zur eigenen Daseinsvorsorge nicht in der Lage sind, insbesondere ihre Kinderzahl nicht den Gegebenheiten ihres Raumes anpassen, bewirkt dort eine Bevölkerungsexplosion und nachfolgend die Abwanderung des Bevölkerungsüberschusses in unsere Räume. Damit geht die Unfähigkeit zur Daseinsvorsorge, die diese Bevölkerungsgruppen haben, durch Mischung in unseren Genpool ein mit den verhängnisvollsten Folgen für unsere eigene Zukunft. Das Christentum versteht unter „Nächstenliebe" tatsächlich „Fernstenliebe", nämlich Unterstützung von Menschen völlig anderer Rassen und Kulturen in der Dritten Welt. Dies ist antievolutiv. „Unser Leben führt in raschen Schrit-

ten von der Geburt bis zum Tode. In dieser kurzen Zeitspanne ist die Bestimmung des Menschen, für das Wohl der Gemeinschaft, deren Mitglied er ist, zu sorgen.“ (Friedrich der Große). Wohlgemerkt: für das Wohl der Gemeinschaft, deren Mitglied er ist. Das gießkannenartige Verteilen von Entwicklungshilfe hat uns auch keine Freunde in der Welt geschaffen, sondern oftmals nur zu anmaßendem Auftreten uns gegenüber geführt. Das mußte auch so kommen, und man hätte es wissen können, wenn man Georg Christoph Lichtenberg gelesen hätte: „Eine Nation, die allen gefallen will, verdient, von allen verachtet zu werden.“

Innerhalb der Gemeinschaft hat aber Hilfsbereitschaft ihren Platz. Früher hat man von Edelmut und Güte gesprochen, wobei wir diese oftmals mehr bei Frauen finden, weil deren Wesen mehr zum selbstlosen Helfen veranlagt ist als das des Mannes. Die Form der Hilfe, die mehr dem Manne entspricht, hat Herybert Menzel in dem Gedicht „Kamerad“ sehr gut umrissen:

„Wenn einer von uns müde wird, der andre für ihn wacht.
Wenn einer von uns zweifeln will, der andere gläubig lacht.
Wenn einer von uns fallen sollt', der andere steht für zwei.
Denn jedem Kämpfer gibt ein Gott den Kameraden bei.“

Gastfreundschaft gegenüber dem Wanderer ist auf gewissen Kulturstufen – bei Stämmen ohne Städte mit Herbergen, Gastwirtschaften und dergleichen – eine allgemeinmenschliche Tugend. Aber den Germanen rühmen sie den Römer seit Cäsar mit besonderem Eifer nach. Tacitus schreibt in seiner Germania: „Geselligkeit und Gastfreundschaft pflegt kein Volk so ausgiebig wie die Germanen. Einen Menschen von der Tür zu weisen gilt als Unrecht. Den Mitteln entsprechend bewirtet man den Gast, so gut man kann. Freundlichkeit ist der Grundton des Verkehrs zwischen Gast und Gastgeber.“ Adam von Bremen findet um 1100 n. d. Ztr. die Gastfreiheit ebenso auszeichnend für die Nordländer und insbesondere die Schweden. Dementsprechend heißt es im Havamal: „Den Gebern Heil! Ein Gast kam herein! Sagt, wo er sitzen soll! Nicht behaglich hats, wer auf dem bloßen Holze im Flur Rede und Antwort stehen soll. Feuer braucht, wer fernher kam, an den Knien kalt; mit Kost und Kleidern erquicke den Wandrer, der übers Hochland hinzog. Wasser braucht, wer zur Bewirtung kommt, Handtuch und Tischgruß, gute Gesinnung, wenn man sie geben mag, Antwort und Aufmerksamkeit.“

Ebenso wird Loddfafnir der Rat gegeben: „Den Wandrer fahr nicht an, noch weis ihm die Tür: Sei hilfreich dem Hungernden!“ Allerdings folgt die Warnung gleich hinterher: „Stark muß die Tür sein, die stets

sich dreht und allen Einlaß gibt." Als weitere Verhaltensmaßregel geht an Loddfafnir: „Mit Hohn und Spott behandle du niemals weder Wanderer noch Gast. Ungenau sehen oft, die da sitzen im Haus, seine Art dem an, der da kam. Es ist keiner so gut, daß er ganz fehlerfrei, noch so schlecht, daß er nütze zu nichts."

Der Gast ist nach altem Sprachsinn derjenige, der ungeladen mein Haus betritt. Zu Hochzeiten beispielsweise strömen keine „Gäste", sondern „Gebotene" zusammen. Wenn jemand eingeladen wurde, konnte er auch längere Zeit bleiben; einer Frau oder einem Verwalter rechnete es der abwesende Hausherr durchaus nicht übel an, daß eine ganze Schiffsmannschaft den Winter über durchgefuttert wurde, als er die Antwort bekam, ein solches Verhalten habe sicherlich sein Ansehen gefördert. Wenn man aber nicht eingeladen war, hatte man nach zwei Nächten zu gehen. Das Sprichwort sagte: „Dreitägiger Fisch taugt auf keinem Tisch; und dreitägiger Gast wird einem oft zur Last." Das Volk weiß: „Kurze Besuche verlängern die Freundschaft." Zwei Nächte ist man Gast, in der dritten Nacht gehört man zum Hause, sagt eine alte Lebensregel. Deswegen war es gebräuchlich, vor dem Anbruch der dritten Nacht Abschied zu nehmen. Aber auch bei nur kurzem Aufenthalt galt, daß durch das gemeinsame Essen und Trinken der Gast im Hause unverletzlich wurde, daß das Friedensgebot dem Gast gegenüber respektiert wurde, selbst wenn später herauskam, daß der Gastgeber an dem Gast an sich einen Totschlag zu rächen hätte.

Noch Ludwig Uhland drückt die den Germanen eigene Gastfreundschaft so aus:

„Tritt ein zu dieser Schwelle! Willkommen hier zu Land!
Leg ab den Mantel und stelle den Stab an diese Wand.
Sitz oben an zu Tische! Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag, erfrische dich nach des Tages Last.
Wenn ungerechte Rache dich aus der Heimat trieb,
nimm unter meinem Dache als treuer Freund vorlieb!
Nur eines ist, was ich bitte: Laß du mir ungeschwächt
der Väter fromme Sitte, des Hauses heilig Recht!"

Jedes Gefühl und jede Einstellung kann mißbraucht werden, und so geschieht es heute, wo Millionen von Fremden in unser Land strömen, um „als Gastfreundschaft" jahre- und jahrzehntelang unsere Leistungen in Anspruch zu nehmen. Wer dazu auf heidnische Germanen verweist, der verschweigt, daß damals der Wanderer, der zu einem kam, demsel-

ben Volke angehörte, wie sehr deutlich in den Edda-Strophen hinsichtlich „Antwort und Aufmerksamkeit“ gesagt wird. Ferner verschweigt er, daß die Gastfreundschaft ohne weitere Einladung des Gastgebers nur immer kurze Zeit in Anspruch genommen werden durfte. Dementsprechend heißt es im Havamal: „Gehen soll man, soll als Gast nicht weilen stets an einem Ort; der Liebe wird leid, wenn er lange sitzt immer in einem Haus.“ Gastfreundschaft gewähren wir nur den Artverwandten.

Küre 22

Das Sittengesetz in uns gebietet Treue und Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Freimut, Rücksichtnahme, Zuneigung und Liebe gegenüber Verwandten, Freunden und Gefährten, Wachsamkeit und Vorsicht gegenüber Fremden, Härte und Haß gegen Feinde.

Die „deutsche Treue“ ist schon fast sprichwörtlich geworden. Die französische Beobachterin Anne Germaine de Stael vermerkte in ihrem Buch „Über Deutschland, Sitten und Gebräuche“ schon vor über hundert Jahren: „Die Deutschen sind im allgemeinen aufrichtig und treu; fast immer ist ihr Wort ihnen heilig und der Betrug ihnen fremd. Sollte sich je die Falschheit in Deutschland einschleichen, so könnte es nur geschehen, um Ausländer nachzuahmen... In Deutschland herrscht in allen Dingen ein solcher Ernst und eine solche Treue, daß man nur in diesem Lande allein auf eine vollständige Weise den Charakter und die Pflichten jedes Berufs kennenlernen kann.“ Dieser Auffassung gibt Philipp Otto Runge Ausdruck: „Wem etwas daran liegt, daß die deutsche Gesinnung nicht ganz verloren gehe, der muß sich vor allen Dingen die Treue bewahren, die der Weg zu allem Edlen ist.“ Paul von Hindenburgs Wahlspruch lautete: „Die Treue ist das Mark der Ehre“, im Zusammenhang mit dem Gehorsam erklärte er: „Unsere Ehre heißt Treue“, und eine vergleichbare Wendung war auf den Koppelschlössern von Teilen der deutschen Armee im zweiten Weltkrieg. Wenn wir in der Geschichte weiter zurückgehen, so finden wir im Mittelalter Johann Fischart: „Standhaft und treu und treu und standhaft, die machen ein recht teutsch Verwandtschaft. Beständige Treuherzigkeit und treuherzige Beständigkeit, wenn die kommen zur Einigkeit, so widerstehen sie allem Leid.“ Und wir finden dies schon bei den Germanen; Georg Wilhelm Friedrich Hegel fiel auf: „Das zweite Panier der Germanen ist die Treue, wie die Freiheit das Erste war.“ Ein Zeitgenosse der Germanen, Tacitus, schreibt in seinen „Annalen“: „Niemand in der ganzen Welt übertrifft die Germanen an Treue“, und er nennt sie weiter „ein Volk ohne Schläue oder Hinterlist“. Er erwähnt auch den Ausruf friesischer Fürsten, niemand auf Erden sei den Germanen über „in Waffen oder Treue“. Als eine friesische Gesandtschaft in Rom war und fragte, für wen dort die Plätze reserviert seien, und ihnen gesagt wurde, diese seien nur für die treuesten Verbündeten von Rom, setzten sie sich spontan auf diese Plätze. Weil in Konstantinopel Bestechung, Korruption und Gift-

mord am „christlichen“ Hof des Kaisers umgingen, rekrutierte er seine Leibwache aus Germanen, und weil es beim Papst nicht anders war, nahm er seine Leibgarde nicht aus Italienern, sondern verpflichtete Schweizer. Auch die anderen Völker haben offensichtlich Germanen und Deutsche als hervorragend treu eingestuft.

Aber was ist Treue? Das Wort meint im Germanischen zunächst Vertrag, dann weiter das Halten des Vertrages, Zuverlässigkeit, Vertrauenswürdigkeit. Tacitus erwähnt, daß derjenige, der beim Würfelspiel als letzten Einsatz seine Freiheit eingesetzt und dann verspielt hat, sich willig in Knechtschaft begebe: „Sie selbst nennen es Treue“. Das beinhaltet eben, daß die Verpflichtung im Spiel genauso bindet wie ein Vertrag, den man halten muß. Und ein Vertrag war natürlich auch mündlich geschlossen gültig. Eine förmliche Zusage nimmt man nicht leicht, wie aus den Sagas ersichtlich. Dort heißt es gelegentlich: „Ich hätte wohl keine Hilfe versprochen, hätte ich dies früher gewußt!“ – Aber man löst nun sein Versprechen ein. Ebenso gewichtet man den Eid hoch. Deshalb heißt es im Sigrdrifumal: „Das rat ich dir auch, daß du Eide nicht schwörst, außer wenn wahr sie wären; böse Flüche folgen dem Treubrecher, man scheut ihn wie einen Wolf.“ Und am Wort hielt man fest, selbst wenn es trunken gesprochen war; bei festlichen Gelagen, insbesondere zur Julzeit, war es üblich, Gelübde zu den verwegensten Waffentaten abzulegen. Wenn das Gelübde, beispielsweise auf den Juleber, abgelegt war, kam ihnen aber nicht in den Sinn, nüchtern am nächsten Tag ihr voreiliges Wort zurückzuziehen. Im Gegenteil, sie ruhen nicht, bis sie die Tat versuchen, deren sie sich in ihrem Rausch im Voraus gerühmt hatten. Dies hängt auch mit der kultischen Bedeutung des Rausches zusammen, wie bei Küre 11 bereits ausgesprochen. Demzufolge spricht uns die Edda von dem Bierwort, das stets in Erfüllung gehe.

Heusler schreibt: „Wo ein Vertragszustand, ein Treubund, von Zuneigung erfüllt wird, da gedeiht die „Treue“ im ethischen Sinne, die Hingabe bis zum Letzten, die heldische Treue. Da nimmt es der Mann auf seine Ehre, treu zu bleiben: Die Treue verwurzelt sich in dem Stärksten der altgermanischen Gefühle. Gefolgschaft, Ziehbruderschaft, Kameradschaft sind der Boden dafür; in der Sippe ist der „Frieden“ schon angeboren ohne Vertrag. Vertrauen von Hüben und Drüben, Gegenseitigkeit, ist Voraussetzung für diese gefühlsbetonte Treue.“ Ähnlich Ernst Moritz Arndt: „Denn was die Liebe nicht bindet, das ist schlecht gebunden, und was die Treue nicht schirmt, das schirmt kein Eid.“

Der Germane erhebt keine nachträglichen Einwendungen, er führt keine unvorhergesehenen Umstände an und verachtet jeden Ausweg,

der unter Berufung auf vorher nicht erwogene höhere Interessen vielleicht möglich wäre: Treue ist ihm Treue. Das freiwillig und in feierlicher Form gegebene Wort, das man unter den Schutz höherer Mächte gestellt hat, bindet für alle Zeiten – es sei denn, daß das Gelübde in beiderseitiger Übereinstimmung aufgehoben wird. Wir haben dies bei Küre 16 schon ausgeführt, wo Rüdiger von dem Wort, das er Etzel gegeben hat, entbunden werden will; Etzel verweigert dies, und Rüdiger muß seinem Gelübde gemäß handeln. Das Wort „Nibelungentreue" ist geradezu sprichwörtlich geworden.

Wir finden in der Geschichte die meisten Beispiele für Treue als Gefolgschaftstreue. Die ganze Heldendichtung ist voll von Lobgesängen auf Männer, die ihr Leben der Treue aufopferten; manch einer ging mit offenen Augen ins Verderben, nur um sein Wort nicht brechen zu müssen.

Treue war ursprünglich als ein Vertragsverhältnis zwischen zwei Männern gedacht. Im Jahre 884 n. ü. Ztr. schlossen die Wikinger mit dem Frankenkönig Karloman einen Vertrag, in dem sie sich verpflichteten, dessen Reich gegen Empfang einer hohen Abgabe zu verlassen. Als der König kurze Zeit darauf starb, kamen sie noch vor dem Ende des gleichen Jahres zurück: Der Vertrag war durch den Tod des einen Teils erledigt, es gab Treue nur von Person zu Person. Treu dem Vertrag, vertragstreu, treu dem Gefolgsherrn, das waren die ursprünglichen Umgrenzungen der Treue.

Später erweiterte sich aber der Begriff der Treue, und daraus kamen dann Spannungsverhältnisse hinein, weil die eine Treue der anderen Treue widersprechen konnte. Wir kennen den Begriff der „Werktreue", also ein Werk den inneren Gesetzen dieses Werkes zufolge zu errichten. Wer einer Aufgabe treu diese durchführen will, muß zuweilen Treue zu Menschen, die ihn an dieser Aufgabe hindern oder sein Bestreben hemmen, brechen. Dasselbe kann sich für diejenigen ergeben, die einer Idee treu bleiben wollen. Einen solchen Konflikt der Treue finden wir bei Heinrich dem Löwen. Als Heinrich seinem Kaiser Friedrich Barbarossa die Gefolgschaft verweigerte, hielt er seinem Herrn nicht die Treue. Dies deswegen, weil er die Italien-Politik, den Versuch der Einflußnahme im Süden (Barbarossa starb auf einem Kreuzzug) für falsch hielt, und seiner Idee – der Sicherung des deutschen Ostens – Vorrang gab. Auch General Yorck brach in Tauroggen, wo er den Vertrag mit den Russen gegen Napoleon abschloß, die soldatische Treue um der Befreiung seines Vaterlandes willen; er war aber auch bereit, seinen Kopf dafür hinzulegen.

Heinrich der Löwe hatte recht, weil dadurch deutsches Blut und deutscher Boden gemehrt wurden, und der General Yorck ebenso, weil nur dadurch die Befreiung von der Fremdherrschaft möglich war. Diese beiden Beispiele zeigen, daß Treue nur von denjenigen aufgesagt werden darf, die von der Richtigkeit ihrer großen Idee überzeugt sind, aber auch alle Folgen zu tragen bereit sind.

„Am guten Alten
in Treue halten,
am kräftigen Neuen
sich stärken und freuen,
wird niemand gereuen."

Emanuel Geibel

Ein Spannungsverhältnis kann sich ergeben zwischen Freiheitsstreben und Heimattreue; Theodor Storm, der aus Deutschbewußtsein und Freiheitsstreben seine geliebte Heimat Husum einige Jahre verlassen mußte, tat diesen Schritt trotz seiner betonten Heimattreue: „Treu der Heimat, das heißt, sich selber treu."

Damit kommen wir auf einen weiteren, schon seit Jahrhunderten bedeutsamen Aspekt der Treue: „Dies über alles: sei dir selber treu! Und darauf folgt so wie die Nacht dem Tage: Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen." (William Shakespeare). Adolf Bartels in „Grabsteininschrift": „Eine Sünd' nur gibts auf Erden, alt und immer wieder neu: Untreu seinem Volk zu werden, und sich selber ungetreu." Und auch Henry Thomas Buckle betont: „Völker wie einzelne werden nie entehrt, wenn sie sich selbst treu bleiben." Gerhard Krüger vermerkt: „Man spricht so leicht von Treue gegenüber anderen. Und doch ist es vielleicht das Schwerste und Schönste in einem Menschenleben, sich selbst treu zu bleiben. Wer das vermag, vermag viel! Was man Treue gegenüber anderen, gegenüber einem Ganzen oder einer Idee nennt, ist dann höchstens ein Teil dieser Treue zu sich selbst." Den möglichen Konflikt beschreibt Gorch Fock richtig so: „Treulos ist der, der gegen sich und andere treulos ist. Wer dem anderen die Treue hält und sie sich selbst bricht, oder sie sich hält und sie deshalb dem andern brechen muß – ist im Grunde nicht treu und nicht treulos."

So wie die Haltung von Bartels als „Volkstreue" gekennzeichnet werden kann, können wir heute daneben von „Arttreue" sprechen. Die ursprüngliche auf die Person bezogene Treue hat sich also erweitert, ist auch auf größere Einheiten bezogen. Josef von Görres betonte schon vor

200 Jahren: „Möge man von den Enkeln einst melden: Die Deutschen, nachdem sie wieder wehrhaft und frei geworden, waren ein tapferes Volk, streng in Sitten und Tugenden, freigebig gegen die Bedürftigen, ungestüm bei ungerechtem Angriff und begehrend, im Wollen fest, im Kampf unüberwindlich, mißtrauisch nach außen und zutrauensvoll, einig und offen gegeneinander, treu gegen die Führer, und lieber das Leben als die Treue opfernd." Das „treu bis in den Tod" galt nun besonders für die Soldaten. Goethe sagt in „Wanderjahre": „Wie nun bei dem Soldaten die Tapferkeit als erste Eigenschaft obenansteht, so wird sie doch stets mit der Treue verbunden gedacht." Und dementsprechend heißt die Inschrift an einem deutschen Soldatenfriedhof in den Ardennen: „Wir alle sollen's lesen im schweigenden Gestein: Ihr seid treu gewesen, mögen auch wir es sein." Gerhard Schumann schreibt in seinem Gedicht „Die Treuen":

„Dies erfuhr ich im Krieg:
Nicht die Lauten und Schrillen,
nein! Die Treuen und Stillen
tragen den Sieg!
Die ihre Herzen nicht wandeln,
stark im Graun und Verderben.
Die, wenn Worte sterben,
handeln!"

In den Heldensagen zeigt sich auch dort der Wert eines Menschen, der nicht „von der Fahne geht". „Es ist nicht schwer, in guten Tagen das Fahnentuch voranzutragen der stolzen Reihe; erst wenn im Sturm die Fetzen knattern, der müde Haufe will zerflattern, zeigt sich die Treue." (Joseph Hieß). Keine noch so große Gefahr soll die Treue erschüttern: „Des Mannes Sinn sei unerschütterlich wie Stein, an Treue soll er grad' und eben wie ein Pfeilschaft sein." (Walther von der Vogelweide). Und Jahrhunderte später noch Ernst Moritz Arndt:

„Die Treue steht zuerst, zuletzt,
im Himmel und auf Erden,
wer ganz die Seele dreingesetzt,
dem soll die Krone werden."

Der Volksmund mahnt: „Bleib treu und wenn dich der Hunger frißt!"

„Deiner Sprache, deiner Sitte,
deinen Toten bleibe treu!
Steh in deines Volkes Mitte,
was sein Schicksal immer sei!

Wie die Not auch dräng' und zwinge,
hier ist Kraft sie zu bestehn;
trittst du aus dem heiligen Ringe,
wirst du ehrlos untergehn!"

M. Albert

Wegen dieser Hochschätzung der Treue sind diejenigen, die die Treue brachen, die Verräter, von Beginn an der Verachtung verfallen. Erstes geschichtliches Beispiel ist das von gekränkter persönlicher Eitelkeit bedingte Verhalten des Cheruskers Segest, dessen Worten Varus, als er Armins Aufstandspläne verriet, allerdings nicht glaubte, so daß der Aufstand gelingen konnte, und dessen ganze Schäbigkeit daraus deutlich wird, daß er seine Tochter Thurshild (Thusnelda auf römisch), die sich gegen seinen Willen mit Armin verheiratet hatte und von ihm schwanger war, durch die Römer gefangen nach Rom wegführen ließ, indem er den Römern auf die Frage, was sie mit Thusnelda machen sollten, antwortete, es stehe bei ihnen, ob sie es für gewichtiger erachteten, daß sie seine Tochter sei, oder daß sie mit Armin verheiratet sei; schließlich veranlaßt Segest sogar die Ermordung Armins. Als wie verächtlich der Verräter galt, ist aus dem Volksspruch zu ersehen: „Vom Verräter frißt kein Rabe" – selbst die Aasvögel, die sich um jeden Gehängten scharten, mochten sich mit ihm nicht abgeben.

„Wer grade seine Furche pflügt,
- den Freund und Kumpel nicht betrügt,
wer keinem Lump die Stiefel putzt
und nicht das eigne Nest beschmutzt;
wer, gleich wie auch der Würfel fällt,
dem Vaterland die Treue hält,
tut auch im neuen Jahre
das Wahre."

Georg Slyterman von Langeweyde

Leider hat sich in unserem Volke der Verrat bis in höchste Stellen immer wieder einmal gezeigt: Von den „Französlingen" im Rheinland zu Napoleons Zeiten, in der Saar nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, im Ersten Weltkrieg durch den Verrat der Feldlogen bei der Marneschlacht, bis hin zum Zweiten Weltkrieg, wo Hunderttausende von deutschen Soldaten durch die eigenen Generäle den Russen in die Hände gespielt wurden, nur weil man aus einem Dünkel heraus sich von einem „bürgerlichen Gefreiten" nichts sagen lassen wollte.

Neid auf überlegene Menschen hat immer wieder zur Meintat geführt und größte Werke zunichte gemacht. Verrat ist deshalb kein Kavaliersdelikt, er muß beim Namen genannt und als Missetat gebrandmarkt werden. Wie verhängnisvoll Verrat wirkt, ist an Loki zu sehen, der als Blutsbruder Odins in die Götterschar aufgenommen wird, der aber den Göttern immer wieder Schwierigkeiten schafft, so daß sie altern wegen des Fehlens von Iduns Äpfeln, der auch für Balders Tötung durch Hönir verantwortlich ist, der – selbst wohl Bastard – mit einer Riesin die größten Gefahren der Götter im Endkampf zeugt, die Midgardschlange und den Fenriswolf. Vergessen wir nie, daß wir unüberwindlich sind, wenn wir einig sind, und daß Verrat schon immer als Dolchstoß im Rücken (Erster Weltkrieg) unsere Niederlage bewirkt hat. „Denn was auch immer auf Erden besteht, besteht durch Ehre und Treue. Wer heute die alte Pflicht verrät, verrät auch morgen die neue." (Adalbert Stifter). Und ebenso Shakespeare: „Dem traue nie, der einmal Treue brach!"

„Es gibt eine Sorte im deutschen Volk,
die wollen zum Volk nicht gehören;
die sind auch nur die Tropfen Gift,
die uns im Blute gären.

Und weil der lebenskräftige Leib
sie auszuscheiden trachtet,
so hassen sie nach Vermögen ihn
und hätten ihn gern verachtet.

Und was für Zeichen am Himmel stehn,
Licht oder Wetterwolke,
sie gehen mit dem Pöbel zwar,
doch nimmer mit dem Volke."

Theodor Storm

„Treue üben ist Tugend, Treue erfahren: Ehre." (Marie von Ebner-Eschenbach). Sie will damit sagen, daß Treue verbunden ist mit dem Wirken für andere, die es wert sind. Wer nur seinen eigenen Vorteil sieht, wer uns gegenüber ablehnend gegenübersteht oder gar unser eigenes Lebensrecht verleugnet und uns Recht nehmen will, dem schulden wir keine Treue.

Der Begriff „Treue" hatte ursprünglich nichts mit der geschlechtlichen Beziehung zwischen zwei Menschen zu tun. Wie dargelegt, waren nichteheliche geschlechtliche Beziehungen seitens des Ehemannes in

Germanien und noch in Deutschland bis ins Mittelalter hinein, wo dann durch Auftreten der Syphilis ein Wandel herbeigeführt wurde, allgemein üblich und wurden – weil durch solche Verhältnisse der Achtungsanspruch, den die Ehefrau gegenüber dem Ehemann erheben konnte, nicht beeinträchtigt wurde – auch von der Ehefrau nicht tragisch genommen; einen Scheidungsgrund machte sie daraus nicht, aber sehr wohl, falls ihr Mann sich in einem Kampf feige verhalten hatte, weibisches Verhalten an den Tag legte, oder sie beleidigte oder schlug. Anders war die Einstellung des Mannes zu nichtehelichen Beziehungen seiner Frau, weil er die Sicherheit haben wollte, daß ein von seiner Frau geborenes Kind auch von ihm war. Noch Goethe spricht in seinen „Wahlverwandtschaften“ aber in diesem Zusammenhang nicht von Treue: „Du sollst nicht ehebrechen..., wie grob, wie unanständig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst, die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und Teil daran nehmen wie an dem Glück eines heiteren Tages.“

Im Mittelhochdeutschen schwang noch etwas anderes bei der Treue mit. „Getriuwe“ bedeutet Treue im Sinne von Verschwiegenheit. Das will sagen, daß der treue Mensch die seelischen Werte des anderen zu achten weiß und seine Geheimnisse nicht preisgibt. Treue hat hier also den Inhalt von „Vertrauen“ zueinander und das sich gegenseitig „Trauen“. Man „vertraut“ sich dem anderen an, wenn man ihn liebt. Man achtet auf seine Vertraulichkeit, sein inneres Wesen, seine besondere Lage: Man nimmt in jeder Weise Rücksicht auf ihn, man macht dessen Sache zu seiner eigenen. Man läßt sich auf den anderen ein und geht auf ihn ein. „Wo kein Vertrauen ist, da ist keine Treue.“ (Alter Spruch).

Der nordische Mensch vertraut sehr schnell, er ist nicht mißtrauisch, er glaubt auch häufig, was man ihm sagt. Deswegen ist der Begriff „Blauäugigkeit“ in den Sprachschatz der germanischen Völker eingegangen, nicht nur bei uns, sondern auch zum Beispiel in Schweden. Blauäugigkeit bedeutet soviel wie Arglosigkeit, Naivität. Deswegen warnt das Havamal: „Ein unkluger Mann meint sich alle hold, die ihm kein Widerwort geben. Das hört er erst, wenn er zur Verhandlung kommt, daß es ihm an Fürsprechern fehlt.“ Und weiter: „Ein unkluger Mann hält alle für Freunde, lächeln sie einmal ihn an. Das hört er nicht, daß man verächtlich von ihm spricht, wenn er gesondert sitzt.“ Und später mahnt ein alter Spruch: „Vertrau dein Herz nicht jedermann, so du nicht willst in Schaden starren, und halt dein Herz in stiller Hut; denn viel Vertrauen schaden tut.“ Als Warnung gelte uns: „Wenn jemand

ohne Not von seiner Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit spricht, so ist dieses ein Zeichen, daß er ein Lügner und sich verstellender Mensch ist, der seine schmähliche Seite zuzudecken sucht.“ (Alban Stolz).

Vertrauen gehört aber zu jeder Gemeinschaft. Jeder einzelne muß jedem Glied der Gemeinschaft unbedingt das Vertrauen entgegenbringen. Er muß voll Achtung vor ihm stehen, ganz gleich, welchen Rang er bekleidet. Dieses Vertrauen ist Voraussetzung der Gemeinschaft. „Vertrauen weckt Vertrauen.“ (Sprichwörtlich). Wer in einer Gemeinschaft dem anderen mißtraut, solange er sich nicht bewährt hat, ist ein Feind jeder Gemeinschaft. Argwohn ist gegenüber Fremden angebracht, innerhalb der Gemeinschaft aber abwegig. „Jedermann vertrauen ist Torheit, niemandem vertrauen ist Narrheit.“ (Sprichwort). Man mag vielleicht die eine oder andere Enttäuschung dabei erleben; andere Gefährten aber wird man auf der anderen Seite durch Vertrauen seelisch halten oder aufrichten. Wir sollten uns bemühen, bei den Gefährten immer den guten Kern zu sehen, auch falls einmal ein nicht so schöner Zug zum Ausdruck gekommen ist. Vertrauen ist die größte Kraftquelle jeder Gemeinschaft. Dieses Vertrauen Tag für Tag zu schenken, ist uns Verpflichtung. Alle natürlichen Gemeinschaften entsprechen den Gesetzen des Lebens und sind deshalb lebensnotwendig. Die Treue gegenüber einer solchen Gemeinschaft ist deshalb unbegrenzt. Sie besteht weiter, selbst wenn der Rahmen der Gemeinschaft angegriffen worden sein sollte.

Wenn wir ein großes technisches Meisterwerk bewundern, dann staunen wir darüber, mit welcher Feinheit die einzelnen Räder und Glieder aufeinander abgestimmt sind und ineinander greifen. Dasselbe Erstaunen finden wir, wenn Maschinen sich Teile greifen und auf einem mit dem Band automatisch vorgeschobenen Pkw-Chassis selbsttätig montieren. Unendlich feiner aber als die komplizierteste Maschine ist der Organismus der menschlichen Gemeinschaften. Auch hier muß ein Glied das andere ergänzen, auch hier müssen alle Glieder zusammenspielen und ineinandergreifen. Voraussetzung für ein geordnetes und fruchtbares Zusammenarbeiten der einzelnen Kräfte jeder menschlichen Gemeinschaft ist das Vertrauen. Es muß gepflegt werden, denn: „Das Vertrauen ist eine zarte Pflanze; ist es zerstört, so kommt es sobald nicht wieder.“ (Bismarck).

Der Ausgangspunkt allen menschlichen Vertrauens ist wiederum das Selbstvertrauen. „Selbstvertrauen ist die erste Stufe zum Vertrauen anderer.“ (Alter Spruch). Menschen, die kein Vertrauen zu sich selber ha-

ben, die persönlich unsicher sind, werden stets auch ihren Mitmenschen mit Argwohn und Mißtrauen begegnen. Deswegen muß es unsere Aufgabe sein, das im nordischen Menschen an sich von Natur aus angelegte Gefühl des Selbstvertrauens dort, wo es durch widrige Umwelt bei einem Mitmenschen sich nicht entfalten konnte, zu fördern und zu stärken. Dadurch verbessern wir die mitmenschlichen Beziehungen und sein Vertrauen in die Gemeinschaft.

Vertrauen kann es aber nur im Rahmen einer überschaubaren Gemeinschaft geben. Für den Staat gilt: „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser!". Sowohl Friedrich Wilhelm I. wie Friedrich der Große waren von Mißtrauen gegenüber ihren Beamten erfüllt, fürchteten Bestechungen, Kungelei unter Adeligen, die sich gegenseitig halfen, Schiebung bei Gericht oder Unterdrückung des einfachen Volkes durch Amtsmißbrauch. Durch die Oberrechenkammer (heute Rechnungshöfe) wurde die Angemessenheit von Ausgaben überprüft, und auch sonst der Staatsapparat durch Kontrollbehörden in die Zange genommen. Diese Maßnahmen haben viel dazu beigetragen, das Bild des „unbestechlichen, pflichtgetreuen preußischen Beamten" zu formen, weil jeder Beamte wußte, daß die Chance, unentdeckt etwas Unkorrektes zu tun, recht gering war.

Wie steht es mit der Wahrheit? Selbstbewußtsein und Selbstachtung, die den Germanen angeboren waren, mußten sie zum Einhalten der Wahrheit drängen. Sich um eine Tat zu drücken, koste es was es wolle, lag ihnen nicht. Sobald Heimlichkeit nach Feigheit schmeckt, wird sie dem Germanen anrüchig. Nichts gegen offenen Totschlag und Raub – aber verflucht und verachtet ist der Mörder und Dieb. Da liegen die schwersten Schandtaten.

Auch bei der Lüge mutmaßte man Feigheit dahinter. Dementsprechend meint Friedrich Hebbel: „Was du teurer bezahlst, die Lüge oder die Wahrheit? Jene kostet dein Ich, diese doch höchstens dein Glück!" Hebbel sprach aus einem selbstbewußten Wesen heraus. Wo die Germanen hingezogen sind, wurden sie Eroberer, waren die Herren. Herren aber brauchen weniger zu lügen als Knechte, weil ihr Wort Gesetz war. Knechte mußten eher lügen, denn ihr Leben und ihr Wohlergehen hing oft davon ab, daß sie der Herrschaft in allem willfährig waren, und wenn sie dabei immer die Wahrheit sagen wollten, könnte es ihnen schlecht ergehen. Völker, die unterjocht wurden, sagten nur dann die Wahrheit, wenn sie ihnen nicht schadete.

Noch von den Deutschen vor einigen hundert Jahren sagte William Shakespeare: „Die Deutschen sind ehrliche Leute", aber das galt natür-

lich auch für die anderen germanischen Völker, wozu beispielhaft John Cartwight zitiert werden soll: „Bei Wodan, Gott der Sachsen – Wahrheit ist etwas, was ich alle Zeit bewahren will bis zu jenem Tage, an dem ich ins Grab falle.“

Das orientalische Christentum denkt auch hier völlig anderes. Angefangen vom Alten Testament, wo dem blinden Vater der falsche Sohn zum Segen durch die Mutter hingeschoben wird (welcher Segen dann aber gleichwohl gültig war), bis zu Paulus, der in seinen Briefen den Gemeindemitgliedern die Lüge empfiehlt, wenn es seiner Religion nützt („Denn so die Wahrheit Gottes durch meine Lüge herrlicher wird zu seinem Preis, warum sollte ich denn noch als ein Sünder gerichtet werden?“ – Röm. 3,7), finden wir eine Linie. Die Päpste haben – angefangen von der sogenannten „Konstantinschen Schenkung“, womit sie sich etliche Ländereien einschließlich des Kirchenstaates unter den Nagel rissen – zahlreiche Dokumente gefälscht, die „pia fraus“ (fromme Lüge) haben alle Kirchenoberen immer für zulässig gehalten, und bei den Jesuiten ist das geschickte Lügen zur höheren Ehre Gottes sogar Ausbildungsfach.

Demgegenüber betont Theodor Fontane: „Ich glaube an die Wahrheit. Sie zu suchen, nach ihr zu forschen in und um uns, muß unser höchstes Ziel sein. Damit dienen wir dem Gestern, dem Heute, der Zukunft. Ohne Wahrheit gibt es keine Sicherheit und keinen Bestand. Fürchtet es nicht, wenn die Meute aufschreit, denn nichts ist so gehaßt und gefürchtet wie die Wahrheit. Letzten Endes wird jeder Widerstand gegen sie vergehen wie die Nacht vor dem Tag.“ Mannhafte Worte, wozu Abraham Lincolns Ausspruch paßt: „Durch Schweigen sündigen, wo protestiert werden müßte, macht aus Männern Feiglinge.“

Aber die Wahrheit zu sagen und zu vertreten, ist nicht risikolos. „Es ist fast unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch die Menge zu tragen, ohne jemandem den Bart zu versengen.“ (Lichtenberg). Kepplers astronomische Erkenntnisse widersprachen dem Kirchenglauben, und da man sich an ihn nicht herantraute, wurde seine Mutter als Hexe angeklagt; gleichwohl hat er mit seinen Forschungen nicht aufgehört und hat das Weltbild verändert, entsprechend dem Satz, den er am 7.2.1604 n. ü. Ztr. an W. Janson schrieb: „Nur die Liebe zur Wahrheit schafft Wunder“. Es waren immer Große, so wie Keppler oder Nietzsche, die Weltbilder infrage stellten. Der „gemeine Mann“ hielt sich wohl immer an das, was im Mittelalter schon „Vridankes Bescheidenheit“ so ausdrückt:

„Sag ich die Wahrheit alle Zeit, so fänd ich manchen Widerstreit. Drum muß ich oftmals schweigen still; man sagt des Wahren oft zu viel.“

Aber auch Größere hatten ihre Bedenken. „Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit laut zu sagen: Sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.“ (Friedrich Schiller). Doch er selbst scheute das Risiko nicht, weder mit seinen „Räubern“, die ihm den Württembergischen Fürsten zum Feind machten, noch mit seinem den Freimaurern gefährlichen Werk „Demetrius“, vor deren Vollendung er ermordet wurde. Goethe meint in „Marximen und Reflexionen“: „Mit den Irrtümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: Widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.“ Andererseits erklärte er dann aber auch zu Eckermann am 16.12.1828 n. ü. Ztr.: „Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Enzyklopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrtum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich, im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.“ Auch Arthur Schopenhauer betont: „Das Leben ist kurz, und die Wahrheit wirkt fern und lebt lange – sagen wir die Wahrheit!“ Und mit einer Spitze gegen das Christentum meint Nikolaus Lenau: „Wer glaubt, gehorcht, des Fragens sich bescheidet, als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet, dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase die Wahrheit freundlich wachsen vor die Nase.“

Nun, wie steht es damit heute in Deutschland? Es hat sich eine beispiellose Verlogenheit in allen zeitgeschichtlichen Fragen und solchen politischen Gegenwartsfragen, die irgendwie mit der Geschichte des letzten Jahrhunderts verknüpft werden könnten, hier breitgemacht. Armin Mohler berichtet in seinem Buch: „Was die Deutschen fürchten“ von einem Gespräch eines Emigranten, der in den sechziger Jahren in die Bundesrepublik zurückkam. Dieser sagte, was ihn am meisten erschreckt habe, sei die Unehrlichkeit. In der Weimarer Republik habe jeder seine Meinung offen vertreten, gleichgültig, welcher politischen Richtung er angehört hätte. Heute merke man dem Durchschnittsdeutschen an, daß er das, was erwünschte Meinung sei, von sich gäbe, bloß um nicht anzuecken, und es kaum möglich sei, seine wahre Meinung zu ergründen. Warum ist es so? Viele Millionen Deutsche gingen durch die „Entnazifizierung“, mußten Fragebögen ausfüllen, bekamen Strafen nur für die Mitgliedschaft in irgendeiner NS-Organisation, von Vermögenseinziehung über Geldstrafen bis hin zu Gefängnisstrafen. „Das soll mir nicht wieder passieren“, war die Lehre, die sie daraus zogen, und so äußerten sie das, was sie wußten und was sie dachten, nicht mehr und überließen das Feld den Umerziehern. Zwischenzeitlich ist dann eine

Generation herangewachsen, die nicht mehr nur schweigt, sondern das, was ihr vorgesetzt wird, auch glaubt und dann aus „heiligem Zorn" gegen abweichende Meinungen vorgeht. Wenn sie sich auf Rufmord beschränken würden, würde es ja noch gehen; es werden aber die Gerichte bemüht, um Andersdenkende mundtot zu machen. Die Bundesrepublik ist in zeitgeschichtlichen Fragen der unfreieste Staat Europas, vielleicht sogar – mit Ausnahme Israels – der Welt geworden, hat wegen seiner politischen Gesetzgebung Rügen der Menschenrechtskommission der UNO hinnehmen müssen, was allerdings nicht zu einer Erleichterung geführt hat, sondern im Gefolge sogar noch zu einer Verschärfung der Gesetze. Wir sind hier soweit, daß erstmals seit dem Mittelalter wieder Anwälte wegen ihrer Verteidigung von Angeklagten angeklagt werden. Als ich zur Verteidigung eines hohen deutschen Offiziers, der im Kriege in Warschau eingesetzt und wegen der Abriegelung des Warschauer Ghettos angeklagt war, im Plädoyer anhand zahlreicher aus polnischen Archiven stammender Dokumente erklärte, das Warschauer Ghetto sei auf Forderung von Ärzten wegen des Ausbruchs einer Flecktyphusepidemie dort errichtet worden, wurde ich auf Forderung der jüdischen Gemeinde, die darin das Andenken von Angehörigen verunglimpft sah, angeklagt, beim Landgericht verurteilt, wobei das Landgericht sich weigerte, die von mir geforderte Verlesung von Dokumenten (Sitzungsprotokolle bei Gouverneur Frank, Ärzteschreiben, Protokolle von Ärztetagungen usw.) zu verlesen, weil es angeblich „offenkundig" sei, daß das jüdische Ghetto in Warschau zum Zwecke der Judenvernichtung errichtet worden sei; der Bundesgerichtshof sprach mich dann nach manchem Hin und Her nach sieben Jahren frei, allerdings nicht, weil die von mir zum Beweis der Wahrheit meiner Behauptung zur Verlesung beantragten Dokumente nicht in den Prozeß eingeführt worden seien, sondern weil ich als Verteidiger einen großen Spielraum hätte und auch Falsches sagen dürfte. Obwohl die „Falschheit" meiner Ausführungen gar nicht nachgewiesen war, gilt zwischenzeitlich auch dieser Satz vom Bundesgerichtshof nicht mehr; der fünfte Strafsenat hat – nachdem ich bei Verteidigung eines Mandanten, der wegen Holocaustleugnung angeklagt war, einen 26seitigen, umfangreichen Beweisantrag mit Fotos aus Auschwitz als Anlage gebracht hatte – erklärt, ein Verteidiger dürfe in Holocaustprozessen grundsätzlich keine Beweisanträge stellen, ansonsten mache er sich strafbar. Das nach Art. 6 der Europäischen Menschenrechtskonvention garantierte Recht auf Verteidigung wird also bezüglich einer Sorte von Angeklagten verweigert. Wir sind inzwischen sogar soweit, daß nicht einmal mehr das kleine Einmaleins vor bundesdeutschen Ge-

richten Bestand hat. Bis 1990 n. ü. Ztr. war „offenkundige Tatsache“, daß sechs Millionen Juden, davon vier Millionen in Auschwitz, die anderen zwei Millionen in anderen Lagern oder durch Einsatzgruppen, im Zweiten Weltkrieg umgekommen oder durch Deutsche umgebracht worden seien. Der Papst war vor den Tafeln in Auschwitz mit den „vier Millionen Vergasten“ niedergekniet. Nachdem polnische Historiker erklärten, es seien in Auschwitz und den Nebenlagern zwischen 900.000 und 1,1 Mio. Menschen im Kriege umgekommen, darunter ein Großteil Juden, wurden die Tafeln entfernt und es gab zunächst einen Aufschrei in der jüdischen Presse; zwischenzeitlich gehen aber auch jüdische Historiker von Zahlen erheblich unter einer Million in Auschwitz umgekommener Juden aus, wobei laufend niedrigere Zahlen genannt werden. Bereits in der Grundschule lernt man, wenn bei einer Gesamtmenge von 6, die sich aus zwei Teilmengen von 2 und 4 zusammensetzt, die eine Teilmenge sich um 3 verringert, die Gesamtmenge nur noch 3 beträgt. Dies gilt überall – nur nicht in der Zeitgeschichte. Für die Gerichte ist nach wie vor „offenkundig“, daß sechs Millionen Juden im Zweiten Weltkrieg durch Deutsche umgebracht worden seien, und wer eine niedrigere Zahl nennt, wird wegen Volksverhetzung und Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener bestraft. Hierfür sind bereits erhebliche Geld- und Freiheitsstrafen ausgeworfen worden; ein früherer Oberstudienrat hat wegen seiner Meinung zu zeitgeschichtlichen Fragen insgesamt fünf Jahre Gefängnis abgesessen. Die Richter, Staatsanwälte und Journalisten haben bei alledem ein gutes Gewissen, genauso wie Pfaffen und Juristen in trauter Eintracht 500 Jahre lang Menschen verbrannt haben, die die Auffassung vertreten hatten, Hexen würden nicht auf Besen zum Blocksberg fliegen, um dort mit dem Teufel Buhlschaft zu treiben. Beim Kampf gegen den Satan war früher alles erlaubt, auch die Vernachlässigung jeglicher Naturgesetze und Vernunft, so wie heute beim Kampf gegen die „Nazis“ alles erlaubt ist, auch das Leugnen der Grundrechenarten. Der „gute Zweck“ erlaubt alles, entsprechend dem Grundsatz des Jesuiten-Ordens: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Die Justiz ist häufig in der Geschichte Hure der Mächtigen gewesen.

Was tun? Märtyrer werden? Das wäre dann zu erwägen, wenn in diesem Punkt es auf uns allein ankäme, Befehle, Dokumente, Statistiken usw. bekannt zu machen. Aber diese Dinge werden bekannt auch ohne das Zutun irgendeines Deutschen. Die moderne Technik hat manche Nachteile; ein Vorteil ist, daß Daten und Fakten über das Internet weltweit abgerufen werden können. Deutschland kann als „Insel der Offenkundigkeit“ mit zwischenzeitlich über 100000 Verurteilungen wegen

„Leugnung des Holocaust“ zwar die Verbreitung unerwünschter Daten durch Deutsche hier eindämmen, aber nicht verhindern, daß Deutsche sich Dokumente oder Statistiken aus einem anderen Land holen. Jeder Bericht über eine Verurteilung in den Medien erhöht das Interesse gerade Jugendlicher daran, sich diese „verbotenen Dinge“ einmal näher anzusehen; das ist spannend. Im Zeitalter der Globalisierung wird Deutschland nicht eine Oase des Glaubens an die Offenkundigkeit bleiben, ob Deutsche hier ihre Meinung äußern oder nicht.

Das zu vertreten, was man als wahr ansieht, ist aber auch sonst nicht immer unproblematisch. Viele Ärzte glauben, Patienten, die sie für unheilbar krank halten, nicht die Wahrheit sagen zu können, weil nur sehr starke Menschen diese ertragen könnten. Dagegen ist gesagt worden, daß der Kranke oftmals selbst wisse, daß es mit ihm zu Ende gehe, und durch ein Verhalten von Ärzten oder Angehörigen dann seinerseits dazu gebracht würde, gegen seine Überzeugung zu erklären, es werde schon wieder werden. Das ist sicherlich in vielen Fällen richtig; andererseits ist aber auch die Kraft positiven Denkens zu berücksichtigen. Folgender wahrer Fall: Der Chefarzt geht mit einem Schwarm Studenten durch das Krankenzimmer und erklärt zu jedem Kranken etwas, welche Heilmethoden man anwende, usw. Bei einem Bett sagt er nichts, und als ein Student ihn fragte, was mit dem Kranken sei, sagt der Professor nur „moriturus“. Aus dem Krankenzimmer heraus, sagt er in Abwesenheit des Patienten, dieser habe maximal noch drei Tage zu leben, Krebs im letzten Stadium. Der Patient, der kein Latein verstand und deshalb moriturus nicht als „totgeweiht“ übersetzen konnte, glaubte, weil der Professor sich mit ihm nicht befaßt habe, daß nun das Schlimmste überstanden sei; von Stund an ging es ihm besser und er wurde nach drei Monaten als geheilt entlassen. Dem Schwerkranken kann man und soll man nur unter ganz besonderen Umständen die Wahrheit sagen, damit er seinen Lebensmut bewahrt. Und deshalb sagt das Sprichwort: „Man darf sich nur erlauben, anderen Menschen die Wahrheit zu sagen, wenn man sie in gleichem Maße selber vertragen kann“, wobei zu ergänzen ist, daß wir dann, wenn der andere zartbesaiteter ist als man selbst, noch einen vorsichtigeren Maßstab anlegen müssen.

Ebenso darf ein Lehrer einem unbegabten Schüler nicht sagen, daß er dumm sei, weil er diesen Schüler damit entmutigt und ihm die Freude am Lernen restlos aberzieht. „Sprich doch nicht von Deiner Wahrheitsliebe, wenn Du nur rücksichtslos warst.“ (Karl Gutzkow).

Dr. Kusserow hat als weiteres Beispiel für die Frage, ob jemand einem anderen die Wahrheit sagen darf, genannt, daß jemand weiß, daß die

Frau seines Freundes, in die der unrettbar verliebt ist, ein außereheliches Verhältnis hat; darf er das dann seinem Freund, den die Erkenntnis zerbrechen würde, sagen? Und wie soll er sich verhalten, wenn ihn der Freund, durch irgendwelche Anzeichen mißtrauisch geworden, nach seiner Meinung über das Verhalten der Frau fragt?

Da stellt sich schon die Frage, ob auch dann das gilt, was Immanuel Kant gesagt hat: „Es kann sein, daß nicht alles wahr ist, was ein Mensch dafür hält (denn er kann irren); aber in allem, was er sagt, muß er wahrhaft sein (er soll nicht täuschen)." Das ist im allgemeinen innerhalb einer Gemeinschaft sicherlich richtig, gilt aber nicht gegenüber Feinden. Jedes Volk versucht im Kriege das andere zu täuschen über die eigenen Absichten, um so einen Vorteil zu erlangen; Kriegslisten sind nicht etwa verwerflich, sondern wer sie erfolgreich anwendet, steigert sein Ansehen. Und das nicht nur beim eigenen Volke, sondern auch beim Gegner. Die Engländer nannten Rommel hochachtungsvoll „Wüstenfuchs", und zwar wegen seiner vielfältigen Täuschungen über Absichten, Angriffe, Stärke der eigenen Truppen, usw. Verschleierung und Verheimlichung der eigenen Taten, Verstellung und Lügen sind nicht zu kritisierende Verhaltensweisen gegenüber einem Feind.

Da den Feinden gegenüber keine Wahrheit geschuldet ist, sprechen wir in dieser Küre nur von „Wahrhaftigkeit". Der Mensch unserer Art ist eher zu wahrheitsliebend veranlagt. Ihm muß deutlich gemacht werden, daß es oftmals falsch sein kann, alles zu sagen, sein Herz auf der Zunge zu tragen, die eigenen Absichten dem Feinde zu offenbaren. Die Kimbern, die den römischen Feldherrn sogar noch das Schlachtfeld wählen ließen, bezahlten diese Fairness mit ihrer Ausrottung. Gorch Fock gibt den Ratschlag: „Jemand ist in allen Dingen zu trauen oder in keinem. Dem Wahrhaftigen trau ich auf allen Wegen, dem Unwahrhaftigen auf keinem."

Daß die Wahrheit kein absoluter Wert ist – und das soll als humoriger Abschluß am Schluß dieses Abschnittes stehen – zeigt die Hochschätzung des „Lügenbarons" Freiherr von Münchhausen, oder auch das unter Seeleuten beliebte „Seemannsgarn". Hier werden Unwahrheiten aus Freude am Erfinden unglaublicher Geschichten gebracht, zur Freude der Zuhörer, manchmal aber auch, um die Leichtgläubigkeit oder den Verstand mit diesen Schwindeleien zu prüfen. Sie mindern die Achtung vor dem Erzähler nicht, die sonst bei Lügen außer bei den erwähnten Ausnahmefällen eintritt.

Wenngleich auch die Anlage zur Wahrhaftigkeit bei verschiedenen Rassen unterschiedlich ist, so läßt sich doch in gewissem Sinne auch hier

erziehen. Die stärkste Wirkung hat es, wenn ein Kind bei einer bedeutsamen Lüge (beispielsweise, ob es einen bestimmten Schaden verursacht hat) ertappt wird, daß die Eltern lediglich ihre Betroffenheit und Enttäuschung über die Unwahrheit spüren lassen, ohne gerade hier – anders als bei kleineren Vergehen – irgendwelche Strafen wie Taschengeldentzug zu verhängen.

Fördern können wir die Ehrlichkeit unserer Kinder auch dadurch, daß wir die Mahnung von Wilhelm Raabe beherzigen: „Wer mit mir reden will, der darf nicht bloß seine eigene Meinung hören wollen." Wir müssen unsere Kinder annehmen, und dazu gehört, daß wir auf das eingehen, was sie uns an uns vielleicht unangenehmen Dingen sagen; wenn wir ihnen da nicht das Wort abschneiden, dann ermutigen wir sie zur Wahrhaftigkeit. Wahrheit können wir bei ihnen sowieso nicht in dem Umfang wie bei Erwachsenen erwarten, weil ihre eigene Welt oftmals nicht mit der wirklichen Welt übereinstimmt, was sich erst beim Weg zum Erwachsenwerden ändert. Aber wer von uns würde nicht noch ab und zu dazu lernen? „Das sind die Weisen, die durch Irrtum zur Wahrheit reisen; die bei dem Irrtum verharren, das sind die Narren." (Friedrich Rückert). Auch das sich Trennen von Irrtümern kann schwer sein, weil sie doch ein Teil unseres bisherigen Denkens waren. Aber auch da ist Ehrlichkeit uns selbst gegenüber geboten. Ohne Ehrlichkeit ist ebenso jede Gemeinschaft unvorstellbar. Aber nicht nur dort hat sie ihre Berechtigung, wie Ludwig Jahn im Stabreim sagt:

„Wahrhaft und wehrhaft im Wandel,
ehrlich und wehrlich im Handel,
rein und ringfertig im Rat,
tugendsam, tüchtig zur Tat,
stark und kühn in der Kunst,
unbekümmert um Gunst!"

Ehrlichkeit sollte bei Vertragspartnern gegeben sein, ist es aber in der heutigen Zeit leider oftmals nicht mehr; die Zeiten, wo der „ehrbare Kaufmann" seine Ware nicht besser machte, als sie ist, die Zeiten, wo man mit einem Handschlag ein Abkommen besiegeln konnte, sind heute auch beim Bauern leider vorbei. Aufrichtigkeit können und müssen wir aber erwarten im Kreise der Verwandten, Freunde und Gefährten. Wenn sie da nicht gelten würde, in unserem nächsten Umkreise also, dann könnte man sich letztlich auf niemanden mehr verlassen und nichts wäre mehr gesichert. Dies bedeutet aber nicht, daß jeder nun sich hinstellen und privateste Erlebnisse ausbreiten müßte. Wohl jeder hat

einige Reservate seines Lebens, die er keinem preisgeben möchte; das müssen nicht irgendwelche Erlebnisse sein, sondern können genausogut Gedanken oder Überlegungen sein.

Hier gilt wie auch sonst: Die Werte als solche gelten absolut und ohne jede Einschränkung. Man kann sich um sie nicht herummogeln. Ohne sie gibt es keine artgläubige Gesittung. Ihre Verwirklichung steht unter der höchsten Verantwortung dessen, der nach ihnen lebt oder ihre Einhaltung fordert. Die Werte sind für uns Leitbilder, nach denen wir unser ganzes Leben auszurichten haben. Kaum einer wird alle Werte in reinster und größter Ausprägung leben können, zumal es ja – wie bei der Treue gezeigt – durchaus bei grundsätzlicher Anerkennung des Wertes unterschiedliche Auffassungen dazu geben kann, wem oder was wir gegenüber verpflichtet sind. Selbst die germanischen Götter waren nicht makellos und fehlerfrei, was wir aber nicht leichthin als Entschuldigung nehmen können. Wir sind Strebende nach dem Absoluten, und wir fordern von uns das Höchstmögliche.

Kant sagt: „O Aufrichtigkeit! Du Asträa, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da zu uns wieder herab? Ich kann es zwar einräumen, wie wohl es sehr zu bedauern ist, daß Offenherzigkeit (die ganze Wahrheit, die man weiß, zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Aber Aufrichtigkeit (daß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei) muß man von jedem Menschen fordern können, und wenn auch selbst dazu keine Anlage in unserer Natur wäre, deren Kultur nur vernachlässigt wird, so würde die Menschenrasse in ihren eigenen Augen ein Gegenstand der tiefsten Verachtung sein müssen.“ Hier unterscheidet Kant – von seinem allgemeinmenschlichen Ansatz aus – nicht zwischen Freund und Feind, was aber erforderlich wäre. Bedenkenswert ist auch hier wieder Gerhard Krüger: „Vergiß über der Aufrichtigkeit gegen andere nicht die Aufrichtigkeit vor Dir selbst. Sie zu üben, fällt am schwersten.“

Freimut bedeutet, ohne Scheu das zu sagen, was man denkt. Freimut bedeutet aber auch, nichts in sich hineinzufressen, Dinge beim Namen zu nennen und anzusprechen, sich kein Magengeschwür zu holen. Auch dies ist ein Wert, der nicht jedermann gegenüber geübt werden darf, wenn wir uns nicht selbst schädigen wollen. Auch dieser Wert gilt nur für den inneren Kreis. Das Wort „freimütig“ hat beim nordischen Menschen immer einen guten Klang gehabt.

Von Natur aus hat jeder Mensch als Anlage, sich durchsetzen zu wollen. Anders ist es nur bei Eltern im Verhältnis zu ihren Kindern. Aber wir leben in größeren Gemeinschaften als nur der Familie, und diese können nicht funktionieren ohne Rücksichtnahme auf den anderen, daß man ihn nicht behindert, ihm in den Weg tritt, ihn anstößt oder gar verletzt. Die Achtung der berechtigten Ansprüche der Menschen unserer Kreise ist unabdingbar, damit eine Gemeinschaft nicht zerfällt.

Rücksichtnahme ist auch gefordert, wenn wir jemanden in inneren Nöten sehen, der einen Kummer hat, dessen Grund aber nicht offenbaren möchte, und wo wir dann auch nicht in ihn dringen sollten. Menschen ohne Rücksichtnahme treten in Fettnäpfchen, und sie fallen mit der Tür ins Haus. Theodor Storm mahnt: „Und hüte deine Zunge wohl, schnell ist ein hartes Wort gesagt. „Ach Gott, es war nicht bös gemeint..." der andere aber geht – und klagt." Es gilt aber auch die volkstümliche Redensart: „Nimm nicht so viel Rücksicht auf andere, daß Du gegen Dich selbst rücksichtslos wirst."

Rücksichtnahme verlangt, daß die besondere Eigenart des Mitmenschen geachtet wird, wir ihm gegenüber also achtsam sind. Rücksichtnahme muß manchmal auch bis zur Nachsicht gehen. Es darf nicht alles gleich zu tragisch genommen werden. Wir müssen auch nicht immer pochen oder herumreiten auf bestimmten Dingen. Andererseits hat natürlich auch Storm recht: „Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht; doch zuzeiten sind erfrischend wie Gewitter goldne Rücksichtslosigkeiten."

Besonders der Jugend, die im „Sturm und Drang" oftmals vorwärts stürmt, ohne nach links und rechts zu sehen, muß die Bedeutung von Rücksichtnahme und Achtsamkeit gegenüber dem Nächsten deutlich gemacht werden, den Menschen gegenüber also, mit denen sie laufend Umgang haben, sei es in der Schulklasse, sei es am Arbeitsplatz, in der Lehre oder bei Sportkameraden. In einer Zeit, die die Einebnung der Geschlechterunterschiede propagiert, ist es auch notwendig, darauf hinzuweisen, daß der junge Mann dem Mädchen gegenüber rücksichtsvoll und achtsam zu sein hat.

Die Bedeutung der Rücksichtnahme können wir uns auch mit folgenden Bildern vor Augen rufen: Wer für die stille Schönheit einer Blume kein Verständnis hat, der wird sie achtlos in den Staub treten. Wer sich nicht in die Eigenarten eines Tieres hineinzuversetzen weiß, der quält es zuweilen, selbst wenn er dies nicht will. Wer sich aus Egoismus keine Mühe gibt, in das Wesen und die Eigenart seiner Mitmenschen innerlich einzudringen, der wird ebenso zu persönlicher Herzensgüte und damit

zu jeder Menschenführung ungeeignet sein. Das Wesen der Menschen ist so reich und mannigfaltig, ihre Schicksalswege sind so verschiedenartig, daß niemand alle Menschen nach einem toten Schema beurteilen darf. Ein kräftiges, derbes Wort, das den einen Menschen aufrütteln wird, kann eine zarte Seele hoffnungslos niederschmettern. Eine fein abgewogene Geste, die einem Menschen großen Auftrieb verleiht, wird von einem anderen überhaupt nicht beachtet.

Weil dies so ist, weil es Unterschiede gibt, können wir auch nicht „Höflichkeit" als allgemeinen Wert anerkennen. Ihre Herkunft ist der Fürstenhof, die Einhaltung der dortigen Etikette, wobei diese – auch wo es deutsche Fürstenhöfe betraf – vom französischen König in Versailles übernommen worden war. Später haben dann Werke wie der „Knigge" vorgeschrieben, und zwar mit vielen Seiten, welche Regeln, Vorschriften und Bestimmungen man lernen müsse, um höflich zu sein.

Dies wird aber den verschiedenen Menschen und den verschiedenen Situationen nicht gerecht. Unser Volk kennt das Wort: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil". Goethe sagt zurecht: „‚so sei doch höflich!' Höflich mit dem Pack? Mit Seide näht man keinen groben Sack!" Gelegentlich müssen wir also unhöflich, vielleicht sogar unfreundlich sein, weil anders das, was wir wünschen, nicht beachtet wird. Höflichkeit wirkt zudem oftmals – weil es eben nur Einhalten einer (äußeren) Etikette ist, wobei der Mensch innerlich vollständig anders denken kann – steif, unpersönlich. Wenn wir statt Höflichkeit Rücksichtnahme und Achtsamkeit setzen, dann werden wir den unterschiedlichen Menschentypen gerecht. Der eine ist mehr schlicht, herzlich und natürlich, der andere mehr derb, kantig und urwüchsig. Der Dritte hat ein sonniges Gemüt und strömt schon deswegen von Liebenswürdigkeit über. Der Vierte ist ruhig und strahlt Sicherheit und Geborgenheit mit einer Geste oder einem Wort aus. Wenn dieses jeweilige Wesen einer Etikette und bestimmten Vorschriften zufolge verbogen werden muß, ist der Mensch unecht und wirkt auch unecht, was weder für ihn noch für seine Mitmenschen gut ist. Zur Höflichkeit gehörte früher beispielsweise, daß Mädchen einen Knicks machten, die Jungens einen tiefen „Diener". Beides bedeutet ein „Erniedrigen" vor demjenigen, bei dem man sich bedankt. Das ist „Höflichkeit aus christlichem Geist". Bedanken sollen sich unsere Kinder, aber nicht, indem sie sich erniedrigen, sondern indem sie demjenigen, dem sie die Hand geben, fest in die Augen blicken bei ihrem Dank. Wer von einem Gemeinschaftsgeist, dem Gefühl der Gefährtschaftlichkeit und Kameradschaft durchdrungen ist, wer im an-

deren anerkennenswerte und achtenswerte Züge sieht, der wird die richtigen Worte und Gesten im Kontakt mit seinen Mitmenschen, seien es Gleichgestellte, Vorgesetzte oder Untergebene, finden. Die von uns geforderte Selbstbeherrschung wird Wutausbrüche den Mitmenschen gegenüber verhindern. Jede Gemeinschaft, angefangen bei der Familie, gewinnt bei Rücksichtnahme.

Zuneigung und Liebe gehören Verwandten, Freunden und Gefährten. Voranstellen will ich einen Spruch von Hermann Hesse: „Ohne Liebe zu sich selbst ist auch die Nächstenliebe unmöglich. Der Selbsthaß ist genau dasselbe und erzeugt am Ende dieselbe grausige Isoliertheit und Verzweiflung wie der grelle Egoismus." Hiermit wird der Einseitigkeit des Christentums widersprochen. Es versteht sich, daß wir die Nächstenliebe wörtlich nehmen. Jean Jacques Rousseau mokierte sich schon: „Man liebt neuerdings die Neger anstelle des Nächsten." Und Dostojewski lehnte das genauso ab und zwar mit folgender Begründung: „Wer die ganze Menschheit liebt, hat keine Liebe mehr für den einzelnen Menschen." Dies ist eine zutreffende Erkenntnis, und zeigt sich gerade bei christlichen Missionsvereinen, die überall auf der Welt in „Nächstenliebe" machen, aber die Not in der eigenen Straße nicht sehen. Heinrich Heine ist kein Mensch unserer Art, aber bei diesem „sensiblen Thema", wo auch die „political correctness" und bei unvorsichtiger Wortwahl sogar Strafgesetze hereinspielen, mag er mit folgenden Worten von 1840 n. ü. Ztr. zitiert werden:

„Türken, Inder, Hottentotten sind sympathisch alle drei,
wenn sie leben, lieben, lachen fern von hier, in der Türkei.
Doch wenn sie in hellen Scharen, wie die Maden in dem Speck,
in Europa nisten wollen, ist die Sympathie schnell weg."

Wir sprechen von der „Macht der Liebe", und hierfür hat Knut Hamsun eindrucksvolle Worte gefunden:

„Ja, was ist die Liebe? Ein Wind, der in den Rosen rauscht, nein, ein gelbes Irrlicht im Blute. Die Liebe ist eine höllenheiße Musik, die selbst die Herzen der Greise tanzen macht. Sie ist wie die Marguerite, die sich dem Kommen der Nacht weit öffnet, und sie ist wie die Anemone, die sich vor einem Atemhauch verschließt und bei der Berührung stirbt.

So ist die Liebe.

Sie kann einen Mann zugrunde richten, ihn wieder aufrichten und ihn wieder brandmarken; sie kann heute mich lieben, morgen dich und morgen Nacht ihn, so unbeständig ist sie. Aber sie kann auch festhalten wie

ein unzerbrechliches Siegel und bis zur Stunde des Todes gleich unauslöschlich flammen, denn so ewig ist sie. Wie ist denn die Liebe?

Oh, die Liebe ist wie eine Sommernacht mit Sternen am Himmel und mit Duft auf der Erde... In einer Frühlingsnacht, als ein Jüngling zwei Augen sah, zwei Augen sah, kam sie auf die Erde. Er starrte und sah. Er küßte einen Mund, da war es, als träfen sich zwei Lichter in seinem Herzen, eine Sonne, die einem Stern entgegenblitzte. Er fiel in einen Schoß, da hörte und sah er nichts mehr auf der ganzen Welt... Und die Liebe ward der Ursprung der Welt und die Beherrscherin der Welt; aber alle ihre Wege sind voll von Blumen und Blut, Blumen und Blut."

Etwas einseitiger hat Goethe sie beschrieben:

„Woher sind wir geboren?
Aus Lieb.
Wie wären wir verloren?
Ohn Lieb.
Was hilft uns überwinden?
Die Lieb.
Kann man auch Liebe finden?
Durch Lieb.
Was läßt nicht lange weinen?
Die Lieb.
Was soll uns stets vereinen?
Die Lieb, die Lieb!"

Es gibt dazu das Wort von Shakespeare, daß niemand liebe, der nicht auf den ersten Blick liebe, und es gibt die Aussage in den isländischen Sagas, bei einer Reihe von Ehen, wo der Mann um ein vortreffliches Mädchen aus einem anderen Gau geworben hatte, das er bis zur Verlobung noch nicht kannte, und wo es dann bei ihrer Ehe heißt: „Und es entstand große Liebe zwischen ihnen". Liebe macht blind, aber durch Liebe können wir auch auf den Kern, das innere Wesen eines Menschen schauen, das wir nicht mit dem Verstand, sondern nur mit dem Herzen erspüren. Liebe ist schöpferisch, weil aus der Liebe von Mann und Frau ein neues Geschöpf erwächst. Und verschmähte Liebe zerstört; Brünhild, die Siegfrieds Tod will, die sich dann aber – nachdem ihre Rache erfüllt ist – selbst tötet, um mit Siegfried verbrannt zu werden, ist ein frühes Beispiel dafür. Gerade bei der Frau liegen Liebe und Haß dicht zusammen. „Wenn Dich eine Frau haßt, so hat sie Dich geliebt, liebt dich oder wird Dich lieben." (Volksmund). Ein Schriftsteller hat sogar gesagt, die Frau liebe nicht den Mann, sondern die Liebe des Mannes zu ihr. Des-

halb führt langes Werben eines Mannes oftmals bei einer Frau auch dann zum Erfolg, wenn sie zunächst diesen Mann nicht als ihren „Traummann“ angesehen hat. Andererseits sagt die Volkweisheit zurecht: „Solange ein Weib liebt, liebt es in einem fort; ein Mann hat dazwischen zu tun.“ Und Karl Friedrich Burdach: „In der Liebe gibt sich das Weib ganz hin und macht sie zum Zielpunkt seines Lebens, während der Mann seine Selbständigkeit dabei behauptet und anderweitige Zwecke verfolgt.“ So auch Grabbe: „Das Weib sieht tief, der Mann sieht weit. Dem Manne ist die Welt das Herz, dem Weibe ist das Herz die Welt.“

Es sind nicht die schlechtesten Männer, die sich eine heilige Scheu vor der Frau und besonders vor dem unberührten Mädchentum bewahrt haben. In ihnen lebt das Ahnen einer ewigen Zeugung, von der das einzelne Menschenpaar nur ein winziger Teil ist, und das Wissen um die Bedeutung einer Zeugung. Allerdings: „Die Blüte der Jugend, die die Schönheit des Mädchens ausmacht, ist von kurzer Dauer. Größer und bleibender ist der Adel der Mütterlichkeit. Dieser wächst aber nicht aus flüchtiger oder gar wechselnder Begegnung mit dem Männlichen, sondern“ – wie Gerhard Krüger schreibt – „aus beständiger Liebe und Sorge, Glück und Leid einer solchen Begegnung von einmaliger Kraft. Der Mann, der diesen köstlichen Besitz will, muß nicht nur erobern können, sondern einer tiefen Liebe zur gegenseitigen Steigerung beständig ein Mehr an Liebe entgegenzubringen suchen. Auch hier gilt: Man darf nichts erjagen und im Sturm erobern wollen, was der Stetigkeit des Wachstums bedarf.“

In Stunden der Zweisamkeit können wir einen Hauch der Unendlichkeit, der göttlichen Schöpfungskraft in uns selbst ahnen und spüren. Die stürmische Urkraft der Natur wird dann lebendig. Darin liegt Großartigkeit, aber auch Gefahr; verlieren dürfen wir uns an diese Urkraft nicht. Weil es Stunden gibt, die in ihrer Innigkeit unvergeßlich sind, gibt es nichts, was zwei Menschen fester, unlöslicher miteinander verbinden könnte. Dies aber bedeutet dann Gefahr, wenn auf der einen oder anderen Seite schon Bindung und Verpflichtung vorhanden sind.

Liebe ist eine körperlich-sinnliche und geistig-seelische Einheit. Sie umfaßt – wenn sie tief ist – unser ganzes Wesen, nicht nur einen Teil davon. Wenn die Ehe von Bestand sein soll, darf es auf längere Dauer kein Auseinanderklaffen in den Grundanschauungen, besonders auch im Religiösen (was nicht immer mit der Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft etwas zu tun haben muß) geben. „Unsere männlichsten Gedanken, oft zerstörte sie ein Weib.“ (J. G. Herder).

Schon im Mittelalter wußten die Übereinstimmung und den Zusammenklang der Geschlechter Salomon und Markolf zu betonen: „Das weise Weib baut die Häuser wieder, die Törichte, die wirft sie nieder." Und „die gerne schwatzen und streiten, die soll man in Gesellschaften meiden. Ein Dach, das rinnt, ein Weib, das zankt: Mancher guter Mann sein Leben dran krankt."

Vor der Ehe wird dabei oft mehr Rücksicht genommen als später. Diese Skepsis drückt sich aus in dem Spruch der Edda: „Lobe abends den Tag, nach dem Tode die Frau, nach dem Hiebe das Schwert, nach der Hochzeit die Maid...", und zu den Dingen, denen keiner trauen solle, werden u. a. „der Braut Bettreden" gerechnet. Odin klagt – enttäuscht wegen eines Fehlschlags, weil er Billings Maid nicht gewinnen konnte, als er sie zu einem Fehltritt verführen wollte, und statt ihrer eine dort angebundene Hündin im Bett vorfand: „Mädchen – Reden soll der Mann nicht trauen noch der Weiber Wort: Denn ihr Herz ward auf rollendem Rade geschaffen, Wankelmut wohnet darin." Wir können allerdings sagen, ihm geschah recht, hat er sich doch selbst gerühmt, die Riesentochter Gunnlöd, um den Dichtermet zu erringen, betört und schlau benutzt und so ihr Vertrauen mißbraucht zu haben. Allerdings sagt auch Schiller: „Veränderlich ist Frauensinn, und nimmer gleicht er sich."

Einem Mann, dessen Liebe erwidert wird, erwachsen daraus schöpferische Kräfte. Beispiele bietet die Geschichte zuhauf, wozu nur auf Mozarts „Kleine Nachtmusik" zu verweisen wäre. Goethe hat durch sein Verhältnis zu Charlotte von Stein und zahlreiche weitere Liebesverhältnisse beflügelt unsterbliche Werke geschaffen. Große Werke werden nur aus einem ergriffenen Herzen heraus gestaltet. Eine lebensvolle Plastik, eine tiefe Dichtung, eine vollendete Komposition kann nur von einem Künstler geschaffen werden, der innerlich glüht. Im tiefsten Inneren lieblose Menschen sind nie schöpferisch. Wenn Freud meint, daß aus der Verdrängung des Sexualtriebes Werke durch Sublimierung geschaffen würden, dann mag dies nur für eine pathologische Person mit Sexualneurosen, die er selbst war, stimmen; Allgemeingültigkeit können seine privaten Verbiegungen nicht beanspruchen. Mit unerschöpflicher Kraft können liebende Menschen sich gegenseitig ihr Glück gestalten.

Welche Kräfte Liebe (ebenso wie der Haß) freizusetzen vermag, ist am Glanz der Augen eines liebenden Menschen zu spüren, ebenso wie die Augen eines Menschen, der gegen uns eingestellt ist, vor Haß sprühen. Dieses Gefühl kann aber auch ein ganzes Volk ergreifen; der ehemalige Kriegspremier des ersten Weltkrieges Lloyd George, der

1936 n. ü. Ztr. Deutschland besuchte, erklärte, er habe das Deutschland der Nachkriegszeit kennengelernt, es sei ein Wunder geschehen, ganz Deutschland mache den Eindruck einer verliebten Frau.

Daß Verwandten gegenüber Zuneigung und Liebe gebühren, ist so selbstverständlich für die germanischen Heiden, daß es in den Sittengedichten gar nicht erwähnt wird. Im Sigrdrifumal wird in Anlehnung an das christliche Gebot, Böses nicht mit Bösem zu vergelten, aber in bezeichnender Abänderung nur als für die Verwandten geltend gesagt: „Das rat ich dir weiter, daß an deinen Verwandten du nimmer Gewalttat übst. Verschiebe die Rache, obschon sie dir Übel tun, du erlangst nach dem Tode den Lohn." Grönbech hat ausgeführt, daß eine Bluttat innerhalb der Sippe für germanische Vorstellungen das größte Unheil war, das es geben konnte.

Das Christentum lockerte die Sippenbande, und deswegen gab es dann Mahnungen von Spervogel dazu:

„Wo von Verwandten einer für den andern Hilfe hat
mit ganzen Treuen ohne alle Missetat,
wird auch des andern Hilfe gut,
dem, der die seine willig tut,
und kommt groß Friede unter sie:
Dann wird ihr Stamm gedeihen.
Wo Brüder sind einander hold,
das ist ein großes Freuen!"

Und weiter meint er:

„Ein edler Stammbaum steiget auf mit einem Mann,
der ihm gar wacker helfen wohl und raten kann.
So sinkt ein hoher Stammbaum nieder
und richtet auf sich nimmer wieder,
verliern sie den aus ihrer Schar, der ihnen sollte raten;
stets stand er ihnen treulich bei und glich aus, was sie taten."

Platon hat eine griechische Sage überliefert, nach der Mann und Frau einstmals eine Person waren, sie dann von neidischen Mächten getrennt wurden und künftig einander suchen mußten, um wieder eine Einheit zu werden. So suchen sich Männliches und Weibliches immer wieder, um eins zu werden und sich im anderen zu erfüllen. Ein schönes Bild leiblicher und seelischer Vereinigung.

Was heute unter dem Begriff „Liebe" in den Illustrierten oder im Fernsehen läuft, hat mit Liebe im germanischen oder ursprünglich deut-

schen Sinne nichts zu tun. Den Romanen ist „amore“ nichts mehr als Geschlechtsgenuß. Wegen des mediteranen Einflusses im Angelsachsentum finden wir auch dort teilweise eine reduzierte Auffassung, so in dem Sprichwort „Everything is fair in love and war“ und in der Wendung „make love“ (Liebe machen). Liebe kann man erfahren, nach deutschem Verständnis nicht „machen“. Liebe war bei unserer Menschenart nicht bloße Geschlechtlichkeit; das Verlangen zueinander ist sicherlich ein Teil davon, aber nicht der einzige. Für diese romanisch-westische Auffassung der Liebe als nur körperlich gedachtes geschlechtliches Abreagieren paßt das Fremdwort Sexualität.

Liebe in seiner wahren Bedeutung will keine Zurschaustellung. Wer Liebe empfängt, ist bereichert und glückerfüllt, weil der andere vertrauensvoll sein Schicksal in seine Hände legt. Nur daß der andere sein Leben einsetzt, ist ein höheres Geschenk, als Liebe zu empfangen. Liebe kann nicht erzwungen werden; das Schicksal läßt Liebende nicht selten ohne Antwort; wir wissen nicht warum.

Liuba ist eine Volksbezeichnung für Odins Gattin Frigg. Sie wird auch Frau Holda oder Frau Holle = die Holde genannt, und so hieß es auch früher von einem Mädchen, daß es einem „hold“, d. h. geneigt sei. „Hold und gewogen“ ist noch im Mittelalter ein Lobwort für die Herren, die ihren Freunden und Untergebenen mit innerem Verstehen, Güte und Wohlwollen begegnen. Die Gesinnung, die aus dieser Wortbedeutung erschlossen werden kann, weist uns heute den richtigen Weg zum Umgang mit einem geliebten Menschen.

Während wir in der Edda wenig Bemerkungen zu Verwandten finden, gibt es um so mehr zu Freunden. Im Havamal heißt es: „Jung war ich einst, einsam zog ich, da ward wirr mein Weg; glücklich war ich, als den Begleiter ich fand: Der Mann freut sich des Mannes. Die Föhre stirbt, steht sie frei auf dem Berg, nicht schützt sie Borke noch Bast. So kommt’s mit dem Mann, den niemand mag: was soll er noch länger leben? Brand brennt vom Brande, bis entfacht er ist, Feuer vom Feuer lebt: Durch Mannesrede wird ratklug der Mann, doch unklug durch Stillschweigen.“ Und Loddfafnir wird geraten: „Guten Freund gewinne dir zu erfreuender Zwiesprach; lern Heilspruch, solange du lebst.“

Ebenso sah es Friedrich Nietzsche: „Niemand, der wahre Freunde hat, weiß, was wahre Einsamkeit ist, und ob er auch die ganze Welt um sich zu seinen Widersachern hätte.“ Und ähnlich sagt Marie von Ebner-Eschenbach: „Ein wahrer Freund trägt mehr zu unserem Glück bei als

tausend Feinde zu unserem Unglück." Schon im Kudrun-Epos des 12. Jahrhunderts heißt es: „Kann etwas besser sein als stete Freundestreue?"

Oft braucht es nicht viel, um einen Freund zu gewinnen: „Nichts Großes braucht man zur Gabe für den Mann, oft verdient man mit Kleinem sich Dank: Mit einem halben Brot und dem Rest meines Bechers gewann ich mir den Freund" (Havamal). Und Loddfafnir wird geraten: „Gewannst du den Freund, dem du fest vertraust, so besuch ihn nicht selten; denn Buschwerk bewächst und hohes Gras den Weg, den kein Wanderer betritt." Und ebenso heißt es im Havamal: „Wenn du einen Freund hast und ihm fest vertraust, und du begehrst Gutes von ihm, dann tausche Gesinnung und Geschenke mit ihm und suche oft ihn auf." Auch weite Wege soll man dem Havamal zufolge nicht scheuen: „Zum falschen Freund geht ein Fehlweg hin, wenn er am Weg auch wohnt; doch zum guten Freund führt gerader Steg, zog er auch fernhin fort."

Zum falschen Freund weiß das Havamal noch mehr zu sagen: „Heißer als Feuer brennt fünf Tage lang bei Falschen die Freundesliebe; dann aber sinkt es, wenn der sechste kommt, und alle Freundschaft zerfällt."

Wie erkennt man den falschen Freund? Gerhard Schumann weiß es:

„Willst du wissen, wer wirklich im tiefsten Herzen dein Freund ist,
einmal strauchle – und schon trennt sich vom Weizen die Spreu.
Jäh verwandeln sich dir die dienenden Schmeichler zu Schmähern.
Doch das getreue Herz schlägt nur noch festeren Takt."

Der Freund unterscheidet sich vom Schmeichler dadurch, daß er gelegentlich auch anderer Meinung ist und dies auch sagt. In den Ratschlägen an Loddfafnir heißt es: „Deinem Freunde sollst die Freundschaft du nie zuerst aufsagen; Kummer quält dich, wenn du keinen hast, dein Inneres auszuschütten. Das ist echte Freundschaft, wenn du frei heraus einem alles sagst; kein wahrer Freund ist, wer nur erwünschtes sagt. Am gefährlichsten ist Falschheit!" Noch krasser sagt es Gerhard Krüger: „Ein Freund, der Dir nur nach dem Munde redet, ist in Wahrheit Dein Feind." Und er fährt fort: „Jeder von uns braucht einen Freund, der uns gelegentlich einmal, – nicht um uns zu verletzen, sondern um zu helfen, – kameradschaftlich unsere Fehler vorhält. Nur wer töricht ist, verzeiht dann diese Offenheit nicht. Bemüht Euch aber auch, die Fehler daraufhin wirklich abzustellen. Der notwendig erste Schritt dazu ist, daß Ihr sie Euch selbst eingesteht."

Und ebenso Christian Fürchtegott Gellert:

„Ein Freund, der mir den Spiegel zeiget,
den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
mich freundlich warnt, mich herzlich schillt,
wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Der ist mein Freund,
so wenig er es auch scheint.
Doch wenn mich einer schmeichelnd preiset,
mich immer lobt, mir nichts verweiset,
zu Fehlern gar die Hände beut:
Der ist mein Feind,
so freundlich er auch scheint."

Goethe weiß: „Einen kritischen Freund an der Seite kommt man immer schneller vom Fleck."

Da – wie ich schon bei Küre 7 dargestellt habe – die Edda warnt, was drei wissen, wisse der Gau, geht man bei einem wahren Freund davon aus, daß er dies Geheimnis bewahrt. So sieht es auch Herbert Böhme: „Ein guter Freund ist das beste Ohr und der verschwiegendste Mund. Er bewahrt unser Herz, daß es noch schlägt, wenn wir längst tot sind." Und so auch Goethe: „Die Welt ist so leer, wenn man sich nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten." Ebenso Gustav Freytag: „Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es lebt im Gemüt und Tun der Freunde."

Dazu gibt Johann Gottfried Herder zu bedenken: „Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem Geheimnis! Forderst du Treue von ihm, die du dir selber versagst?" Aber es kann eine so große Seelennot kommen, ein so großer Zweifel, wie man sich zu entscheiden habe, eine so große Belastung des Gemütes, daß dann das Gespräch mit einem Freund die Seelennot mindert, den richtigen Weg deutlich macht. Kleist hat eine Novelle: „Über die Verfestigung der Gedanken beim Reden" geschrieben, und wer nicht mit sich selbst reden kann, braucht dann also den Freund. Im übrigen hat Herder dabei anscheinend – wie sein weiter unten gegebenes Zitat beweist – nicht das Offenbaren eigener Geheimnisse im Auge, sondern das Bewahren fremder Geheimnisse, die eben auch einem Freund nicht weiter erzählt werden sollen.

Dem Freund soll man also ehrlich ungeschminkt seine Meinung sagen, aber natürlich nicht öffentlich, wie Spervogel zurecht sagt:

„Wer seinen guten Freund sich wohl erhalten will,
der soll ihn vor den Leuten tadeln nicht zuviel,
er nehm ihn mit sich heimlich fort
und sag, was er getan, ihm dort,
so höret es der Fremde nicht.
Erzürne ihn dort gar sehre
und halt ihn vor den Leuten gut,
des hat er immer Ehre."

Ähnlich meint Nietzsche zu einem Freund im Leid: „Hast du aber einen leidenden Freund, so sei seinem Leiden eine Ruhestätte, doch gleichsam ein hartes Bett, ein Feldbett: So wirst du ihm am besten nützen."

Man beachte aber auch – so zurecht das Havamal – das Freundesgeflecht: „Seinem Freunde soll ein Freund man sein und des Freundes Freund auch; doch nehmen soll man sich nie zum Freund den Freund seines Feindes." Im Völkerleben gilt der Satz auch umgekehrt: „Der Feind meines Feindes ist mein Freund."

Der Freund soll etwas taugen, wozu ein deutscher Reichskanzler folgendes gesagt hat: „Wer es auf dieser Welt nicht fertigbringt, von seinen Gegnern gehaßt zu werden, scheint mir als Freund nicht viel wert zu sein." Warum Freunde so selten sind, hat Marie von Ebner-Eschenbach gesagt: „Treue Liebe kann zwischen Menschen von sehr verschiedenen, dauernde Freundschaft nur zwischen Menschen gleichen Wertes bestehen. Aus diesem Grund ist die zweite seltener als die erste."

Statt Freundschaft gibt es bei verschiedener Rangordnung oftmals die in Küre 14 kurz im Zusammenhang mit dem Verantwortungsbewußtsein angesprochene „Huld", die Henning Fikentscher in einer gesonderten Arbeit untersucht hat. Die Huld ist ein germanischer Begriff, den in dieser Form keine andere Art ausgebildet hat. Sie leitet sich von „halt" („sich neigen") ab und bezeichnet die gegenseitige Verneigung, im geistigen Sinne die Hochachtung und Zuneigung, und zwar rangordnungsmäßig verschieden hoch stehender Menschen, sei es an Macht, Besitz, Können, Begabung, Wissen, Ansehen oder Kraft. Wegen der Hochachtung wird der Höhenunterschied grundsätzlich anerkannt und bejaht. Sie beherrscht das Verhältnis des germanischen Fürsten zu seinem Gefolge, des Herzogs zu seinem Heerbann, zuweilen auch des Bauern zu seinem Gesinde oder seinen Hörigen. Die Huld ist von Treue und Ehr-

lichkeit von beiden Seiten geprägt, ebenso von Verantwortungsgefühl und Anerkennung. Es fehlt der Neid, und wo der Fehler gemacht wurde, den Rangniederen für besondere Leistungen mit einer finanziellen Sonderzuwendung auszustatten, wurde dies geradezu mit Empörung zurückgewiesen, oder aber die Huld zerbrach sogar, weil der Ranghöhere nicht die persönliche Bindung, die der Rangniedere an ihn hatte, erkannt hatte. Freunde, Verwandte und Genossen sind auf gleicher Ebene, während bei der Huld Unterschiede gegeben sind wie bei dem holden Mädchen, das dem Bewerber zwar gewogen ist, ihm aber noch nicht zugesagt hat, mithin noch wegen ihrer Wahlfreiheit überlegen ist. Frau Holle, die Holde, zeigt das Huldverhalten im Märchen. Die Auswertung von 39 Frau Holle-Märchen ergab, daß siebzig Märchenfiguren belohnt wurden, 37 bestraft wurden, wobei hauptsächlicher Grund für die Strafe Faulheit, Raffgier, Bosheit und auch Neugier waren, ferner Tierquälerei, Zanksucht und Geiz. Geholfen wurde besonders bei Armut, dann auch bei ungerechter Behandlung oder Krankheit. Belohnt wurde besonders der Fleiß, dann die Treue, Hilfsbereitschaft, Tierliebe, Verschwiegenheit, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Pflege der Voreltern-sitte und Pflichttreue. Huld darf nicht mit Gnade verwechselt werden, da Huld ein beidseitiges Verhältnis beinhaltet, Gnade einseitig gewährt wird. Doch zurück zur Freundschaft:

Das Klima für Freundschaft ist aber auch bei den Menschen unserer Art deswegen nicht sehr günstig, weil er in starkem Maße selbständig in seinem Wesen ist, auch und besonders im Umgang mit anderen Menschen. Er lebt sein inneres Leben für sich, hegt seine eigenen Gedanken und bewahrt sie gern im eigenen Herzen, wo er sie als sein quasi Heiligtum vor anderen schützt. Das macht die betonte Selbständigkeit unserer Menschenart aus, die laut Tacitus nicht in Dörfern oder Städten wohnen möchte, sondern in einzelnen Höfen. Auch bei den Tierarten gibt es gesellig lebende Tiere und Einzelgänger. Gorch Fock drückt das wie folgt aus: „Wie sucht man auf und ab nach d e m Freunde, der alles recht verstehe und an allem teilnehme! Und findet ihn nicht! Vielleicht fände man diesen Freund in sich selbst! Und sucht ihn da nicht.“ Diese Eigenheit unserer Menschenart hat ihre großen Vorzüge, aber auch ebenso ihre großen Gefahren, wie Dr. Kusserow zurecht sagt: „Denn der Mensch, der sich von anderen ganz abschließt, gerät leicht zum Nachgrübeln und Überlegen, beim Sinnen und Träumen ins „Spinnen“, wie das Volk sagt, er wird zum „Kauz“, ein Sonderling, ein Överspöniger; und diese Besonderheit tritt im Wesen des Nordmenschen immer wieder hervor.“ (Knut Hamsun hat sie in vielen seiner Gestalten trefflich darge-

stellt.) Und wir können ergänzen: Gemeinsam angepackt gelingt vieles besser und leichter. „Ich bin des täglich gewisser, daß Lieb und Freundschaft die Fittiche sind, auf denen wir jedes Ziel erschwingen." (Hölderlin). Namentlich in der Not bewährt sich die Freundschaft. „Die Stimme der Freundschaft in der Not zu vernehmen, ist das Göttlichste, was dem Herzen widerfahren kann." (Charlotte von Schiller). Johann Gottfried Herder übertreibt darin allerdings für einen nordischen Menschen wie folgt: „Einzeln ist der Mensch ein schwaches Wesen, aber stark in Verbindung mit anderen. Einsam müht er sich oft umsonst. Ein Blick des Freundes in sein Herz, ein Wort seines Rates, seines Trostes weitet und hebt ihm den niedrigen Himmel, rückt ihm die Decke des Trauerns hinweg." Eher unserem Wesen entsprechen diese Worte von Reinhold Braun: „Die steilen, steinigen Bergpfade, gemeinsam bezwungen, und dann die erkämpften Gipfel, gemeinsam erlebt: Das gehört zu den kostbarsten Unverlierbarkeiten der Freundschaft. Das Weiche und Bequeme ist der Freundschaft schlimmster Feind. Die wahre Freundschaft weiß um den Segen der Not. Nur aus der Tiefe unseres Menschentums wächst die leuchtende Blume der Bewährung." Schon Alfred der Große betonte: „Im Unglück erst bewährt sich Männerkraft, und Freundestreue prüft man meist im Sturme."

Gerhard Krüger riet seinen Kindern:

„Schließt Freundschaft nicht leicht, dann aber ganz. Bevor Ihr ihre Echtheit, die auf gleicher Wesensart und Gesinnung beruhen muß, erprobt habt, bewahrt Euch ein gesundes Mißtrauen, ohne deshalb vertrauenslos zu werden, Menschenverächter zu sein. Letztes uneingeschränktes Vertrauen, das zur wahren Freundschaft gehört, kann man nur gewinnen, indem man solches Vertrauen auch seinerseits aufbringt.

Seid nicht voreilich in Eurem Urteil. Wirklich bewährt hat sich ein Freund erst dann, wenn er auch in Zeiten des Unglücks und der Not bedingungslos zu Euch steht. Im Glück ist es leicht, Freunde zu gewinnen. Wenn Feste gefeiert werden, blüht und wuchert das Wort Kameradschaft.

Verlangt vom Freunde nichts, was Ihr nicht selbst ihm zu geben bereit seid. Schaffen muß man sich seine Freunde, indem man sich selbst bewährt. Deshalb sei auch Euch Freundschaft nicht nur eine Sache der glücklichen Stunden und eine verkappte Form der Selbstbewunderung auf Gegenseitigkeit. Sie sei Euch ernst und schwer, unbestechlich in ihrer Aufrichtigkeit bis zur unerbittlichen Kritik und bis zur letzten Opferwilligkeit in Stunden der Gefahr.

Der beste Freund aber müßt Ihr Eurer Schwester, Euren Brüdern sein."

Und weiter: „Wo Euch aber nicht das Band echter Freundschaft verpflichtet, erteilt, besonders wenn es sich um Persönlichstes handelt, niemals ungefragt Ratschläge, weil das zu leicht als unwillkommene Einmischung empfunden wird."

Auch in den Sagas finden wir Freundestreue. Die Njalssaga hat in ihrer ersten Hälfte, der Gunnarsgeschichte, als Hauptinhalt, wie der Freundesbund zweier in Alter und Art ungleicher Männer alle Proben besteht, und auch in der Egilssaga ist ein großes Anliegen die Freundschaft ihres Helden mit dem hochherzigen Gauhäuptling Arinbjörn. In Egils Preislied heißt es dazu:

„Dort hielt mich der Hortspender einzig hoch, der allerbeste, mein Treufreund, vertrauenswert, stets im Rat, ruhmbekrönet."

Daraus macht weder Egil noch sonst jemand einen Hehl: Geschenke tragen die Freundschaft, so wie wir Heutigen sagen: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

Freunde sucht man sich aus; Kameraden hat man, wenn einen die Pflicht ruft; Gefährten findet der vor, der aus freien Stücken sich unserer Gemeinschaft anschließt. Im Rahmen der „Nordisch-religiösen Arbeitsgemeinschaft" von Norbert Seibertz wurde Anfang der dreißiger Jahre das Wort „Gefährte" aus dem Sprachschatz unseres Volkes wieder ausgegraben und für den innerlich beteiligten Angehörigen der Glaubensbewegung neu verwendet. Gefährte ist für uns also der Weggenosse auf dem gleichen Glaubenspfad. Der Weg ist nicht geebnet ist, sondern hat noch den Reiz des Ungewöhnlichen und Gefahrvollen. Wir müssen für die Anerkennung und Durchsetzung unseres Glaubens kämpfen, und das hebt die Weggefährten aus der bloßen Mitgliedschaft in einem Verein heraus. Wir sind Angehörige einer Gemeinschaft untereinander verpflichteter Menschen, die sich freiwillig binden, um unserem Glauben Geltung zu verschaffen.

Wachsamkeit und Vorsicht ist gegenüber Fremden geboten. Dem nordischen Menschen („Blauäugigkeit") fehlt fast regelmäßig das Mißtrauen gegenüber anderen Menschen, er geht oft wie selbstverständlich davon aus, daß seine eigene gute Wesensart beim anderen auch vorhanden sei. Das hat unserer Menschenart schon sehr geschadet, und Tragik heraufbeschworen. Der fälische Mensch hingegen ist eher mißtrauisch, so daß er insoweit eine wertvolle Korrektur in unsere Art eingebracht hat.

Da der Dichter des Havamal seine Pappenheimer kannte, warnt er auch entsprechend: „Vergewissere dich, wo überall Türen sind, bevor du eintrittst, paß achtsam auf; denn ungewiß ist, ob nicht weilt ein Feind auf der Diele vor dir.“ Und weiter heißt es in der Edda als Rat: „Mit seinem Verstand soll man stolz nicht prahlen, Vorsicht befolge man; wer weise schweigend zur Wohnstätte kommt – den Achtsamen trifft kein Unglück. Der Achtsame, der zum Essen kommt, horcht scharf und schweigt; die Ohren spitzt er, mit den Augen späht er: Der Besonnene sichert sich.“

Der Edda zufolge soll man nicht trauen dem engen Verwandten eines Getöteten, selbst wenn die Fehde mit Geld beigelegt worden war: „Nicht Zutrauen schenke dem Wort des Wolfssprossen, falls seinen Bruder du fälltest, falls seinen Vater du schlugst: Ein Wolf steckt im Wachsenden, ward er auch begütigt durch Gold. Glaube nicht, daß der Grimm leicht schläft, der Hader und Haß! Weisheit und Waffen muß der Tüchtige haben, der der Höchste heißen will.“

Schon Tacitus sagte, daß die Germanen immer in Waffen gingen, so berichteten es die Araber von ihnen, und so finden wir es im Havamal, wie bereits bei Küre 7 erwähnt: „Von seinen Waffen gehe weg der Mann keinen Fuß auf dem Feld, denn er weiß genau, wann des Speeres er draußen bedarf.“

Arglosigkeit hat etwas Anziehendes. „Der Adel der Gesinnung besteht zu einem großen Teil aus Gutmütigkeit und Mangel an Mißtrauen, und enthält also gerade das, worüber sich die gewinnsüchtigen und erfolgreichen Menschen zu gerne mit Überlegenheit und Spott hinwegsetzen.“ (Nietzsche). Aber wir sind zu wenige geworden, und unserer Feinde sind zu viele, als daß wir uns die nordische Unbekümmertheit noch länger leisten könnten. Und aus dieser Vorsicht heraus erklärt Nietzsche: „Jeder Umgang ist gut, bei dem Wehr und Waffen geübt werden.“

Wir haben Fremden immer zuviel vertraut. Im ersten Weltkrieg wurde im Vertrauen auf Wilsons 14 Punkte, wonach nach dem Krieg die Landkarte nach dem Selbstbestimmungsrecht geordnet werden sollte, vom deutschen Heer Waffenstillstand geschlossen; auferlegt wurde dann das Versailler Diktat, wo von Selbstbestimmungsrecht für die Deutschen keine Rede war, und Millionen Deutscher aus den Grenzgebieten gegen das Selbstbestimmungsrecht fremden Völkern unterstellt wurden, ferner den Deutsch-Österreichern verboten wurde, sich mit den Reichsdeutschen zu vereinen. Dasselbe haben 43 Roosevelt und Churchill in der Atlantik-Charta proklamiert, und beide haben dann den Massenmorden

und Millionenvertreibungen 45/46 zugestimmt, nachdem vorher diese Charta noch den Zweck erfüllt hatte, die Widerständler zum Putsch gegen Hitler zu ermuntern.

Am weitesten von der christlichen Lehre entfernen wir uns in der Forderung: „Härte und Haß gegen Feinde!" Jesus forderte bekanntlich, daß man die andere Wange hinhalte, wenn man einen Schlag auf die eine bekommen habe, daß man dem Räuber, der seinen Mantel geraubt habe, auch noch den Rock dazu gebe, daß man Böses mit Gutem vergelte und seine Feinde liebe. Die Juden vor ihm haben dem Alten Testament zufolge hingegen die Forderung aufgestellt: „Du sollst deine Freunde lieben und deine Feinde hassen." Mit dieser einfachen Aussage haben sie Jahrtausende sehr erfolgreich überlebt. Sie haben aber diese Forderung nicht erfunden; sie ist nur abgelauscht der Natur. Der Verhaltensforscher Eibl-Eibesfeldt hat ein Buch mit dem Titel „Liebe und Haß" geschrieben, wo er darlegt, daß überall in der Natur es eine „doppelte Moral" gibt, die eine für die eigene Gruppe, die „ingroup", die andere für die außerhalb der Gruppe Befindlichen, die „outgroup". Gegenüber der Eigengruppe sind die eingangs in dieser Küre erwähnten Werte geschuldet, gegenüber der Außengruppe Wachsamkeit, bei Feinden auch Haß und Durchgreifen. Alle Gruppen von Lebewesen, die erfolgreich sind, haben eine solche doppelte Moral, und auch das Christentum hat sie entgegen der Lehre seines Gründers so lange gehabt, so lange es erfolgreich war und sich verbreitet hat. Gegen Heiden, Moslems, Ketzer, Andersgläubige, Abweichler, Sekten usw. wurde immer wieder zum Kreuzzug aufgerufen. Heute, wo die ursprüngliche Lehre betont wird, die man mit beispielloser Heuchelei etliche Jahrhunderte lang verleugnet hatte, verliert das Christentum laufend an Boden. Die christliche Moral kennzeichnet also nicht einen höheren Zustand, sondern ist eine Moral, die nur für Selbstmörder taugt. Wer meint, wir müßten uns von unseren „tierischen Ursprüngen" lösen und die Vergeltungsmoral über Bord werfen, sollte sich am besten zur Abkürzung seines Leidensweges gleich selbst eine Kugel durch den Kopf schießen.

„Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden!
Was euch das Innre stört, dürft ihr nicht leiden!" (Goethe).

Und ebenso warnt Annette von Droste-Hülshoff:

„Wir sind ein friedlich still Geschlecht mit lichtem Blick und
blonden Haaren,
doch unsres Herdes heilig Recht, das wissen kräftig wir
zu wahren."

Wer in diesem Zusammenhang auf sein gutes Herz verweist, dem sei – immerhin von einer Frau, Marie von Ebner-Eschenbach – entgegengehalten: „So mancher meint ein gutes Herz zu haben und hat nur schwache Nerven."

Friedrich Hebbel bringt einen weiteren Gesichtspunkt: „Wie soll die Liebe zum Echten sich äußern, wenn nicht im Haß gegen das Schlechte?"

Heusler schreibt von den heidnischen Germanen zurecht: „Die große Zweiteilung ‚Freunde und Feinde' bedingt keine Zweiteilung ‚Gute und Böse'. Man durfte unbefangen hassen, auch wen man nicht böse fand... Man darf hassen und sich zum Hasse bekennen. ... Gut gegen seine Freunde, haßvoll gegen seine Feinde: Diese Formel wendet man nicht etwa auf jeden Ehrenmann an, sie bezeichnet gewisse härtere Machthaber; doch steckt Bewunderung in ihr." Und Heusler fährt fort: „‚Man sah bald, daß er ehrgeizig war, hart und ein Hasser': Lesen wir dies von einem Knaben, so wissen wir schon: Das ist als Lob gemeint, das verspricht einen Helden." Um dem Jungen die notwendige Härte mit auf den Lebensweg zu geben, wird sie ihm im Namen als Hoffnung und Wunsch gegeben: Der Mensch der Selbsthilfe möchte die dafür erforderlichen Tugenden seinen Nachkommen beilegen. „Altdeutsche Männernamen wie Steinhart, Stahelhart enthalten ein Wunschbild; wir wissen, ein nicht immer verwirklichtes!" (Heusler). Das Wort „einhart" bedeutete bei den Germanen zunächst eigenwillig, unbeugsam, dann aber auch soviel wie zuverlässig und ehrenhaft; es ist bezeichnend, daß der Messiasdichter es umwertet zum Ausdruck für die verstockten Hohepriester. „Dem Volke allein, das sein Herz hart und blank erhält, verleiht das Schwert Segen und Sieg." (Johannes Linke).

Und wer sich mit „Härte und Haß" immer noch nicht anfreunden kann, der lese noch einmal die Anmerkungen zu Küre 2 und 3 durch. Der Kampf ist der Vater aller Dinge, und nur im Kampf steigern wir alle unsere Kräfte. Dabei hat Großmut gegenüber dem Feind nach dessen Niederlage oder Unterschätzen seiner Fähigkeiten vor dem Kampf oftmals geschadet. „Kein kluger Streiter hält den Feind gering." (Goethe). Ebenso Shakespeare: „Im Fall der Gegenwehr ist es am besten, den Feind für mächt'ger zu halten, als er scheint."

Küre 23

Das Sittengesetz in uns gebietet Gerechtigkeit, also Gutes mit Gutem zu vergelten und Böses zu bekämpfen, für Hilfe sich dankbar zu zeigen, Geschenke zu erwidern, Täuschung für Trug zu geben und Unrecht zu rächen.

Wir sehen Gerechtigkeit als einen hohen Wert. Gerechtigkeit ist etwas anderes als das in Gesetzen niedergeschriebene in einzelnen Staaten geltende Recht. Dies hat nur in Teilen und manchmal gar nichts mit der Gerechtigkeit zu tun. Der Volksmund weiß: „Recht haben und Recht bekommen sind zweierlei". Dies liegt daran, daß jemand, der Recht hat, sein Recht vor Gericht auch beweisen muß, sonst spricht ihm der Richter im Urteil nichts zu. Aber dazu kommt ein Weiteres. Das geltende Recht entspricht ja keineswegs immer dem, was die Volksmehrheit für richtig hält. Wenn wieder ein besonders scheußlicher Kindermord geschehen ist, heißt es landauf, landab – mit wem man auch spricht –: „Rübe ab!". Zwei Drittel unseres Volkes sind für die Wiedereinführung der Todesstrafe, aber die „Volksvertreter" erfüllen hier – wie auch in vielen anderen Dingen – nicht den Willen derjenigen, die sie gewählt haben. Die EU macht es sogar zur Bedingung für die Aufnahme von Neumitgliedern, daß sie die Todesstrafe abschaffen. Daß die Todesstrafe „undemokratisch" sei, kann niemand behaupten, da der Mehrheit zu folgen das Gegenteil von „undemokratisch" ist, und Demokratien wie die USA die Todesstrafe seit hunderten von Jahren haben. Ob die Parlamentarier Angst haben, sie könnten für ihre Pflichtvergessenheit, Korruption, Mißachtung und Schädigung der Interessen des eigenen Volkes zu hart zur Rechenschaft gezogen werden? Oder ob das christliche „Du sollst nicht töten" hier hereinspielt? Aber nicht nur bei der Todesstrafe, sondern auch bei anderen Delikten haben wir eine „Rechtsprechung", die unserem Empfinden total widerspricht. Beleidigungen und Verleumdungen rechtfertigten den betroffenen heidnischen Germanen, den Täter zu erschlagen. Bei unserer heutigen Justiz gelten sie als Bagatelldelikte, und auf entsprechende Anzeigen hin wird das Verfahren regelmäßig eingestellt, außer es werden Ausländer oder Minderheitengruppen im eigenen Lande beleidigt. Andererseits verbieten die Gesetze in der Bundesrepublik – was ziemlich einmalig auf der Welt ist – das Äußern von unorthodoxen Auffassungen zu geschichtlichen Fragen, und wenn man im Ausland juristisch gebildeten Menschen Beispiele aus der Rechtsprechungspraxis bundesdeutscher Gerichte erzählt, glauben sie

einem regelmäßig nicht, sondern halten das für „Juristenlatein“. Auseinanderklaffen zwischen geschriebenem Recht und Gerechtigkeit ist aber bei uns schon viel älter; mit der Einführung des römischen Rechts im Mittelalter, das in vielen Punkten dem germanischen Gemeinrecht widersprach, mußte sich im Volke die Meinung über die Juristen als „Rechtsverdreher“ verbreiten. „Römisch Recht, gedenk' ich deiner, liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen, liegt's wie Mühlstein mir im Magen, ist der Kopf wie brettvernagelt!“ (Jos. Victor von Scheffel). Daran hat sich bis heute wenig geändert; ging es im Mittelalter darum, den Bauern mit römischen Exegesen das Jagd-, Abholzungsrecht sowie das Recht zum Fischen in Wald, Flur und Gewässern zu nehmen, so geht es heute darum, den Deutschen das Recht auf Meinungsfreiheit in bestimmten Gebieten zu nehmen.

Das Volk hat meist – wenn es nicht durch die Massenmedien verdummt wurde – ein recht feines Gespür für das, was gerecht ist. Zum Ausdruck kommt dies beispielsweise, wenn eine Mutter ihrem Kind sagt: „Das ist nicht recht.“ Zum Ausdruck kommt dies weiter in altdeutschen Sprüchen wie: „Tue recht und scheue niemand“ und „Tu' recht, steh' fest, kehr' dich nicht dran, wenn dich auch tadelt manch' ein Mann; der muß noch kommen auf die Welt, der tut, was jedem Narren gefällt.“ Denn: „Die Gaumen sind gar sehr verschieden, und allen recht tun ist sehr schwer; denn was den einen stellt zufrieden, darüber zürnt der andre sehr.“ (Inschrift im Berliner Ratskeller). So auch Schiller: „Ich tue recht und scheue keinen Feind.“ Tacitus sagte von den Germanen, daß mehr als andersorts gute Gesetze bei ihnen die Sitte bewirke. Herbert Böhme gab seinem Kulturwerk das Leitwort: „Aller Anfang ist Deine Anständigkeit.“

Ein elementares Gebot der Gerechtigkeit ist, daß wir uns gegenüber anderen Menschen so stellen, wie diese sich uns gegenüber verhalten.

Heusler sagt von den heidnischen Germanen: „Das Ehrgefühl des aufrechten Mannes fordert Vergeltung, „Gleichmachen“, im Bösen wie im Guten. Einen Angriff einstecken, als wäre nichts geschehen; oder ein Verzeihen ohne weiteres: das mindert die Ehre des Mannes.“ Das mußte nicht zu einer Fehde mit Totschlag führen, konnte auch – wie Tacitus sagte – durch eine bestimmte Menge Vieh, das Wergeld, die Mannbuße, gesühnt werden. Aber von 500 Fehdeausträgen in der Sagazeit wird nur ein kleines Drittel auf dem Vergleichsweg beigelegt. Ganz ohne Genugtuung ging es auch im Vergleichswege nicht; nur derjenige, der schwach war und keine Fürsprecher hatte, mußte Unrecht zähneknirschend dulden.

Diese Auffassung war aber nicht nur altgermanisch; wir finden sie weltweit. Konfuzius antwortet auf die Frage eines Jüngers, ob man Böses mit Gutem vergelten solle, wie man dann denn Gutes vergelten solle, wenn man Böses mit Gutem vergelte. Einzig die Lehren Jesu widersprechen dieser universalen Auffassung der Gerechtigkeit, wenn es heißt: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Bösen...", man solle seine Feinde lieben. Abgesehen davon, daß die Christen – als sie an die Macht gekommen waren – sich keinesfalls an diese Prinzipien gehalten haben, waren sich die Begründer der „Christologie" darüber im Klaren, daß es sich um eine lebensfeindliche, dekadente Moral handelt, wie ich in meiner Schrift: „Von der christlichen Moral zu einer biologisch begründeten Ethik" nachgewiesen habe. „Segnet, die euch fluchen..." – das hat noch niemanden besänftigt. Dietrich Eckart hat zurecht gesagt: „Das Böse ist überhaupt nur die Kehrseite des Guten, und wer in bösen Zeiten nicht die Kraft zum Bösen hat, der hat sie auch nicht zum Guten in guten Zeiten." Ebenso meint Immanuel Kant: „Jedenfalls stünde es besser um die Menschheit, wenn man sich weniger auf Gnade und dergleichen Tugenden und Schwächen verließe, sich desto entschiedener aber auf Gerechtigkeit stützte." Goethe sagt im „Reineke Fuchs": „... der ist schuldig der Tat, der zu strafen Gewalt hat, und nicht strafet." Und weiter im „Faust II": „Ein Richter, der nicht strafen kann, gesellt sich endlich zum Verbrecher." Ein Urgestein wie Otto von Bismarck betonte deshalb: „Wenn es auf die Gerechtigkeit ankommt, so will ich nicht um einen Pfennig prinzipiell verkürzt werden."

Der heidnische Germane rechnete auf, und wir rechnen auf, und wir können das Geschwätz der Politiker nicht mehr hören, wenn wir auf Verbrechen, die an Deutschen begangen worden sind, hinweisen, daß man davon schweigen solle und keine „Aufrechnung" machen solle! Sie mögen privat in diesem Punkt so sehr von christlichem Geist erfüllt sein wie auch immer, als Vertreter eines Volkes und Staates haben sie die Verpflichtung, unabhängig von ihren privaten Moralvorstellungen die Interessen und das Lebensrecht des ihnen anvertrauten Volkes und Staates zu wahren!

Die Deutschen haben leider einen Hang, „übergerecht" zu sein, d. h. die Ansprüche anderer eher höher zu setzen als ihre eigenen Ansprüche. Welches Volk der Welt würde es sich gefallen lassen, daß ihm ein Drittel seines Volksbodens geraubt wird, wie es Polen und Tschechen gemacht haben unter Vertreibung und Ermordung der deutschen Bevölkerung, und nicht mit ständigem harten Einsatz und diplomatischen Bemühungen zu versuchen, diese unter Bruch des Selbstbestimmungsrechts ge-

raubten Gebiete zurückzuerhalten? Aber die „deutschen“ Regierungen verzichten bereits nach einigen Jahrzehnten auf Rückgabe, garantieren den Räubern den Raub, zahlen ihnen sogar noch Wiedergutmachung, unterstützen ihre Aufnahme in die EU, was für die entsprechenden Staaten mit Milliardensubventionen – die hauptsächlich wiederum von der Bundesrepublik finanziert werden – verbunden ist! Wir müssen uns und den hier herrschenden Regierungen immer wieder die Mahnung an Deutschland von Klopstock vor Augen halten: „Nie war gegen das Ausland ein anderes Land gerecht wie du. Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug, zu sehen, wie schön dein Fehler ist!“

Wir halten uns an den an Loddfafnir gegebenen Rat in der Edda: „Wo dir Übles widerfährt, nenn’ es nicht anders und gib nicht Frieden dem Feind.“

Indem wir sagen: „Böses zu bekämpfen“, sprechen wir bewußt nicht von „dem Bösen“, denn es gibt keine eigenständige Macht des Bösen. Es gibt aber böse Menschen, von denen wir allerdings – anders als die Christen – nicht davon ausgehen, daß sie „vom Satan besessen“ seien.

Daß Böses nicht zu dulden ist, ist uralte indogermanische Auffassung. Die persische Religion beispielsweise ist ganz erfüllt davon. Auch als Zarathustra die Religion reformierte, behielt er bei, daß der Gott Ahura Mazda, der „weise Herr“, gegen Ahriman, die Verkörperung des Bösen, einen unablässigen Kampf führt, der nach 9 000 Jahren endgültig zugunsten Mazdas entschieden wird mit einem Reich der Wahrheit und der richtigen Ordnung. Im Germanentum fochten die Götter, insbesondere Donar-Thor, gegen die ihnen und den Menschen feindlich gesonnenen Riesen einen ständigen Kampf; der unter den Göttern von Odin als Blutsbruder aufgenommene Verräter Loki spielt immer wieder eine verhängnisvolle Rolle, bis er im Endkampf auf Seiten der Riesen gegen die Götter kämpft. Die Riesen und viele Götter werden getötet, Wasser und Feuer zerstören die Erde, aber im Weltenbaum, der Irminsul, hat sich ein Menschenpaar retten können, von dem es zum Ausgangspunkt eines neuen Germanengeschlechts wird, und ein neues Göttergeschlecht entsteht in einer dann verjüngten Welt. Die Menschen, insbesondere die nach Walhall von Odin gerufenen Toten, sind aufgerufen, in diesem Kampf gegen die Riesen mitzustreiten. Wieviel befriedigender für unser Gemüt ist doch diese Auffassung des Mitkämpfens auf Seiten der Götter als der christliche Gott, der als „allmächtig“ gedacht wird, und deswegen alles Unrecht, Böse und Schlechte in der Welt mit einem Fingerschnipsen beseitigen könnte; da er es nicht tut, obwohl er „allwissend“ ist, ist er

weder der „liebe Gott“ noch „allgütig“, sondern würde – wenn die Christen ihre eigene Auffassung ernst nehmen – nichts als Flüche und Verdammung verdienen. Die germanischen Götter waren nicht allmächtig gedacht, so daß kein Germane auf den Gedanken kommen konnte, sie für Verbrechen in der Welt verantwortlich zu machen. Wie Religionsphilosophen auf den Gedanken kommen konnten, den Monotheismus, also den Eingottglauben, für höherstehender zu erachten als den Polytheismus, den Vielgottglauben, wird mir immer ein Rätsel bleiben. Der germanische Glaube verlangt nicht den Glauben an der Vernunft Widersprechendes, wohingegen die Christen mit ihrem „credo quia absurdum“ gerade deswegen ihren Glauben haben, weil die Grundlagen dieses Glaubens so absurd sind. Ohne blutigsten Terror und Gewalt hätte man den Germanen den Widersinn nicht in ihre Köpfe prügeln können. „Wer in Glaubenssachen den Verstand befragt, kriegt unchristliche Antworten.“ (Wilhelm Busch).

In einer Zeit allgemeiner Sittenverwahrlosung ist auch die Dankbarkeit zurückgegangen. Der Volksmund weiß: „Dankbarkeit und Weizen gedeihen nur auf gutem Boden“, und Goethe sagt zurecht: „Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.“

Wie danken? Robert Reinick sagt es:

„Dank mit dem Mund,
hat wenig Grund;
im Herzen Dank,
ist guter Klang.
Dank mit der Tat:
Das ist mein Rat!“

Für ein Entgegenkommen dankt der thüringische Bauer beispielsweise nur dann, wenn er nicht beabsichtigt, seinerseits dem anderen etwas vergleichbares Gutes zu tun. Kinder können im Regelfall nicht durch Taten danken; wir sollen sie deshalb anhalten, sich zu bedanken, damit sie das Gefühl dafür bekommen, daß Wohltaten und Geschenke nichts Selbstverständliches sind.

Geschenke soll man erwidern. Das Havamal betont: „Mit Waffen und Gewändern sollen sich Freunde erfreuen, das sieht man wohl an sich selbst. Geber und Gegengeber bleiben gute Freunde, wenn ihnen das Schicksal es gönnt. Seinem Freunde soll ein Freund man sein und vergelten Geschenk mit Geschenk. Lachen mit Lachen soll der Held erwidern und Täuschung mit Trug.“

Hier wird erneut angesprochen, daß wir dem falschen Freund mit gleicher Münze heimzahlen sollen. Das wird im Havamal dann noch einmal aufgenommen: „Hast du einen anderen (Freund), dem du wenig traust und begehrst doch Gutes von ihm: Sprich freundlich zu ihm, doch falsches sinne und vergilt Täuschung mit Trug. Auch dies andere von ihm, dem du wenig traust, dessen Denken verdächtig dir scheint: Sollst lachen mit ihm und verleugnen dein Herz, gleiches mit Gleichem vergilt." Ähnlich sagt ein deutsches Sprichwort: „Besser offener Feind als zweideutiger Freund."

Niemand denke, der andere brauche keine Gegengabe, wie das Havamal betont: „So gebefreudig und gastfrei fand ich keinen, daß er Geschenke verschmäht; mit seinem Gute so freigebig keinen, dem Lohn wäre leid gewesen."

Wer uns täuscht, dem sollen wir Trug geben, dem schulden wir keine Wahrheitsliebe oder Ehrlichkeit. Dies kommt auch in der Schadenfreude zum Ausdruck, die sich dann erigibt, wenn jemand, der einem anderen eine Grube gegraben hat, selbst hineinfällt. Spervogel sagt im Mittelalter, wo es teilweise noch Gemeinbesitz gab und die Landhufen jeweils reihum gingen: „Heute mein und morgen dein: so geht's beim Hufenteilen! Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein zuweilen."

Das Christentum verbot, Unrecht zu rächen. Zunächst einmal schon weil: „Gottes Wille geschehe...", und die Übeltaten, die einem geschehen, wegen der Allmacht Gottes einem ja auferlegt worden sind, um den Glauben zu prüfen oder wegen früher begangener Sünden. Es heißt dann aber auch ganz eindeutig: „Die Rache ist mein, spricht der Herr", und es werden in der Bibel sogar Sanktionen für eigene Rache angedroht: „Wer sich rächet, an dem wird sich der Herr wieder rächen." Im Jenseits soll es die Vergeltung geben, die Bösen kommen in die Hölle, und obwohl noch niemand Glaubwürdiges von der Hölle zu berichten gewußt hat, sollen wir uns damit zufriedengeben.

Anderes rät der Dichter im Sigrdrifumal (auch drittes Sittengedicht): „Das rat ich zum dritten, daß auf dem Thing du dich nicht einläßt mit törichtem Tropf: Ein unweiser Mann wird oft ärgeres behaupten, als er wirklich weiß. Ganz schlimm ists, schweigst du dazu: dann findet man feige dich oder nennt wahr sein Wort; immer bleibt etwas zurück, und dein Ruf nicht völlig rein; anderntags triff ihn zu Tode: Lohn ihm die Lüge so!" Und auch unser Volk weiß noch: „Rache ist süß", und Ernst Moritz Arndt singt: „O süßer Tag der Rache."

Man hat den Augenblick der Rache einmal die Lebenshöhe eines Germanen genannt. Dies ist vielleicht etwas übertrieben, aber es ist ein wahrer Kern darin. Die Rache war zunächst einmal ein Mittel der Selbstbehauptung. Für unser heutiges Empfinden hängen Rache, Zorn und Erbitterung unlöslich zusammen; de Vries weist zurecht darauf hin, daß diese Gefühle bei dem Germanen der Heidenzeit nicht die leitenden sind. Das ergibt sich oft schon daraus, daß seine Rachehandlung nicht gegen den gerichtet zu werden braucht, der ihm einen Verlust zugefügt hat, wenn es um den Fall des Totschlages geht, sondern gegen dessen Sippe in dessen Gesamtheit. Die eigene Sippe wurde geschädigt, der eigene Friedens- und Kampfverband geschwächt; so mußte man auch den anderen schwächen, und zwar durch Tötung eines mindestens gleichwertigen, wenn nicht höherwertigen Mitgliedes der anderen Sippe. Die Blutrache war die notwendige Folge der Tatsache, daß die Sippe im germanischen Leben die allesbeherrschende Einheit bildet. Dadurch, daß der Sippe ein Mitglied genommen wurde, hat sich die Waagschale im Gleichgewicht der Sippen zugunsten der anderen Sippe verschoben; dieses Übermaß muß wettgemacht werden. Nicht Haß gegen den Täter selbst, sondern das Bedürfnis, das erschütterte Heil der eigenen Sippe wiederherzustellen, wirkt als Hauptbeweggrund. Ziel der Rache ist nicht vorrangig die Minderung der Kraft der Sippe des Täters, sondern Wiederherstellung des Ansehens, der Unverletzlichkeit und Sicherheit der eigenen Sippe. Aus diesem Ausgleichsdenken heraus konnte dann – weil die Kraft einer Sippe nicht nur in der Zahl und Stärke der Blutsverwandten lag, sondern auch in dem, was sie an Land, Vieh und sonstigen Reichtümern besaß, – durch Zuwachs an solchen Dingen mittels Leistung von der Sippe des Täters Wiedergutmachung erfolgen. Gemeinsam brachten dessen Sippenmitglieder die Buße (wörtlich: Besserung) auf, nach einem festen Verteilungsschlüssel. Allerdings galt es in vielen Sippen als Schande, „seinen Verwandten im Geldbeutel zu tragen“.

Heusler schreibt: „Die Rache ist, neben der Mannentreue und dem heldischen Sterben, die hellst beleuchtete Stelle in der altgermanischen Sittenlehre.“ Es gibt geradezu eine Pflicht zur Rache; der Erbe darf sich nicht auf den Hochsitz setzen, wenn er seinen Verwandten nicht gerächt hat. Im Gesetzestext steht: Wem das Erbe zufällt, der hat die Rache zu vollziehen. Und mit gleicher Stärke drängt das Ehrgefühl darauf, daß man sich selbst, die eigene Kränkung, räche. Der Schimpf, die Rache zu versitzen, ist derselbe, ob ein toter Verwandter und oder ein Schlag auf die eigene Backe zu sühnen sei.

Der Rachepflicht zu genügen, reisten Wikinger bis Grönland oder Konstantinopel, um dort den Täter zu finden. Hinfällige Greise raffen sich auf, um den Sohn zu rächen; oder sie treiben den einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, in das Wagnis, den Kampf mit dem Mächtigeren: „Ich wußte nicht, daß ich einen Feigling zum Sohn hätte!" Da sich die Sippe des Täters natürlich vorsah, wurde – um die Rache zu vollziehen – oftmals Geduld verlangt, die aber auch aufgebracht wurde, bis der rechte Augenblick da ist. So wie Konrad Adenauer sagte: „Rache muß kalt genossen werden", und ein deutsches Sprichwort: „Die Rache ist ein Gericht, das man kalt verspeisen muß", so gilt den Germanen die späte Rache als besondere Probe der Seelenstärke des Tapferen. Ein Sprichwort sagt: „Knecht nur rächt sofort, doch Memme niemals." Selbst Mütter treiben ihre Söhne, deren Tod ja auch die Folge der Rachebemühung sein kann, zum Handeln. Ruhm gewinnt der, der gegenüber Macht und allen Hindernissen zum Trotz die Rache glücklich ausführt.

Heusler sagt, man möchte von einem Kultus der Rache sprechen, und sagt dazu, dies sei wohl deswegen so, weil der Rachedrang kein angeborener Durst, keine selbstverständliche Anlage sei. „Dieser ruhige, gutmütige Menschenschlag braucht die Erziehung zur Rache; das Rachegebot muß sich gegen innere Widerstände durchsetzen. Das Ehrgefühl muß den lauen Haß zur Wallung bringen."

Hierfür ist die Saga von Thorstein Stangenhieb ein gutes Beispiel. Thorstein, der mit seinem Vater allein auf einem kleinen Hof sitzt, hat es bei einer Pferdehatz zwischen seinem Hengst und einem Hengst eines mächtigen Nachbarbauern mit dessen Knechten zu tun. Des Nachbarbauern Pferdeaufseher und Thorstein selbst haben – wie bei der Hengsthatz üblich – jeweils Stangen, um die Tiere notfalls zu trennen. Thorsteins Hengst beißt besser, und der Pferdeaufseher des Nachbarn schlägt Thorstein mit der Stange an den Kopf, so daß Thorstein blutet. Thorstein macht keine Bemerkung dazu, erzählt die Sache auch nicht seinem gebrechlichen Vater. Im Bezirk aber bekommt Thorstein den Beinamen „Stangenhieb", und irgendwie erfährt auch sein Vater davon. Dieser wirft dem Sohn Feigheit vor, woraufhin am nächsten Morgen ganz früh Thorstein zum Pferdeaufseher in den Pferdestall geht, ihn fragt, ob dieser ihn absichtlich bei der Hatz geschlagen habe, und als dieser eine patzige Antwort gibt, ihn erschlägt, den Totschlag verschlüsselt einer Magd erzählt, die aber – weil ersichtlich der Pferdeaufseher nicht besonders beliebt war – diese Mitteilung von Thorstein erst Stunden später weitergibt, als Thorstein schon wieder auf seinem Hof ist. Der Bauer seiner-

seits erhebt zwar Klage auf dem Thing gegen Thorstein und setzt dessen Ächtung durch, macht aber nichts, um Thorstein zu erschlagen. Zwei Gäste, die er aufgenommen hatte, machen sich beim Gespräch im Gesindehaus – was der Bauer mithört – über ihn lustig, daß er anscheinend keine Traute habe, nun auch die Rache zu vollziehen. Am nächsten Morgen gab der Bauer beiden Waffen und sagte, sie könnten ihm jetzt die Gastfreundschaft lohnen, sie sollten ihm Thorsteins Kopf bringen. Das war nun etwas, was sie mit ihren Reden gewiß nicht beabsichtigt hatten, aber sie ritten dann doch zu Thorstein. Thorstein erschlägt beide, bindet sie auf ihre Pferde und jagt die Pferde zum Bauern zurück. Der Bauer tut nichts, bis seine Frau ihn fragt, ob er wisse, was im Bezirk erzählt werde; es gäbe kein anderes Thema, als wieviel Hofgenossen man ihm wohl erschlagen müsse, bis er zur Rache schreite. Der Bauer meint dazu nur, es gäbe manche, die meinten, es hätte sie verdient getroffen.

Am nächsten Morgen holt er aber seine Waffen aus der Truhe. Seine Frau fragt, wie viele Helfer er mitnehmen wolle. Er erklärt: „Keinen", woraufhin seine Frau ihn beschwört, das sei zu gefährlich für ihn. Daraufhin meinte er nur, das sei oftmals so bei Frauen, daß sie sich bei ihren Reden nicht überlegten, was das für Folgen haben könne. Er reitet zu Thorstein, läßt diesen sich wappnen, und sie kämpfen miteinander, aber so, daß keiner den anderen entscheidend treffen will. Nach längerem, unentschiedenem Kampf endet die Sache so, daß der Bauer Thorstein das Angebot macht, zu ihm als Knecht zu ziehen, was dieser annimmt.

So fließen also auch in heidnischer Zeit schon objektivere Gesichtspunkte beim Rachegebot mit ein.

Küre 24

Das Sittengesetz in uns verbietet Mord, Vergewaltigung und Diebstahl, Mißgunst, Habgier und Neid gegenüber jedermann.

In 23 Küren haben wir Gebote. In einer Küre haben wir Verbote. Die hier erwähnten Verbote bedeuten natürlich nicht, daß alles andere erlaubt sei, ebensowenig, wie die zehn Gebote für den Christen den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, und alles dort nicht Angesprochene erlaubt sei. Wir haben hier nur die Dinge erwähnt, die für den heidnischen Germanen und damit auch für uns die größte Bedeutung haben.

Die zehn Gebote in der allgemeinen katholischen und protestantischen Übersetzung besagen: „Du sollst nicht töten." Daraus haben christliche Sekten immer wieder das Verbot zur Tötung auch in Notwehr oder der Feinde im Kriege oder Unzulässigkeit der Todesstrafe abgeleitet. Alles müsse in die Hände Gottes gelegt werden, und wenn es Gottes Wille sei, daß man selbst umkomme, dann habe man sich dem nicht zu widersetzen.

Wir lehnen eine Tötung nicht per se ab. Verabscheuungswürdig ist uns der Mord, die heimliche Tötung aus niedrigen Beweggründen.

Die Vergewaltigung haben wir deswegen angeführt, weil es auch hier im christlich bestimmten Abendland Unterschiede zur heidnischen germanischen Auffassung gibt. Im heidnischen Germanentum war die Buße, die für die Tötung einer Frau als Sühne gezahlt werden mußte, höher als die Summe für die Tötung eines Mannes; bei Vergewaltigung einer Frau war der Betrag genauso hoch wie bei Tötung eines Mannes. Wegen der niedrigeren Stellung der Frau in der Bibel wurden dann nach Einführung des Christentums im Mittelalter die Beträge, die für den Totschlag einer Frau zu zahlen waren, auf $^3/_5$ der für einen Mann zu zahlenden Strafe festgesetzt – insoweit dem alten Testament folgend –, und Vergewaltigung wurde zwar nicht zu einem Bagatelldelikt, hatte aber längst nicht mehr die Straffolge und Bußhöhe wie beim Heidentum. Vergewaltigung ist ein Angriff auf die geschlechtliche Selbstbestimmung der Frau, letztlich ein Mißbrauch ihres Mutterschoßes, des Rechtes, selbst zu wählen, wer der Vater ihres Kindes sein solle. Dieses Recht nehmen der Frau kirchliche Kreise noch heute, indem sie eine Abtreibung in jedem Falle verweigern, selbst dann, wenn die Schwangerschaft durch Vergewaltigung entstanden ist. Es interessiert sie auch nicht, daß Zwillingsuntersuchungen einen hohen Grad von Vererbung bei der Kriminalität ergeben haben, mithin eine hohe Wahrscheinlichkeit besteht, daß dieses

Kind, falls es geboren wird, auch zum Verbrecher werden wird. Alles dies sei ja „Gottes Wille“, und dem dürfe sich die Frau nicht widersetzen. Wir sehen das natürlich völlig anders. Vergewaltigung ist viel härter zu bestrafen als derzeit gesetzlich vorgesehen. Das Verbot gilt allgemein, also auch im Krieg. In den wenigen Fällen, wo deutsche Soldaten im 2. Weltkrieg Frauen anderer Völker vergewaltigt hatten, sind sie von Standgerichten zum Tode verurteilt und erschossen worden.

Diebstahl ist die heimliche Wegnahme von Dingen, die einem anderen gehören. Bei einem Raub kann man sich wehren, hat so die Chance, sein Eigentum zu behalten; bei der heimlichen Wegnahme geht dies nicht. Deshalb galt den Germanen anders als Raub der Diebstahl als Meintat, und noch in der Frühgeschichte der USA wurde Rinder- oder Pferdediebstahl mit dem Strick bestraft. Wir wissen, daß Jugendliche über die Stränge schlagen, es mit Mein und Dein manchmal nicht so genau nehmen, weil sie eine sittliche Grundlage erst finden müssen; wer aber als Erwachsener einen Diebstahl begangen hat, kann nicht Mitglied der Artgemeinschaft-GGG werden.

Dem 10. Gebot der mosaischen Gebote zufolge ist nur das Eigentum des „Nächsten“ unantastbar, wobei unter „Nächsten“ im Alten Testament nur der Jude zu verstehen ist; dementsprechend heißt es im Talmud, daß ein Fundstück dem Verlierer nur zurückgegeben werden muß, wenn der Verlier ein Jude ist (Baba kamma 113 b). Nach dem Schulchan Aruch (Joreh deah 239) darf der Jude sogar einen Meineid (unter Anrufung seines Gottes) leisten, um das einem Nichtjuden gestohlene Gut zu behalten, sofern ihm ein Meineid nicht nachzuweisen ist, weil dann Gottes Name nicht entheiligt werde. Unser Sittengesetz erlaubt nicht das Bestehlen von Angehörigen anderer Völker, sondern verbietet Diebstahl allgemein.

Mißgunst ist ein ganz übles Laster. Das Volk weiß: „Mancher erträgt sein Unglück leichter als das Glück anderer.“ Dazu hat Wilhelm Busch einige treffende Verse gemacht:

„Nachbar Nickel ist verdrießlich,
und er kann sich wohl beklagen,
weil ihm seine Pläne schließlich
alle gänzlich fehlgeschlagen.

Unsre Ziege starb heut morgen.
Geh und sag’s ihm, lieber Knabe!
Daß er nach so vielen Sorgen
auch mal eine Freude habe.“

Marie von Ebner-Eschenbach spitzt es so zu: „Der Mittelmäßige fühlt sich dem Ausgezeichneten gegenüber immer im Zustand der Notwehr.“ Und Goethe sieht es genauso: „Aber freilich, um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum selber etwas sein.“ Auch Franz Grillparzer erkennt: „Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt und sie durch Liebe macht zu seiner eignen. Denn groß zu sein, ist wenigen vergönnt.“ Ebenso Hölderlin: „Wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung.“ Schopenhauer bemerkt, daß gewöhnliche Leute großes Vergnügen an den Fehlern bedeutender Menschen haben – wir können ergänzen: tatsächlichen oder vorgeblichen. „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen.“ (Schiller).

Gerade über die bedeutendsten Menschen sind deshalb immer wieder Kübel von Verleumdungen und Unterstellungen ausgekippt worden.

In der bundesdeutschen Gesellschaft finden wir verbreitet ein Kritikastertum, ein Abwerten. Schon Marie von Ebner-Eschenbach erkannte: „Die jetzigen Menschen sind nur zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.“ Und Goethe warnt: „Ein jeder kann nur seinen eignen Stand beurteilen und tadeln. Aller Tadel heraufwärts oder hinabwärts ist mit Nebenbegriffen und Kleinheiten vermischt, man kann nur durch seinesgleichen gerichtet werden.“ Schon im Havamal heißt es zurecht: „Der Armselige, Übelgesinnte übt an allem Spott. Das weiß er nicht, was er wissen sollte, daß auch er von Fehlern nicht frei.“ Loddfafnir wird geraten: „Dich soll anderer Unglück nicht freuen; ihren Vorteil laß dir gefallen.“

Aus Mißgunst folgt oftmals Verleumdung. Diesen Charakterfehler geißelt Hans Friedrich Blunck mit folgenden Worten:

„Verächtlich sie, die scheltend an den Wegen
sich halten, wo die andern wirkend gehen,
die nie die eigene Hand mit Lust anlegen,
nur spöttelnd, nörgelnd unterm Haustor stehen
und niederziehen, was ohne sie geschehen,
wie neidische Weiber anderer Kinder sehen.“

Mit Mißgunst verwandt ist der Neid, wobei sich allerdings der Neid im Regelfall nicht gegen diejenigen richtet, die weit über einem stehen, son-

dern diejenigen, die etwas über einem stehen, etwas mehr als man selbst haben, der Nachbar, der einen etwas größeren Wagen fährt, die Bekannte, die etwas weiter weg in den Urlaub fährt, der Dorfgenosse, dessen Ehe glücklicher läuft als die eigene. Der Neider hat das Gefühl, den Beneideten nicht einholen zu können, so daß er ihn auf dieselbe Ebene herabziehen will. Der Soziologe Schoeck hat ein ganzes Buch hierüber geschrieben, weil der Neid weltweit – wenn auch unter verschiedenen Namen und Deckmanteln – verbreitet ist. Der Neid ist zerstörerisch, destruktiv (Hagen ist ein typisches Beispiel), und deswegen sagt der Volksmund: „Der Neid frißt seinen eigenen Herrn“, sowie: „Neid ist dem Menschen, was Rost dem Eisen.“ Er vergiftet die Seele des Neiders. „Der Blick des Neiders sieht zu seiner eignen Pein nur alles Fremde groß und alles Eigne klein.“ Allerdings meint Schoeck, er habe auch etwas Gutes, verhindere nämlich ein zu großes Auseinanderdriften innerhalb der Gesellschaft und damit ein Sprengen der Gemeinschaft.

Wir sind nicht neidisch und sagen mit Goethe:

„Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sei Dank, es ist ein alter Brauch:
Soweit die Sonne scheint, soweit erwärmt sie auch.“

Und bezogen auf die Freunde Paul Heise: „‚Freund in der Not‘ will nicht viel heißen; hilfreich möchte sich mancher erweisen. Aber die neidlos ein Glück dir gönnen, die darfst du wahrlich Freunde nennen.“ Denn: „Wer Neider hat, hat Brot, wer keine hat, hat Not“, wie das Volk weiß, und auch gleich den Trost dazugibt: „Besser Neider als Mitleider.“ Gorch Focks Worte seien uns Vorbild: „Die Neider will ich lachend vertragen, solange ich keinen Hagen darunter erblicke! Und auch dann noch, ja auch dann noch!“

Habgier – die Gier, immer noch mehr materielle Güter anzuhäufen –, verwandt dem Geiz, der nicht mehren will, aber nichts weggeben kann, ist uns ebenfalls wesensfremd. Wir können diese Verengung des Blicks auf nur Teilbereiche des Lebens nicht nachvollziehen. Der Habgierige selbst kann deshalb kein erfülltes Leben führen. Es könnte uns an sich gleichgültig lassen, aber jede Gemeinschaft wird durch habgierige Menschen, die ihr angehören, gefährdet. Dies deswegen, weil andere Mitglieder dieser Gemeinschaft aus idealistischen Gründen und weil sie die Notwendigkeit der Gemeinschaft anerkennen, der Gemeinschaft das an Mitteln zur Verfügung stellen, was sie für angemessen halten, wohingegen Habgierige und Geizige sich um Leistungen herumzudrücken su-

chen. Wenn das die Idealisten sehen, wird damit ihre Gebefreude auch beeinträchtigt und der Gemeinschaft damit geschadet. –

Die Entdeckungsreise zu einer neualten Ethik ist hiermit zu Ende. Manches wird dem Leser vertraut vorgekommen sein, anderes überraschend. Dies deswegen, weil die Ausführungen genausowenig Rücksicht auf die frühere bürgerliche Moral wie auf den Zeitgeist genommen haben. Ich hoffe, auch für außenstehende Menschen unserer Art – an Fremde richtet sich dieses Buch nicht – deutlich gemacht zu haben, warum wir in der Artgemeinschaft-GGG diesen und keinen anderen Wertekanon haben. Da ich immer wieder auf Zitate aus der Edda zurückgekommen bin, will ich meine Ausführungen mit folgendem Eddaspruch enden:

„Nun sind die Sprüche des Hohen in der Halle gesagt, nützlich und schädlich den Geschlechtern der Menschen. Heil, der sie sprach! Heil, der sie versteht! Nütze sie, wer sie vernahm! Heil, die sie hörten!“

Die Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. ist die größte heidnische Gemeinschaft Deutschlands (dazu noch Mitglieder in anderen germanischen Völkern) mit tiefreichenden Wurzeln. Sie wurde 1951 gegründet und vereinigte sich 1965 mit der Nordischen Glaubensgemeinschaft e.V., die 1928 gegründet worden war und sich 1954 in Nordisch-religiöse Gemeinschaft umbenannt hatte. Mit den bereits 1924 gegründeten Nordungen fand 1983 die Vereinigung statt. In der Artgemeinschaft wird ferner das Gedankengut der 1913 von Ludwig Fahrenkrog gegründeten Germanischen Glaubens-Gemeinschaft (GGG) fortgeführt und weiterentwickelt, nachdem diese 1957 ihre Tätigkeit eingestellt hatte, im Vereinsregister gelöscht wurde, und die Reste ihrer aktiven Mitglieder zur Artgemeinschaft bzw. Nordisch-religiösen Gemeinschaft gekommen waren.

Wir können auf eine jahrzehntelange Erfahrung bei der Neugestaltung eines uns gemäßen Glaubens verweisen, da wir die älteste germanisch-heidnische Glaubensgemeinschaft mit durchgängigem Wirken sind. Bei uns finden Sie nicht nur ein reges Gemeinschaftsleben auf den regelmäßig wiederkehrenden Gemeinschaftstagen, sondern über die „Nordische Zeitung", zwei Schriftenreihen, eine Buchreihe sowie Einzelschriften auch eine geistige Auseinandersetzung mit dem Christentum, Darstellung alter Bräuche und die Durchformung eines arteigenen Glaubens. Wegen der großen Nachfrage sind von zahlreichen Veröffentlichungen, die wir herausgebracht haben, viele bereits vergriffen. Nur wenn Sie laufend mit uns Verbindung pflegen, können Sie mithin sicher sein, auch alle neuen Veröffentlichungen von uns zu bekommen.

Sie haben drei Möglichkeiten, mit uns in Verbindung zu bleiben, wozu Sie bitte den Vordruck in diesem Heft verwenden.

- Die am wenigsten verpflichtende ist, daß Sie die NORDISCHE ZEITUNG für 18,– € einschließlich Versand jährlich bestellen.
- Wenn Sie auch zu Tagungen eingeladen und über die gemeinschaftsinneren Angelegenheiten im Bild sein wollen, aber nicht aus einer Bekenntnis- oder anderen Religionsgemeinschaft austreten oder sich noch nicht neu binden möchten, können Sie FÖRDERER werden. Als Förderer bezahlen Sie einen Beitrag nach Selbsteinschätzung, mindestens aber 55,– € im Jahr, worin der kostenlose Bezug der Nordischen Zeitung, unseres Gefährtschaftsbriefes und unserer Flugblätter, ferner der Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft" enthalten ist.
- Wenn Sie keiner Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft angehören und sich neu binden wollen, das „Artbekenntnis" und das „Sittengesetz unserer Art" voll bejahen sowie überwiegend nordisch-fälische Menschenart verkörpern, können Sie Antrag auf Aufnahme als MITGLIED in die Artgemeinschaft stellen. Sie zahlen einen Monatsbeitrag (nach Selbsteinschätzung) in Höhe von mindestens 1 % des Nettoeinkommens. Mindestbeitrag ist ein Betrag von 5,– € je Monat. Im Mitgliedsbeitrag eingeschlossen ist die kostenlose Lieferung der Nordischen Zeitung und des Gefährtschaftsbriefes, unserer Mitteilungen und Flugblätter, von Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft" und der Reihe „Werden und Wesen der Artreligion". Die Mitglieder der Artgemeinschaft sind gleichzeitig Mitglied im Familienwerk, das einen Familienlastenausgleich erstrebt, Beitrag: gestaffelt (von € 0,– bei drei Kindern bis € 95,– bei kinderlos jährlich, Ermäßigung möglich). Mit Eingang Ihres Antrages auf Aufnahme werden Sie zunächst im Regelfall ein Jahr als Anwärter bis zur endgültigen Entscheidung über Ihre Mitgliedschaft geführt und haben in dieser Zeit bereits die Beiträge zu zahlen, erhalten andererseits die für Mitglieder bestimmten Leistungen mit Ausnahme der Mitteilungen. Die Entscheidung über Ihre Aufnahme fällt im Regelfall erst, nachdem Sie einen unserer Gemeinschaftstage besucht haben, und sowohl Sie als auch wir feststellen konnten, ob wir zueinander gehören. Wenn Sie aufgenommen wurden, haben Sie eine einmalige Aufnahmegebühr in Höhe von 30,– € zu zahlen, wofür Sie die Mitgliedsnadel, nach unserer Wahl einige noch lieferbare Schriften aus unseren Schriftenreihen und einen früheren Jahrgang der Nordischen Zeitung erhalten.

Das, was uns im Glauben verbindet, haben wir zusammengefaßt im

Artbekenntnis

1. Alles Leben wirkt nach Naturgesetzen. Uns offenbart sich das Göttliche in diesen ewigen, ehernen Gesetzen, gegen die zu verstoßen widersinnig ist.
   Wir bekennen uns zu einem Leben im Einklang mit den Naturgesetzen.
2. Kampf ist Teil des Lebens; er ist naturnotwendig für alles Werden, Sein und Vergehen. Jeder einzelne von uns wie unsere gesamte Art stehen in diesem Ringen. Wir bekennen uns zu diesem nie endenden Lebenskampf.
3. Die Menschenarten sind verschieden in Gestalt und Wesen. Diese Verschiedenheit ist sinnvolle Anpassung an die unterschiedlichen Naturräume.
   Wir bekennen uns zur Erhaltung und Förderung unserer Menschenart als höchstem Lebensziel, denn auch sie ist eine Offenbarung des Göttlichen.
4. Leib und Seele bilden eine Einheit.
   Wir bekennen uns zu gleicher Wertschätzung von beidem.
5. Unser Sein verdanken wir wesentlich Eltern und Ahnen.
   Wir bekennen uns zur Verehrung unserer Ahnen und wollen ihr Andenken an kommende Geschlechter weiterreichen.
6. Die Sonne erhält alles Leben auf dieser Erde. Himmel und Erde, Tier und Pflanze, Berg und Baum, Wind und Wasser sind uns Heimat; wir sind in die Natur eingebettet und können uns nicht ungestraft von ihr lösen.
   Wir bekennen uns zur Sonnen- und Naturverehrung unserer Vorfahren und sehen die Umwelt nicht als eine der menschlichen Willkür unterworfene Sache an.
7. Sitte und Brauch sind Bestandteil jeder religiösen Gemeinschaft.
   Wir bekennen uns zum germanischen Kulturerbe und dessen Weiterentwicklung.
8. Unser Wille wird durch unser Wesen bestimmt. Es wird durch Erbanlage und Umwelt, Prägung und Erziehung geformt.
   Wir bekennen uns zur Wertung des Menschen nach Haltung, Leistung und Bewährung.
9. Schuldig kann jeder werden, schicksalsbedingt.
   Wir bekennen, daß Schuld allein durch eigene Tat und Streben zum Guten zu sühnen ist.
10. Schmerz und Leid weisen uns auf Gefahren hin und sollen Abwehrkräfte von Körper und Geist wecken. Sie bewirken Erschütterung, aber auch Gesundung.
    Wir bekennen uns zu Schmerz und Leid als naturgegebenen Kräften und sehen sie nicht als Strafe irgendeiner überirdischen Macht.
11. Ohne den Tod des Einzelwesens sind die Arten nicht lebens- und entwicklungsfähig.
    Wir bekennen, daß der einzelmenschliche Tod nicht Strafe oder Erlösung aus einem angeblichen irdischen Jammertal, sondern Voraussetzung für das künftige Gedeihen unserer Art ist.
12. Der Mensch ist unsterblich in den Nachkommen und Verwandten, die sein Erbe teilen. Nur sie können unsere von den Ahnen erhaltenen Anlagen verkörpern.
    Wir bekennen, daß der höchste Sinn unseres Daseins die reine Weitergabe unseres Lebens ist.

Für uns gelten nicht die biblischen 10 Gebote, sondern wir leben nach dem heidnischen

Sittengesetz unserer Art

1. Das Sittengesetz in uns gebietet Wahrung der eigenen Ehre und Achtung der Ehre der ebenbürtigen Ehrwürdigen.

2. Das Sittengesetz in uns gebietet Tapferkeit und Mut in jeder Lage, Kühnheit und Wehrhaftigkeit bis zur Todesverachtung gegen jeden Feind von Sippe, Land, Volk, germanischer Art und germanischem Glauben.

3. Das Sittengesetz in uns gebietet Streben nach Freiheit von fremdem Zwang und Unbeugsamkeit im Kampf für ein Leben nach eigener Art und eigenem Gesetz, Selbstbehauptung.

4. Das Sittengesetz in uns gebietet Stolz auf eigene Leistung und die von Menschen unserer Art, Selbstbewußtsein, Selbstachtung, Selbstbejahung und Selbstsicherheit.

5. Das Sittengesetz in uns gebietet Annahme der Anerkennung durch andere, doch auch: Mehr Sein als Scheinen.

6. Das Sittengesetz in uns gebietet Streben nach Gesundheit, Schönheit und Wohlgeratenheit an Leib und Seele, Pflege und Bejahung des Leibes und Freude an ihm.

7. Das Sittengesetz in uns gebietet Streben nach Wissen und Weisheit und nach Vorsorge aus Voraussicht, nicht ängstlich, doch besonnen, nach Überlegenheit aus Überlegung, Scharfsinn und Weitblick, wenn nötig Verschwiegenheit.

8. Das Sittengesetz in uns gebietet selbstverantwortliche Steigerung unserer Kraft, Macht zu wollen und sich ihrer mit Bedacht zu bedienen.

9. Das Sittengesetz in uns gebietet Selbsthilfe, wo irgend möglich.

10. Das Sittengesetz in uns gebietet Selbstbeherrschung und Gelassenheit sowie Sachlichkeit.

11. Das Sittengesetz in uns gebietet Maßhalten bei Gelage, Speise und Trank.

12. Das Sittengesetz in uns gebietet das Streben nach Lebenslust und Lebensfreude, heiter und wohlgemut unser Leben zu führen, Freude aber auch im Überwinden von Schwierigkeiten zu suchen.

13. Das Sittengesetz in uns gebietet, Opfer für ein großes Ziel zu bringen.

14. Das Sittengesetz in uns gebietet Leistung, Tüchtigkeit und Verantwortungsbereitschaft für unsere Nächsten, also die uns Anvertrauten, unsere Sippe und Gemeinschaft, unsere Menschenart – beständig, beharrlich und zäh.

15. Das Sittengesetz in uns gebietet Einsatz für Wahrung, Einigung und Mehrung germanischer Art.

16. Das Sittengesetz in uns gebietet Gefolgschaft dem besseren Führer, mit Recht und Pflicht zu abweichendem Rat, nach bestem Wissen und Gewissen.

17. Das Sittengesetz in uns gebietet das Halten von Frieden in der Gemeinschaft.

18. Das Sittengesetz in uns gebietet die Unantastbarkeit der Ehe eines Gefährten.

19. Das Sittengesetz in uns gebietet gleichgeartete Gattenwahl, die Gewähr für gleichgeartete Kinder.

20. Das Sittengesetz in uns gebietet rechte Erziehung unserer Kinder, sowie Ehrung von Vater und Mutter.

21. Das Sittengesetz in uns gebietet Freigiebigkeit und Großzügigkeit gegenüber Sippenangehörigen und Gefolge, Hilfe in Not mit Rat und Tat gegenüber Gefährten, Gastfreundschaft gegenüber Artverwandten.

22. Das Sittengesetz in uns gebietet Treue und Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Freimut, Rücksichtnahme, Zuneigung und Liebe gegenüber Verwandten, Freunden und Gefährten, Wachsamkeit und Vorsicht gegenüber Fremden, Härte und Haß gegen Feinde.

23. Das Sittengesetz in uns gebietet Gerechtigkeit, also Gutes mit Gutem zu vergelten und Böses zu bekämpfen, für Hilfe sich dankbar zu zeigen, Geschenke zu erwidern, Täuschung für Trug zu geben und Unrecht zu rächen.

24. Das Sittengesetz in uns verbietet Mord, Vergewaltigung und Diebstahl, Mißgunst, Habgier und Neid gegenüber jedermann.

An die
Artgemeinschaft - Germanische Glaubens-Gemeinschaft
wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V.
Postfach 55 709
D-22567 Hamburg

Tag: ______________

Familienname: ______________ Vorname: ______________

Geburtsname: ______________ Familienstand: ______________

PLZ-Wohnort: ______________ Straße, Haus-Nr.: ______________

Volkszugehörigkeit: ______________ Fernruf mit Vorwahl: ______________

Geburtstag: ______________ Geburtsort: ______________

Mitglied einer anderen Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft (ja/nein/falls ja: welcher): ______________

Mitglied einer Jugendgruppe, Partei, Loge o.ä. Vereinigung (Rotarier z.B.), falls ja, welcher?: ______________

Beruf: ______________ Besondere sonst. Fähigkeit: ______________

A Aufnahmeantrag

Ich beantrage meine Aufnahme als Mitglied in die Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. und das Familienwerk e.V.

Ich gehöre keiner Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft an und bejahe vollinhaltlich das „Artbekenntnis“ und das „Sittengesetz unserer Art“. Ich versichere hiermit in Kenntnis der Strafbarkeit einer falschen eidesstattlichen Versicherung die Richtigkeit der Angaben auf diesem Antrag eidesstattlich.

Ich werde ab sofort einen Monatsbeitrag von ______________ € zahlen und bis zur Aufnahme als Anwärter geführt. Nach Aufnahme zahle ich die Aufnahmegebühr von 30,– €, ferner ggf. den Beitrag zum Familienwerk und ggf. Abgaben für nicht erfüllten Arbeitsdienst. Einen etwaigen Beitritt zu einer anderen Religions- oder Weltanschauungsvereinigung, einem Orden oder einer Loge werde ich unverzüglich der Leitung der Artgemeinschaft – GGG mitteilen.

Paßbild/
Farblichtbild
erbeten

Ich habe ______ Kind(er), geboren am ______ bzw. ______ bzw. ______ bzw. ______ bzw. ______

Ich bin vorbestraft (ja/nein): ______________

Falls Ja, weswegen?: ______________

Unterschrift: ______________

B Beitrittserklärung als Förderer

Ich möchte zur Zeit nicht Mitglied der Artgemeinschaft – Germanische Glaubensgemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. werden, aber sie als Förderer unterstützen.

Ich trete hiermit der Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. als Förderer bei und werde ab sofort einen Förderer-Beitrag

von ______________ € jährlich zahlen.

Paßbild/
Farblichtbild
erbeten

Unterschrift: ______________

C Bestellung der Nordischen Zeitung

Ich bestelle die NORDISCHE ZEITUNG ab Heft 1 dieses Jahres. Die Jahresgebühr von 18,– € einschließlich Versand werde ich unverzüglich zahlen.

Unterschrift: ______________

Zahlungen auf das Konto: Die Artgemeinschaft e.V., Postbankkonto 5 28 51-104 Berlin (BLZ 100 100 10)

Schriftenreihe der Artgemeinschaft

Heft 1	Jürgen Rieger: *Bekenntnis unserer Art*, 3. Aufl. 1991, 63 S.	€ 2,50
Heft 5	Artgemeinschaft – GGG (Hrsg.): *Weihnachten – Brauchtum im Artglauben*, 3. erweiterte Aufl. 3800 n. St., 112 S.	€ 6,50
Heft 6	Irmgard Michelsen: *Tausend Jahre Seelenmord*, 3. Aufl. 3800 n. St., 42 S.	€ 3,00
Heft 14	Dr. Wielant Hopfner: *Christentum – Natur – Artglaube – ein Vergleich*, 3. Aufl. 3799 n. St., 57 S.	€ 3,50
Heft 15	Hans Holz: *Aufbruch zum Artglauben*, 2. Aufl. 3797 n. St., 36 S.	€ 3,00
Heft 18	Werner Schriefer: *Urdborn – Gedichte des Artglaubens*, 1990, 36 S.	€ 3,00
Heft 20	Andreas Heusler: *Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit*, 2. mit Anmerk. vers. Aufl. 3800 n. St., 68 S.	€ 4,00
Heft 21	Jürgen Rieger: *Von der christlichen Moral zu einer biologisch begründeten Ethik*, 2. erweiterte Auflage, 3800 n. St., 76 S.	€ 4,50
Heft 22	*Die Sachsen unter dem Kreuz* (Prof. Dr. O. Reche: *Kaiser Karls Gesetz zur politischen und religiösen Unterwerfung der Sachsen* / Edmund Weber: *Waren die Sachsen Menschenfresser?* / Hermann Löns: *Die rote Beeke*), 3793 n. St., 64 S.	€ 3,00
Heft 23	*Die gewaltsame Christianisierung* (Prof. Dr. Gustav Neckel: *Die Bekehrung der Germanen zum Christentum im Lichte der Quellen* / Günther Saß: *Sagazeugnisse zur Gewalt-Missionierung des alten Nordens* / Dr. Herbert Lenz: *Wie die Deutschen Christen wurden* / J. Rieger: *Wie anziehend war das Christentum für germanische Heiden?*), 2. Aufl. 3800 n. St., 58 S.	€ 4,00
Heft 24:	Gustav Neckel: *Germanisches Heldentum*, 2. Aufl. 3801 n. St., 64 S.	€ 4,00
Heft 25:	Jürgen Rieger: *Sachsenmord und Sachsenhain in Verden*, 2. Aufl. 3802 n. St., 44 S.	€ 4,00
Heft 26:	Jahwe: *Denkwürdiges aus meiner Bibel*, 2. Aufl. 3801 n. St., 67 S.	€ 4,00
Heft 27:	Felix Genzmer: *Germanische Schöpfungssagen*, 2. Aufl. 3801 n. St., 64 S.	€ 3,00
Heft 28:	Dr. Friedrich Murawski: *Das Gott*, 3797 n. St., 66 S.	€ 4,00
Heft 29:	Fritz Danner: *Gedanken eines Ketzers*, 3798 n. St., 41 S.	€ 3,00
Heft 30:	Jürgen Rieger: *Unser Wollen*, 3801 n. St., 37 S.	€ 2,50
Heft 31:	Vilhelm Grönbech: *Von germanischer Volksart und Religion*, 3801 n. St., 68 S.	€ 4,00
Heft 32:	Hans F. K. Günther: *Die Verstädterung*, 3802 n. St., 45 S.	€ 3,50
Heft 33:	Dieter Vollmer: *Nordwind*, 3803 n. St., 58 S.	€ 4,00

Einzelveröffentlichungen

Jung-Wikingers Mal-, Knobel- und Bastelbuch, 86 S. mit fünf farbigen Ausschneidebögen, Großformat	€ 7,50
Dipl.-Ing. Karl Hein: *Woher – Wohin?* (für Jugendliche gedacht), 3801 n. St., 74 S. geb.	€ 6,00
Dipl.-Ing. Karl Hein: *Falken und Tauben*, 3802 n. St., 119 S.	€ 9,00

Buchreihe der Artgemeinschaft

Band 1:	Dr. Wilhelm Kusserow: *Heimkehr zum Artglauben, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur erfolgten gewaltsamen Christianisierung*, 2. verbesserte Auflage, 3796 n. St., 249 S.	€ 14,00
Band 2:	Dr. Wilhelm Kusserow: *Heimkehr zum Artglauben, Bd. 2: Von Meister Ekkehart bis Goethe*, 2. verbesserte Auflage, 3797 n. St., 280 S.	€ 19,00
Band 3:	Dr. Wilhelm Kusserow: *Heimkehr zum Artglauben, Bd. 3: Von der Romantik bis zur Gegenwart*, 2. verbesserte Auflage, 3798 n. St., 430 S.	€ 22,00
Band 5:	Die Artgemeinschaft-GGG. (Hrsg.): *Heidnische Gedichte*, 1989, 290 S.	€ 12,00
Band 6:	Jürgen Rieger: *Die Jugendfeier – Brauchtum im Artglauben*, 3799 n. St., 150 S.	€ 9,00
Band 7:	William Stewart Ross: *Gott und sein Buch – Jehovas gesammelte Werke*, 3801 n. St., 272 S.	€ 19,00
Band 8:	Dr. Rudolf Wingerneu: *Christentum und Kirchen = Sammelsurium vorchristlicher Lehren, Kulte und Gebräuche*, 3803 n. St., 208 S.	€ 12,00
Band 9:	Jürgen Rieger: *Sittengesetz unserer Art*, 3803 n. St., 348 S.	€ 18,00